

**PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren
im Ausland**

Newsletter 2019

herausgegeben

von Axel Reitel und Hubert Dammer



Gabrielle Alioth Zeitfragen Andreas B. Bengsch und Udo Scheer Taucher in der Wüste Gabriel Berger Der Kutscher und der Gestapo-Mann Albrecht Classen Trumpiade Karsten Dümmel Senada Stefanie Golisch Erziehung nach Auschwitz: Anspruch und Wirklichkeit einer pädagogischen Vision Freya Klier Dresden 1919 Christine Koschel Namenloser Baum Günter Kunert Ohne Umkehr Reiner Kunze Die Stunde mit dir selbst Wolfgang Müller Pass gut auf Mutti auf! Susanna Piontek Innenleben, innen leben Utz Rachowski Gespenster Axel Reitel Anmerkungen zu Greta Kuckhoff und der Roten Kapelle Peter Rosenthal Roberto Benjamin Stein Einwanderer Stephen Tree Esthers Kinder Eugenie Trütschler Franta

Schwerpunkt: Zeitgeschichte

**PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren
im Ausland**

Newsletter 2019

herausgegeben

von Axel Reitel und Hubert Dammer

Impressum, Nachweise

© 2019 für diese Ausgabe: PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland.
Die Texte wurden, soweit nicht anders vermerkt, von den jeweiligen Autoren zur Verfügung gestellt.

Satz & Layout: Hubert Dammer



Foto: Archiv Annedore Dietze

Cover: Axel Reitel unter Verwendung des Gemäldes von Annedore Dietze: *Haft*, Öl auf Leinwand, 2010, 180 x 140 cm. Die Wiedergabe erfolgte mit bedingter Genehmigung durch die VG Bild-Kunst.

Inhaltsverzeichnis

Impressum, Nachweise	2
Editorial	7
Mitteilung des Schatzmeisters	8
Förderverein	9
Mitgliedsbeitrag PEN Zentrum	10
Schwerpunkt: Zeitgeschichte	11
Gabrielle Alioth – Zeitfragen	11
Andreas B. Bengsch, Udo Scheer – Taucher in der Wüste	14
Gabriel Berger – Der Kutscher und der Gestapo-Mann	20
Albrecht Classen – Trumpiade	26
Karsten Dümmel – Senada	28
Stefanie Golisch – Erziehung nach Auschwitz: Anspruch und Wirklichkeit einer pädagogischen Vision	30
Freya Klier – Dresden 1919 - Die Geburt einer neuen Epoche	34
Christine Koschel – Namenloser Baum	40
Günter Kunert – Ohne Umkehr	42
Reiner Kunze – die stunde mit dir selbst - Gedichte	48
Wolfgang Müller – Pass gut auf Mutti auf!	51
Susanna Piontek – Innenleben, innen leben	64
Utz Rachowski – Gespenster	66
Axel Reitel – Anmerkungen zu Greta Kuckhoff und der „Roten Kapelle“	68
Peter Rosenthal – Roberto	73
Benjamin Stein – Einwanderer	75
Stephen Tree – Esthers Kinder	80
Eugenie Trützschler – Wie der Münchner Stadtplan Frantas Ehre rettete	84
Warum Exil für unser PEN Zentrum immer noch aktuell ist?	91
Neue Mitglieder	92
Wolf Biermann	92
Alan Posener	92
Bettina Wegner	92
Jürgen Maehder	92
Reinhard Andress	92
Zorin Diaconescu	92
Ilko-Sascha Kowalczuk	92
Edwin Kratschmer	93
Paul Michael Lützeler	93

Wolfgang Müller	94
Eugenie Trützschler von Falkenstein	94
Richard Zipser	94
Auszeichnungen	95
International Poseidonia Paestum Poetry Award an Gino Leineweber	95
Geertje-Potasch-Suhr-Preis an Susanna Piontek	95
Verleihung des Ovid-Preises	96
Aus den Tätigkeiten unserer Mitglieder	97
Guy Stern – Fernsehbeitrag aus dem Holocaust-Museum	97
Peter Rosenthal – Graphic Novel Tigersprung	98
Alan Posener – Interview mit Timothy Snyder	99
Frederick A. Lubich – My Continuing Battle with Tongue Cancer	102
I: Tongue - Tied and Speechless But Still Alive	102
II: From the Old World to the New World – Flashbacks and Soundtracks	105
III: Spring Songs into Autumn Sonatas – Last Escapades and Final Serenades	122
Fred Viebahn – Rita Dove: Sonata Mulattica	134
Ein vergiftetes Geschenk? – Die chinesische Karl-Marx-Statue in Trier	137
Writing for Writers: Briefe für Writers in Prison – Ein Auftrag aus der eigenen Geschichte	139
Writers-in-Prison	140
Season greetings	142
#Free Oleh Senzow 2019 !	143
Hinweise, Veranstaltungen, Publikationen	146
Hinweise	146
Tschechischer Salon	146
Guy Stern Interview	146
Veranstaltungen	147
Literaturhaus Berlin	147
„Ich bin der Andere“	149
Sacharow-Preis 2018. Der Tag nach Straßburg in Berlin	150
Verfolgung – Vertreibung – Gedächtniskultur	152
Ausstellung: Überwinde die Todesmauer	152
Zeitzeugengespräch mit Gabriel Berger	154
Publikationen	167
Gabrielle Alioth – Gallus der Fremde	167
Günter Kunert – Ohne Umkehr	167
Albrecht Classen – Amerikanische Satiren	167
Geertje Suhr Potash – Immer rein ins Herz mit der Feder, Gedichte	168
Eugenie Trützschler von Falkenstein – Liberale Gehversuche	169

Andreas B. Bengsch und Udo Scheer – Taucher in der Wüste – Die Nächte und Tage des Carl Graff	169
Irène Bourquin – Im Bauch des Hauses	169
Utz Rachowski – Poesiealbum 339	170
Axel Reitel:	172
Schales Revolutionsglück. Über die Freiheit und ihre Abgründe im ehemaligen Geltungsgebiet der DDR	172
Anmerkungen zu Greta Kuckhoff und der „Roten Kapelle“	172
Poesiealbum neu. „Worthaft. Texte politischer Gefangener“	172
Marko Martin:	173
Nelson Mandela	173
Das Haus in Habana – Ein Rapport	173
Dissidentisches Denken – Reisen zu den Zeugen eines Zeitalters	173
Thomas Poeschel – Reflexionen eines einäugigen Kameramannes	174
Paul Tischler – Will ablegen den Wanderstab. Die Letzten Fünf	174
Freya Klier – Dresden 1919	175
Gabriel Berger – Der Kutscher und der Gestapo-Mann	175
Rezensionen	176
Maya Hostettler – Rezension: Becoming, von Michelle Obama	176
Reinhard Andress – Rezension: Robert Schopflochers Eine Kindheit	177
Glückwünsche	179
Guy Stern	179
Günter Kunert	179
Gedenken	180
Marko Martin — Trauer um Edgar Hilsenrath	180
Frederick A. Lubich – In Erinnerung an Gerald Uhlig-Romero	182
Gabriel Berger – Erinnerung an Ulrich Schacht	191
Mitgliederlisten	199
Ehrenmitglieder	199
Neue Mitglieder 2018	199
Mitglieder	199
Ehrenpräsident	201
Vorstand	201
Geschäftsführer	201

Editorial

Dreißig Jahre nach der friedlichen DDR- und Osteuroparevolution von 1989 treiben uns längst keine Anschauungsformen mehr des geschichtlichen Sinns. In der Epoche des hermetischen Osteuropas, von 1945 bis 1989/90, galt im Reich des Roten Sterns das Prinzip einer historischen Mission der Geschichte. Beginn und Ende gesetzmäßiger Etappen eines endgültigen gewonnenen Klassenkampfes: Das Gespenst des Kommunismus hat sich am Ende als schwache Führungskraft erwiesen.

Doch auch diese jüngere Epoche steckt nicht mehr selbst im Geschehen, sondern in seiner zeitgenössischen oder nachträglichen Deutung, einem zeitgenössischen Problem, dem Gabrielle Alioths aufschlussreich in ihrem Beitrag „Zeitfragen“ mit postmodernen Gegenüberstellungen nachgeht.

Um die Frage des Vorrangs, der privaten Pläne gegen die Macht, geht es in dem Romanauszug *Taucher in der Wüste* des Autorenduos Andreas B. Bengsch und Udo Scheer. Graff, der Protagonist des Romans, ist nicht der erste wunderbare Held, der gegen die Welt antrinkt, mit Nicholas Gage, in *Leaving Las Vegas*, ist er in bester Gesellschaft.

Im Ranking der nachträglichen Deutung, die weite Räume unserer fortlaufenden Zeitgeschichte einnimmt, genießen nach wie vor weltgeschichtliche Epocheneinschnitte den Vorrang vor nationalgeschichtlichen Zäsuren. Die Leseprobe aus Gabriel Bergers Buch *Der Kutscher und der Gestapomann* gibt Auskunft darüber, wie eine aus tiefsten Ressentiments bestehende Weltsicht die Erde mit sadistischsten Gräueltaten überzieht und allen Ernstes als Notwendigkeit betrachtet.

Der satirische Text *Trumpiade* des überzeugten und politisch aktiven Amerikaners Albrecht Classens bringt uns thematisch zu einer der derzeit größten Periodisierungsdebatten unserer Zeit, zwischen den mit krachenden Gegensätzen streitenden Lagern um den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Donald Trump. Dabei setzt Classen, wie Aristoteles in der Poetik, auf das Lachen. Den Agelasten der Meinungsklöster zum Trotz.

In Karsten Dümmels Schilderung des Kinderschicksals von *Senada* dringt das „Geräusch splitternden Glases“ bis in die tiefere Geschichte und kehrt sogleich in unsere Gegenwart zurück, in der Kinder in noch viel zu vielen Ländern verdammt sind, nur noch vom Krieg zu reden, „Tag für Tag. Jeden Tag.“

Ebenfalls entzieht sich Stefanie Golischs Vortragstext nach Adorno *Erziehung nach Auschwitz: Anspruch und Wirklichkeit einer pädagogischen Vision* der Verwässerung. Dabei geht um eine besonders abstruse Form des Reisens, des *dark tourism*, bei dem man sich vor den Verbrennungsöfen lachend ablichten lässt, aber auch um besondere Menschen, im Fokus zwei junge Künstlerinnen, deren Talent stärker ist als die verbrennende Macht. Freya Klier hebt in ihrem Buch, *Dresden 1919 – Der Beginn einer neuen Epoche*, das wegweisende Stück Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts aus der Versenkung und bringt Licht in zuvor nicht gesehene Kapitel. Allein die Leseprobe hat einiges zu bieten.

In Christine Koschels Gedichtreigen, den wir, nach einem der Gedichte, *Namenloser Baum* nannten, steht die „Antiquiertheit des Menschen“ im Mittelpunkt gegen die wenigen Ausnahmen mit „Goldfülle“ und „Strahlkraft“ (gemeint ist Imre Kertész, mit dem sie eine langjährige Freundschaft verband).

Wie gerade „das Beschweigen“ vermutlich „das Vergangene fürchterlich präsent“ hält, thematisiert Günter Kunert in seiner um den nationalsozialistischen Gewaltbereich kreisenden Erinnerungsstudie - *Ohne Umkehr*. Dabei weiß er [und mehr]: Märchen auf andere Weise zu lesen, würde sich lohnen, da ihre Substanz aus den Abgründen der Realität stammt, ohne dass wir ihrer gewahr würden.

Reiner Kunzes späte Gedichte *die stunde mit dir selbst* entillusionieren von sämtlichen Ansprüchen der Menschheit. Was bleibt, ist der poetische Raum der drei, vier beglückenden Bilder der Kindheit, die man, laut Camus, als Erwachsener immer wieder sucht: „Möge ihn beglücken, was er sieht, / damit der tag in seiner seele wurzeln schlägt / und er ihn für die dunklen zeiten in sich trägt.“

Wolfgang Müllers Text *Pass gut auf Mutti auf!* über den Einzug gesellschaftlicher Gewalt ins Private, enthält einen Wortwechsel, der Zeitgeschichte als Entscheidungsgeschichte, hier Natur versus Revolution, aufscheinen lässt: „Herr Kühn, Herr Kühn, könnten Sie uns nicht das Lied von der Forelle vorsingen? Bitte!“ „Na ja, eigentlich wollten wir ja über Pawel Kortschagin und Rita reden, aber, na gut, weil heute das Wetter so schön ist“, lächelte er ironisch. Pawel Kortschagin ist der Überprotagonist des Romans *Wie der Stahl gehärtet wurde*, der jeder Schülergeneration in der DDR aufs neue auferlegt wurde.

Susanna Piontek widmet sich in ihrem Text *Innenleben, innen leben* einem Bereich, der aus zeitgeschichtlicher Perspektive gern und auch bewusst übersehen wird: dem privaten Leben, seinen wunderbaren Möglichkeiten, seine Gefahren, seinen Einbrüchen, seinen Enttäuschungen, und umso mehr geht es um moralische Intelligenz. Utz Rachowskis *Gespenster* begleiten ein Wiedersehen nach fast fünfzig Jahren, einem Zeitraum, in dem die Welt sich, laut Goethe, in eine völlig andere verwandelt. Und „alles folgte [zum Beweis] dem Geruch und war neu“.

Peter Rosenthals literarischer Brief an Robert Schopflocher enträtselt „das Gefühl der Verbundenheit mit der eigenen Vergangenheit“ und wie die Klarheit aus der „richtigen Tiefe“ der Vergangenheit kommt.

Benjamin Steins *Einwanderer* zeigen sich während eines Spa-Urlaubs auf Lanzerote als höchst lebendige Exzerpte der abgeschlossenen zeitgeschichtlichen Metamorphosen vom Eroberer (15. Jahrhundert) zum Transmigranten (19. Jahrhundert) und endlich zum Emigranten (20. Jahrhundert).

Stephen Trees Text *Esthers Kinder* widmet sich der „Geschichte der ältesten heute noch bestehenden jüdischen Diaspora, die Geschichte der persischen Juden“. Zugleich wirft der Inhalt das Problem der abgeschlossenen gegenüber einer offenbar offenen Zeitgeschichte auf.

Den Schwerpunkt „Zeitgeschichte“ abschließend, setzt uns Eugenie Trützscher mit ihrem Genossen *Lockenkopf* - in: *Wie der Münchner Stadtplan Frantas Ehre rettete* – ein weiteres furioses Licht der jüngeren Zeitgeschichte auf: des Kalten Krieges in der Tschechoslowakei.

In der Rubrik Tätigkeiten unserer Mitglieder empfehlen wir das Interview von Alan Posener mit Timothy Snyder: *Die Welt wäre eine andere ohne Europa*.

Trotz seines hohen Jugendalters reiste Guy Stern zu mehreren Vorträgen von den USA nach Deutschland. Unter anderem gab er dem ZDF ein nachhaltiges Interview über den würdigen Umgang mit der Shoa bzw. dem Holocaust.

Peter Rosenthal folgt mit seiner filmischen Graphic-Novel *Tigersprung* der Geschichte von Ernst Berliner, der 1966 nach Köln zurückkehrt, um mehr über die Ermordung seines Schützlings, des Radweltmeisters Albert Richter, im Gestapogefängnis zu erfahren.

Fred Viebahn setzt mit seinen Übersetzungen der Gedichte der Pulitzerpreisträgerin Rita Dove ein Markenzeichen an Einfühlungsvermögen und poetischem Spürsinn. Wir haben vier Gedichte ausgewählt.

Daran anknüpfend möchten wir nicht versäumen, mit großer Freude unsere neuen Mitglieder Reinhard Andress, Zorin Diaconescu, Ilko-Sascha Kowalczuk, Paul Michael Lützeler, Wolfgang Müller, Eugenie Trützscher von Falkenstein und Richard Zirpser bei uns zu begrüßen.

Wir freuen uns an dieser Stelle über die mit Auszeichnungen belohnten literarischen Lebenswege: der International Poseidonia Paestum Poetry Award an Gino Leineweber und den Geertje-Potasch-Suhr-Preis an Susanna Piontek. Wir gratulieren herzlich!

Unsere Gruppe *Writer in Prison* hat sich über den gesamten Zeitraum des vergangenen Jahres aktiv mit Briefen und Kartengrüßen für die Freilassung inhaftierter Schriftstellerinnen und Schriftsteller eingesetzt. Ausführlich nachzulesen sind diese Aktivitäten in unserer Rubrik *Writers in Prison*.

Mit Anteilnahme und größten Hoffnungen sehen wir nach Virginia auf unser Vorstandsmitglied Frederick A. Lubich, der im vergangenen Jahr an Zungenkrebs erkrankte und mit Hilfe moderner Medizin, entsetzlich vielen Konsultationen und seinem unerschütterlichen poetischen Humor der Erkrankung entgegentritt. Wir erlauben uns die Beschreibung seines Kampfes mit dem Krebs im Original - im Amerikanischen - zu veröffentlichen.

Edgar Hilsenrath, was für ein würdiger Nobelpreisträger wäre er gewesen, ist tot. Sehr lesenswert ist Marko Martins berührender Nachruf in unserer Rubrik *Gedenken*, die der poetische Nachruf Frederick A. Lubichs auf Gerald Uhlig-Romero abschließt.

Und wir trauern um Tomi Ungerer.

Unser Mitglied, der international bekannte Zeichner und Buchillustrator, starb in der Nacht vom 08. auf den 09. Februar 2019 mit 87 Jahren in Irland, im Haus seiner Tochter. Diese Meldung erreicht uns nach Redaktionsschluss.

Last but not least gratulieren wir auf das Herzlichste unseren beiden Doyens Guy Stern und Günter Kunert zum 97ten bzw. 90ten Geburtstag! Ausführlicher nachzulesen in unserer Rubrik *Glückwünsche*.

Mit den besten Wünschen und herzlichen Grüßen für ein schönes und kreatives Jahr 2019

Ihr



Foto: Christa Speidel

Mitteilung des Schatzmeisters

Förderverein

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

am 28. Oktober 2017 wurde der neue Förderverein PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland e. V. gegründet. Er wurde am 21. Dezember 2017 im Vereinsregister beim Amtsgericht Hamburg eingetragen und erhielt am 09. Januar 2018 den sogenannten Freistellungsbescheid des Finanzamtes mit dem der Verein berechtigt ist, Spenden entgegenzunehmen und dafür rechtmäßige Spendenquittungen auszustellen. Damit können Zuwendungen, die dem Verein gegeben werden, von der Steuer abgesetzt werden.

Die Gründung des Vereins war noch aus einem weiteren Grund notwendig:

Da das PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland in Deutschland eine internationale Gemeinschaft von Schriftstellern ist und kein eingetragener Verein in Deutschland, ist es schwierig, ein eigenes Bankkonto zu führen. Mit dem Förderverein steht dem Zentrum nun ein Instrument zur Verfügung, mit dem dessen Einnahmen und Ausgaben abgewickelt werden.

Dem Förderverein können alle Personen, die das PEN Zentrum unterstützen wollen als Mitglieder beitreten – nicht nur Mitglieder des PEN Zentrum selbst. Zurzeit ist vom Vorstand noch kein jährlicher Mitgliedsbeitrag festgesetzt worden, da die Verwaltungskosten des Vereins sehr gering sind und sie bisher gespendet wurden. Der Vorstand des Vereins besteht aus folgenden Personen:

- Gino Leineweber, Vorsitzender
- Benjamin Stein, Schatzmeister,
- Gabrielle Alioth, Beisitzerin



Foto: Archiv Benjamin Stein

Die Mitgliederbeiträge und Spenden können auf folgendes Konto überwiesen werden:

PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland
Commerzbank Hamburg
IBAN **DE20 2004 0000 0222 3337 00**
BIC **COBADEFFXXX**

Mitgliedsbeitrag PEN Zentrum

Der Jahresbeitrag 2019 beträgt wiederum €70 bzw. \$70.

Bitte denken Sie daran: Mitglieder, die ihren Jahresbeitrag bis zum 31. März 2019 entrichten, zahlen nur €65 bzw. \$65.

Ich bitte daher den Mitgliedsbeitrag für 2019 mit dem Vermerk „**PEN-Beitrag 2019**“ nur noch auf das Konto zu überweisen:

PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland
Commerzbank Hamburg
IBAN **DE20 2004 0000 0222 3337 00**
BIC COBADEFFXXX

Alternativ kann der Beitrag auch in US Dollar als personal check einer US-Bank geschickt werden. Er sollte in Höhe von 70 \$ an „Fred Viebahn, PEN“ ausgestellt werden.

Die Anschrift lautet
Fred Viebahn, 1757 Lambs Rd. , Charlottesville, VA 22901 USA

Mit Dank und herzlichen Grüßen

Benjamin Stein
Schatzmeister

Schwerpunkt: Zeitgeschichte

Gabrielle Alioth – Zeitfragen

Der kaiser hatte in der morgendämmerung nach seiner gewohnheit sich erhoben um dem chorgesang der nokturn und matutin beizuwohnen, dann etwas ausgeruht, später messe gehört, almosen verteilt und das frühmal genommen, darauf sich wieder zu bette gelegt (er kam bereits unwol an, vgl. 574b), erschien iedoeh zur gewohnten stunde froh und fröhlich bei der tafel; als er aber danach der vesper beiwohnte, ergriff ihn plötzlich ein fieber, von einer schweren ohnmacht welche ihn befiel, wieder zum bewusstsein gebracht, verlangte er die sterbsakramente zu empfangen und gab dann ohne klagelaut und in grosser ruhe den geist auf...

So wird in den Regesta Imperii nach der Chronik des Widukind der Tod Ottos des Großen in Memleben am 7. Mai 973 beschrieben.

Der Tod einer Hauptfigur ist ein schwerwiegendes Ereignis in einem Roman, und wenn man so genannte historische Romane schreibt, kommt man als seriöse Autorin nicht darum herum, die von den Quellen überlieferten Umstände zu berücksichtigen, selbst wenn diese – wie im Fall von Otto I. – auf den ersten Blick idealisiert erscheinen. In früheren Epochen hätten Schriftsteller vermutlich himmlische Autoritäten bemüht, um dem beschriebenen Ablauf Glaubwürdigkeit zu verleihen. Ich habe Widukinds Darstellung mit postmodernem Sarkasmus einem Mediziner zum Lesen gegeben. Die Diagnose ließ nicht auf sich warten: Sepsis – eine zuerst unbemerkte, schmerzlose Blutvergiftung, die nach einiger Zeit zu Schwindel und Unwohlsein führt, dem Wunsch, sich „zu bette zu legen“, und zu Fieber, das Wahnvorstellungen z. B. eine unerwartete Fröhlichkeit verursachen kann. Unbehandelt führt Sepsis in Kürze zum Tod. Der Rest bleibt Hypothese: Mit seinen gut sechzig Jahren könnte Otto an einer in diesem Alter häufigen Prostatavergrößerung gelitten haben, die zu einer Urosepsis führte.



Foto: Silvia Wiegers

Ich war erfreut über diese einleuchtende Erklärung, aber auch erstaunt, dass ich in keiner der vielen historischen Untersuchungen, die ich über Otto den Großen gelesen hatte, darauf gestoßen war. Hatte keiner der namhaften Historiker sich die Mühe gemacht, die bekannte Quellenstelle einem Kollegen aus der medizinischen Fakultät vorzulegen? Ohne die hermetischen Eigenschaften akademischer Glashäuser zu unterschätzen, denke ich, dass die Antwort weniger in der Borniertheit, als in der mangelnden Neugier der Experten zu suchen ist. Eine Anamnese der Todesursachen gehört nicht zu den Fragen, die Historiker an ihre Quellen stellen, denn sie trägt nichts zur Erklärung der politischen oder auch gesellschaftlichen Konsequenzen eines Kaisertodes bei.

Dass Historiker andere Fragen an die Geschichte stellen als Schriftstellerinnen, liegt auf der Hand, und selbst wenn man sich als letztere unweigerlich in Latrinen und auf Misthaufen wiederfindet, um etwas über die alltäglichen Lebensumstände seiner Figuren zu erfahren, so habe ich diese unterschiedliche Betrachtung von Vergangenheit in den dreißig Jahren, in denen ich mit einem Historiker verheiratet war, doch meist als Bereicherung empfunden. Zudem hat der Wunsch, oder vielmehr die Notwendigkeit, die Schauplätze des Geschehens mit eigenen Augen zu sehen, zu Erkundungen von atemberaubenden Burgen, stimmungsvollen Klöstern und verwunschenen Gärten geführt. Denn selbst wenn sich über die Jahrhunderte fast alles verändert, ist es doch wichtig zu wissen, wie der Himmel über Quedlinburg ausschaut und wie die Sonne auf das Marmarameer scheint, wenn man auf den Mauern von Konstantinopel steht. (Und natürlich möchte man vermeiden, dass diese – wie in Walter Scotts *Ivanhoe* – plötzlich im Westen aufgeht.)

Trotz aller Faktentreue und selbstaufgelegter Verpflichtung gegenüber einer historischen Wirklichkeit habe ich mich stets gegen die Etikette „historischer Roman“ gesträubt. Einmal weil ich meine Bücher ungern zwischen Lebensbeschreibungen feministischer Hexen und reißerischen Bekenntnissen giftkochender Nonnen eingereiht sehe, vor allem aber weil die Bezeichnung „historisch“ oft als Versuch verstanden wird, sich und seine Leser in eine vergangene Epoche zurück zu versetzen.



Foto: Newgrange I, Irland. Hubert Dammer

So wie jeder Roman hat natürlich auch der historische das Ziel, die Leser in seine eigene Welt hineinzuziehen, und das Maß, in welchem ihm das gelingt, entscheidet unter anderem über seine Qualität. Zu behaupten, diese Welt könne historisch authentisch sein, ist meiner Ansicht nach jedoch Unsinn. Denn das Vergangene ist und bleibt vergangen und kann weder in einem Geschichtsbuch noch in einem Roman zur Gegenwart werden, ja mehr noch: das Vergangene verändert sich mit der Gegenwart. Wir sehen das 13. Jahrhundert heute anders als vor fünfzig Jahren, wir sehen unsere eigene Kindheit heute anders, als vor zwanzig Jahren. Wir ändern das Narrativ, das uns unsere Gegenwart erklärt, werten Erfahrungen und Erinnerungen neu im Verlauf der Zeit, ebenso wie die historischen Gegebenheiten, die zu unserer Gegenwart führen.

So ist es meiner Ansicht nach eine Illusion zu glauben, wir könnten verstehen, wie Menschen im 18. Jahrhundert oder auch nur vor dreißig Jahren gelebt oder wie sie sich gefühlt haben. Zuviel trennt uns von ihnen, und wir können nicht ent-wissen, was wir heute wissen. Die Art und Weise, wie wir die Vergangenheit betrachten, ist eine Funktion der Gegenwart. Oder wie Alfred Döblin schrieb: „Der historische Roman ist erstens Roman und zweitens keine Historie.“ Was ein historischer Roman aber durchaus kann und, ich denke, auch soll, ist, vor dem Hintergrund der Historie und anhand historischer Situationen grundsätzliche Fragen aufzeigen, Fragen, die sich in jeder Epoche stellen können und von jeder Generation wieder beantwortet werden müssen. Bei dieser Beantwortung scheint mir ein Blick auf die Vergangenheit nicht nur sinnvoll, sondern vielleicht sogar nützlich.

Francis Bacon nannte die Zeit die erste große Entdeckung der Menschheit. Sie befreie ihn von der „zyklischen Monotonie der Natur“ und erlaube ihm, sein Leben als ein kontinuierliches Fortschreiten zu betrachten. Dass dieses Fortschreiten allzu oft mit Fortschritt gleichgesetzt wird, ist nicht der Fehler der Zeit, sondern das Resultat von Vergesslichkeit und Arroganz. Die Zeit wertet nicht, sie ordnet nur, und in dieser Eigenschaft ist sie zweifellos eine große Entdeckung (oder Erfindung?) für unser Leben und auch für das Schreiben. Schreiben ist eine lineare Tätigkeit. Wir fügen Wort an Wort, Satz an Satz und damit entsteht eine Abfolge, die in größerem oder kleinerem Maß Kausalität impliziert. Das Gegenwärtige wird aus dem Gewesenen, das Morgen folgt auf das Heute. Ein Blick in die historische wie auch persönliche Vergangenheit offenbart jedoch rasch,



Foto: Newgrange II, Irland. Hubert Dammer

dass wir damit nicht jeder Zyklizität entkommen sind. Unsere offenkundige Unfähigkeit, aus den Erfahrungen anderer zu lernen, führt uns dazu, die Fehler früherer Epochen zu wiederholen, während innere Zwänge dafür verantwortlich sein mögen, dass wir im Verlauf unseres Lebens in ähnlichen Situationen immer wieder die gleichen (falschen) Entscheidungen treffen. Was uns da „umtreibt“, ist ein komplexes Gefüge natürlicher und anderer Mechanismen, das sich beim Schreiben von (historischen) Romanen höchstens zu einem Bruchteil erforschen lässt. Doch die Kreisläufigkeit ist kein Grund zur Resignation.

Seit über 30 Jahren lebe ich in Irland, das nicht nur geografisch am Rand von Europa liegt. Hier hat manches überdauert, was anderorts vom Zeitgeschehen weggefegt wurde. Nicht weit von meinem Hexenhäuschen entfernt erhebt sich ein intaktes jungsteinzeitliches Hügelgrab, in das am Morgen des kürzesten Tages die Sonne durch einen fünfundzwanzig Meter langen Gang in eine Grabkammer scheint. Die älteste Uhr der Welt, die einzig wegen der Verschiebung der Erdachse über die Jahrtausende eine geringfügige Ungenauigkeit aufweist. Vor dem Eingang zu diesem Grab liegt ein ovaler Stein, in den Spiralen eingemeißelt sind. Niemand kann wissen, was sie bedeuten, jeder darf seinen eigenen Sinn darin finden. Sind sie eine Landkarte der Umgebung, ein Abbild des Himmels, die Beschwörung einer vergessenen Gottheit, ein Ornament oder eine

Metapher für Leben und Sterben? Sicher formen sie eine Verbindung zu späteren Epochen, denn das Motiv der Spirale windet sich durch die Geschichte – auf Hochkreuzen, in mittelalterlichen Handschriften, als Voluten, Arabesken, Grottesken, durch den Klimt'schen Lebensbaum und die Bilder von Hundertwasser bis in die Auslagen moderner Schmuckgeschäfte und Unternehmenslogos.

Die Kelten, die nur aufschrieben, was sie für unabänderlich hielten – Gesetze, Verträge, Todesfälle – sollen in der Spirale den Lauf der Zeit gesehen haben, die uns zwar immer wieder an den gleichen Ort bringt, aber jedes Mal auf einer anderen Ebene. Von dieser sehen wir als Historiker, Schriftstellerinnen und Menschen das Vergangene aus einer neuen Perspektive, stellen neue Fragen, und es verändert sich – genauso wie unsere Vorstellung von der Zukunft.

© G. Alioth 2018



Foto: Newgrange III, Irland. Hubert Dammer

Andreas B. Bengsch, Udo Scheer – Taucher in der Wüste

Leider hatte jener ominöse B. auf das Ansinnen, einen Kontakt zu Ehrlichmann zu vermitteln, nicht reagiert. Egal. Der Text war in der Welt, und er war, wie er war. Der kleine Mail-Wechsel lag längst im Papierkorb, da meldet sich unversehens eine zweite Mail vom „pressebüro abb“:



(v.l.n.r. Udo Scheer, Andreas B. Bengsch) Foto: Renate Bengsch

Sehr geehrter Genosse Sinnesgenosse, wenn ich Sie so nennen darf:

Ich habe nachgedacht. Was ist, wenn man einem wie auch immer Opfer seine „Leidensgeschichte“ wegnimmt wie eine alte Jacke – will nicht sagen „seine Haut“? Was bleibt übrig? Kann er ohne sie existieren? Nein!

Kann, konnte ich das? Ja!

Gesetzt, durch Zwangserfahrungen habe ich Erkenntnis erlangt, kann Stellung beziehen. Gesetzt, ich weiß etwas, was so niemand weiß. Das hat dann tatsächlich mit dem Faustisch-Mephistophelischen Tief in uns zu tun. Ich könnte versuchen, da feinsinnig hin zu gelangen, so wie Goethen. Ich könnte aber auch elternhaus-schule-west-ost-marx-lenin-sfb-rias-neckermann-sarottimohr-schöbelbedörkt-beathungrig-jugendverwirrt unnötig unschuldig im Knast landen.

Dann wäre einzig ich mein Opfer. Wäre ich dann auch mein Täter? Was hätte das Ich-Opfer dem Ich-Täter angetan? Na ja, das führt wohl zu weit, in diesem Geflecht kann man sich verlieren.

Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen zu viel Ihrer kostbaren Zeit mit dem Lesen dieser Zeilen stehlen sollte. Ich tue es vorsätzlich räuberisch und eigennützig, wie Sie im Anhang sehen können. Nichts Spektakuläres, nur ein Nachtgang nach Rostland. So sicher ich mich im Medienmetier bewege, so unsicher sehen Sie mich auf diesem Gebiet, leider. Wenn es Ihre Rezensentenzeit erlaubt, Ihre Meinung wäre mir wichtig, sehr wichtig.

Gruß B.

PS. A. Ehrlichmann – Ihre Frage: – lebt bei einem Gönner, einem Millionär auf Malta. Auf Ihren Kontaktwunsch hin antwortete er, er erwäge anwaltliche Schritte. Ich bin nicht sicher, ob er sich von mir davon abbringen lässt.

PPS: Ihre Mail-Adresse: Ich bin ein Sauger. Seien Sie unbesorgt, alles ist in guten Händen.

Der Ich liest die Mail ein zweites Mal. Was für ein Gedanke! Das „unschuldige Opfer“, kann man ihm nicht überall begegnen, auf Autobahnen, bei Flugzeugabstürzen, bei Terroranschlägen, in Kriegen, in Knästen, in jeder Katastrophe? Und unmerklich wächst neben ihm sein unseliger Zwilling, das „schuldige Opfer“ mitsamt seinen Ausflüchten, Legenden, Lügen. Auf wen zielen B.s Überlegungen?

Zugegeben, neugierig öffnet der Ich den Anhang und sieht sich zum zweiten Mal überrascht:

Nachtgang. Das Herz des Pekinesen in der großen Innentasche des Parka hämmert angstvoll gegen Graffs Brust. Immer wieder tritt der in Pfützen und hinterlässt auf der gepflasterten Freifläche eine Schlangenlinie seiner unsicheren Schritte. Beinahe wäre er gegen zwei Männer geprallt, deren Silhouetten sich Meter vor ihm nur wenig gegen die schwach beleuchtete Fassade des Republikpalastes weit vorn abzeichnen. Der Welpen an der Brust winselt leise.

„Keine Angst, das sind nur Marx und Murx, Sakko und Jacketti, der Mohr und sein General.“

Graff tastet nach der Flasche in seinem Hosenbund und schaut sich um. Bis auf ein Pärchen vor der längst geschlossenen Ladenzeile in der Ferne scheint die Gegend menschenleer. Er setzt sich auf den Sockel zu Marx' Füßen, zieht die gegen die Leiste drückende Flasche hervor und wischt sie ab, als wäre sie unrein vom Ort ihrer

Aufbewahrung. Er nimmt einen kräftigen Schluck, dann verstaut er sie wieder, diesmal in einer der Außentaschen seines Parka, wobei er darauf achtet, die Druckknöpfe sorgsam einrasten zu lassen. Gedankenverloren tastet er in Brusthöhe nach einer Zigarette. Er erschrickt, als er den Kopf des Hundes berührt. Seine Hand zuckt zurück, gleitet zur anderen Seite und findet die Schachtel mit dem Plastikfeuerzeug darin. Hastig zündet er eine der Zigaretten an, behält sie zwischen den Lippen und nimmt behutsam den Welpen heraus auf seine Knie.

„Na duuu, wer bist du denn? Ein kleiner Pechchinese? Jaaa, ist ja gut, das mit 'm Pech ist jetzt vorbei. Weißt du, ich hab dich doch von dem Polski Radolski, von diesem Hundevermehrer, freigekauft. Jetzt beginnt ein neues Leben.“

Nach einer kurzen Pause fügt Graff hinzu: „Zumindest für dich.“

Vorsichtig, als könnten seine großen Hände das Kleine zerbrechen, streichelt er das Fell. Vom entfernten Straßenlicht wird es mit einem Goldschimmer überzogen. Für ein paar Sekunden läuft ihm das Bewusstsein weg. Er hebt das Felltier in seinen Händen, lässt es sinken, hebt es an, auf und nieder, auf und nieder, als wolle er sein Gewicht abwägen. Ein klägliches Jaulen kündigt von Unbehagen.

„Is ja jut. Ist kalt hier, nich wahr. Komm mal lieber wieder rinn in die jute Stube.“

Graff lässt den Kleinen im Parka verschwinden, greift wieder zur Flasche, trinkt, schüttelt sich, verstaut sie ebenso sorgsam wie den Welpen. Noch einmal zieht er kräftig am Rest der Zigarette und wirft sie in weitem Bogen fort. Die Glut zeichnet eine rote Kurve in die Dunkelheit, bis sie auf das Pflaster spritzt und nachglüht.

Die Zivilstreife, die sich von den Bäumen hinter ihm löst, bemerkt er zu spät.

Der Text bricht ab. Der Ton ist angeschlagen. Ein bewusst kurzer Lockton, jederzeit zum Abbruch bereit? B. hat erreicht, was er wollte.

Werter Herr B.

pressebüro abb her oder hin, eines ist der Ich sich sicher: Sie sind ein Belletriste. Also: Wer sind Sie? Diese Frage zuerst.

Ansonsten muss der Rezensente Sie enttäuschen: Ihr Text ist ein vielvielzukunftiger Ausriss, um ein Urteil zu äußern. Gibt es mehr? Sicher gibt es mehr! Lassen Sie lesen!

PS: Einige Anmerkungen finden Sie in der Kommentarleiste.

PPS: Ihre Gedanken zum Ich-Opfer, Ich-Täter, zum unschuldigen, schuldigen Opfer gehen mir nahe. Sie sehen mich überrascht.

Schon am nächsten Morgen liegt B.s Antwort im Fach. Gesendet nachts kurz nach zwei. Ein Nachtmensch also.

Mir ebenfalls überaus werter Herr,

wer „B.“ ist? Da muss ich Sie enttäuschen: Es geht nicht um B. Es geht um Graff, um Carl Graff. Machen Sie sich ein Bild, bitte, unbeeinflusst und frei vom Ballast B.

Ihren Wunsch nach mehr hatte ich erhofft. Aber seien Sie gewarnt, Graff ist wie Wasser, er ist wie ein Bach im Karst, er taucht auf, mal an dieser Stelle, mal an jener. Mal verschwindet er im grauen Geröll, mal hinterlässt er ein grünendes Stück Rasen mit Blumen. Was er macht, erscheint mir wie ein Flickenteppich. Aber möglicherweise ist das meine Unsicherheit.

Doch zu Ihnen, Herr: Ich gestehe, ich habe mich kundig gemacht, habe Kritiken von Ihnen im Netz gestöbert. Sie sind offenbar eines jener seltenen Exemplare, die noch lesen, was Sie beurteilen. Und wenn noch ein Wort erlaubt ist: Sie fällen Ihr Urteil klar. Ich vertraue Ihnen.

Gruß, Ihr B.

PS: Ja, kommentieren Sie, kommentieren Sie, merken Sie nur an, unbedingt!

PPS: Es tut gut, uns in der Opferfrage zusammen in einem Glashaus zu wissen.

PPPS: Warum schreiben Sie sich eigentlich im Singularis majestatis?

Warum? Was darauf erwidern? Könntensolltenwollten wir denn immer sicher sein, wer wir sind? – Ganz tief innen! Ist Distanz, ist Selbstdistanz nicht auch ein Urinstinkt?! Oder ist „der Ich“ am Ende eitles Markenzeichen, alberne Marotte, angeberische Macke?

Was B. antworten? Die Frage ist präzise gestellt, der Ich fühlt sich ertappt. Er öffnet den Anhang, liest die Überschrift, den ersten Satz, denkt: Dieser Bursche versteht es, einen neugierig zu machen.

Wüstentaucher

*Eine Welt in einem Sandkorn sehen
und einen Himmel in einer wilden Blume,
die Unendlichkeit in der Hand halten
und die Ewigkeit in einer Stunde.*
William Blake

Der Mann stößt mit dem Kopf gegen den Himmel und schreit auf vor Schmerz. Er ist vom Weg abgekommen. Plötzlich türmt sich vor ihm ein riesiges dunkles Gebilde auf. Er bremst zu spät, der Wagen schleudert, überschlägt sich, kommt wieder auf die Räder, rutscht, bis sich die Schnauze in den einzigen Baum weit und breit bohrt.

Der Frontsensor meldet den Aufprall, der Sicherheitssensor bestätigt. Die Zündpille im Gasgenerator wird aktiv. Den Knall nimmt der Mann im Chaos nicht wahr. Etwas versetzt ihm einen ungeheuren Hieb ins Gesicht. Noch einmal heult der Motor auf – und stirbt ab. Die Luftsäcke hängen schlaff wie leere Kopfkissenbezüge. Es ist totenstill und stinkt.

Er öffnet die Tür, stürzt zu Boden, flucht, erhebt sich stöhnend und flieht die sich vor ihm auftürmende Düne hinauf zum Kamm. Überdeutlich sieht er das fahlweiße Licht der Möndin, er sieht, wie sich ihr Schimmer an jeder Unebenheit fängt und beklemmende Schattenfiguren erschafft. Alles erscheint unwirklich.

Jegliche Erinnerung ist ausgelöscht. Eine Windbö treibt ihm Sand ins Gesicht. Die Lider wehren den Angriff ab, doch ein Sandkorn überwindet die Wimpern. Das Gesteinskörnchen hat scharfe Kanten. Der Mann versucht, den Eindringling zu entfernen. Es will nicht gelingen. Das Gehirn untersagt den Fingern, am Auge zu reiben. Zusammen mit dem Sekret aus den Tränenrüsen versuchen die Lider den Augapfel zu reinigen. Schlag um Schlag erneuern sie den Tränenfilm. Endlich spült der Tränenfluss den winzigen Fremdkörper heraus und zurück auf die Düne. Hätte er, denkt der Mann jetzt, Halt im Kammerwinkel gefunden, da, wo Regenbogen-, Horn- und Lederhaut aufeinandertreffen, vielleicht wäre aus ihm eines Tages eine Perle geworden.

Luna, die Möndin, die grindköpfige Alte, thront prall, mit mürrischem Gesicht vor den zahllosen Sternenhaufen. Die Alte fühlt sich belästigt und zieht einen hauchdünnen Schleier aus gestriegelten Wolken über sich.

Der Gestrandete entfacht ein Streichholz, will eine Zigarette anzünden – es misslingt. Dann endlich: Die Hölzer zu Dreien gebündelt, glimmt sie auf. Die Kleidung schützt ihn vor der Kälte der Nacht. Erschöpfung kehrt zurück.

In der Ferne schimmert purpurn der riesige Leib des Tatzelwurms. Es gibt ihn also wirklich, denkt er müde, diesen schlangenartigen Urwurm mit seinem Drachenschädel und den mächtigen Vorderpranken. Geboren am Abend des ersten Tages des Planeten wächst er nach jedem Erdumlauf um die Sonne einen Mikrometer. Fünf Milliarden Jahre alt ist er, demzufolge inzwischen fünfhundert Meter lang.

Unablässig springen die Kadaver der nebelweißen Sekunden, der steingrauen Minuten und anthrazit-schwarzen Stunden auf den Schlangenleib. Die Hinterlassenschaften des Tages entflammen blau, die der Nächte tiefrot. Sie bilden die Aura des uralten Kolosses. Wo die Kreatur liegt, wird der Sand zu Glas, so glühend heiß ist sein schwerer, schuppiger Körper.

Benommen legt der Gestrandete seinen Glimmstängel in den Sand und beginnt die feine Rauchsäule hinaufzuklettern, die sich hoch zur Möndin ringelt.

Plötzlich verkehrt sich das Oben ins Unten und er stürzt kopfüber auf einen Krater zu. Am Rande des Talkessels landet er nach sanftem Salto schwebend auf den Füßen.

In der Tiefe des Lacus Solitudinis, des Sees der Einsamkeit, erblickt er ein gewaltiges **X** und erkennt ein kolossales Backsteingebäude. Aus dessen Mitte reckt sich ein riesiger Turm mit ziegelrotem Runddach. An den Außenwänden kleben tausende Lichter. Die gelben Quadrate sind von senkrechten schwarzen Linien durchzogen. Entgegen allen Gerüchten herrscht Schwerkraft wie auf der Erde. Die Gashülle ist zwar dünn, aber ausreichend, um sie zu atmen.

Die Hülle sieht aus, wie eine Wirklichkeit gewordene Zeichnung aus „Weltall, Erde Mensch“, einem dicken Buch, das man in Rostland den Kindern zur Jugendweihe in die Hände drückte. Eltern gaben ihre Kinder hin, um sie den neuen Göttern zu weihen. Mit zwei Händen das Buch umklammernd, so schwer war es, beklommen, voller Jubelzuversicht, standen die Nochkinder auf der Bühne des ungelüfteten örtlichen Kulturhaussaals. Der für den Abschnitt Bevollmächtigte ihres Wohnbezirks überreichte den blauen Personalausweis, den mit vier Doppelseiten drin.

Vor der Existenz des Pe-eM-Zwölf ahnten sie noch nichts, dem Stigma-Papier für Nichtgesellschaftsfähige. Zwei hüllenlose Blätter, auf dem ersten gedruckt in fetten Lettern: Vorläufiger Personalausweis, darunter mit einer

Schreibmaschine, deren Typen meist verschmutzt waren, dünn hingetippt in kursiven Großbuchstaben: *FÜR EINEN EINGEZOGENEN PA FÜR BÜRGER DER ...*, des Rostlands eben.

Jetzt endlich sind sie erwachsen, sind richtig dokumentiert wie alle anderen, wie ihre Eltern, sind Nummern. Von nun an gibt es sie wirklich, sie haben den Beweis vor sich: ihr Passbild.

„Ihr müsst ihn immer bei euch führen, damit man weiß, wer ihr seid. Nichtmitführen wird bestraft. Aber ihr seid ja bravtreugutordentliche Bürger, nicht wahr!“, mahnt milde der Polizist.

Und die Kinder strahlen vor Stolz: Endlich erwachsen!

Wem entwachsen? Wohin in welche Krümmungen, Verbiegungen, Verwachsungen?

Doch erst einmal gibt es Statusgeschenke und den ersten Trunk, erste trunkene Küsse, die erste Trunkenheit. Kleine Jungs in grauen Anzügen tanzen mit großen Mädchen in Rüschenblusen, betört von ihrem Duft ...

Die Gedankenstimme im Off bricht ab. Der Mann wischt die Erinnerung mit einer Handbewegung weg, als schwebte sie vor seinen Augen wie eine Libelle.

Das Bauwerk im Kessel des Kraters ist ein Arrestlokal, eine Vollzugsanstalt, ein Ort der Einschließung, des Freiheitsentzugs, des Gewahrsams, der Verwahrung, der Beuge-, Vorbeuge-, Schutz-, Untersuchungs-, Festungshaft, ein Kerker, Kitchchen, Knast, ein Arrest, Bagno, Käfig, Sing-Sing. Freiheitsräuber schleppen ununterbrochen neue Seelen herbei. Sie arbeiten Hand in Hand mit Fängergenossen, mit Fischern staatsverwirrter Seelen.

Ein verbeultes Lunochod brems lautlos hinter dem verwunderten Erdenmenschen. Das Chassis wippt federnd nach, wie einst der amerikanische Panzer am Checkpoint Charlie. Staub steigt auf und entschwindet langsam in die Unendlichkeit. Der Deckel öffnet sich und aus dem Kessel des ramponierten Mondgefährts steigen vier Kraken herab. Sie haben dunkelgraue Schirmmützen auf ihren Schädeln. Mit den Enden ihrer Tentakel umklammern sie Pistolen, Knebelketten und stählerne Achten.

Sie schreien mehrstimmig im Chor: „Das ist ne Klärung eines Sachverhalts. Bleiben Sie stehen oder wir genießen das Schießen!“

Die Worte dringen in den Kopf des Fremden, ohne den Weg durch die Ohren zu nehmen.

Zweiunddreißig Beinarme packen und handfesseln ihn. Die Polypen schleppen den Ankömmling vor das riesige Stahltor, das ist grau, wie ihre Mützen, und sie klopfen energisch dagegen. Ein uniformierter Zwerg tritt aus einer bis dahin unsichtbaren Tür und bleibt vor dem Gefangenen stehen: „Willkommen Unehrenbürger 222 im Lager X, bei Magdalena im hohen Schönhaus, in der Burg des Rummels, in der gräflichen Tonne, in der Halle des roten Ochsen, in der runden Ecke, im Durchgang am Thor, im gelben Elend, in der Mörderburg aufm hohen Eck! Hinein in des Keibels Ritze! Nichtherzlich willkommen, Pan Popajžeć Chłostanc, Herr Häftling Häftling im Schoße der Mutter aller Kerker!“

So trötet Kalle Malle, der sorbische Eingangswächter, ein lilahautfarbener Vatersohn mit angeborenen silberpickeligen Schulterstücken auf nackter Haut, Nachfahre eines Krummrückens aus der elendsgelben Budyšiner Fünfgeschosserschließerneubausiedlung. Ein Schlüsselknecht, zuständig für Schmerz und Geistesstrübung.

Dem Verhafteten fällt auf, dass die auf ihn weisende rechte Hand des kleinen Wortführers stark missgebildet ist, dem Daseinszweck einer Schließerhand bestens angepasst. Bis auf den Zeigefinger, der sich steif wegstreckt, sind alle Glieder miteinander verwachsen und bilden einen fleischknochigen Klumpen, der sich unablässig kreisend bewegt, um ein großes, metallisch klingendes Schlüsselbund am ausgestreckten Knöchel im Orbit des Fingers zu halten.

Diese Bewegung erfolgt Tag und Nacht, sogar im Schlaf. Die Evolution der Schließer vervollkommnet ihre Fähigkeit, die jeweiligen Einzel-, Gruppen- oder Hauptgruppenschlüssel aus der Bewegung heraus in den Schließkanal einzuwerfen und in einem Zug kraftvoll die Hebefalle und die Zuhaltfeder zu lösen. Zwei blitzschnelle Drehungen nach links oder nach rechts verkünden Auf- oder Einschluss. Zu KLACK, dem Schloss, gesellt sich WUMM, der Riegel.

Das große Vieleckbein ist bei ihnen mit dem Kahnbein, Mondbein, Dreieckbein, Kopfbein, Hakenbein und Erbsenbein zu einer Knochenwulst verwachsen. Eine Ähnlichkeit mit der menschlichen Hand sucht man vergebens. Die stammesgeschichtliche Entwicklung von der höheren zur niederen Gattung der Schließer hatte sich in Kalle Malle vollendet: Der Drehbewegungsknochen, der Nochzeigefinger, ragt weit heraus, wie ein kleiner krummer Ast. Zweckmäßigerweise ist die Klaue auch als nachhaltige Schlaghand zu gebrauchen, spurloser als jedes Telefonbuch.

Weiter und weiter dreht sich das Schlüsselkarussell. Doch die dünne Luft im Kessel des Kraters ist zu schwach, um das Geräusch weit zu tragen. Die Bartstäbe pressen sich eng aneinander, so als sammelten sie Kräfte, um dem Haltedraht und der lunaren Schwere zu entfliehen in die Unendlichkeit des Alls. Dorthin, wo niemand ahnt, welches ihre Zweckbestimmung war. Dorthin, wo es keine Gegenstücke gibt. Einmal wird der Herr des Bundes für einen Augenblick die Kontrolle verlieren oder die Eisenschnur wird reißen. Dann sind sie frei.

„Freiheit für die Schlüssel!“, ruft der Festgenommene.

„Gesicht an die Wand!“, antwortet der Kerkerobermeisteranwärter.

Der frische Kalk auf den Steinen ätzt die angelehnte Stirn des zur Einnahme der Fliegerstellung Befohlenen.

„Gesicht an die Wand, habe ich befohlen. Die Wand beißt nicht!“

„Sie lügen. Die Wand beißt doch!“

„Wollen Sie etwa widersprechen! Wir lügen nie! Merken Sie sich das, Haftbefohlene! Einslinks. Marschmarsch, du asoziales Schwein!“

Der künftige Kerkerobermeister führt den Handgeschellten ins Haus der schweren Tore und stößt ihn in unfreiwillige Eremiten, ins Lochverlies, ins Zellenloch.

„Verwahrraum heißt das!“

Der ist ein engheißtotes schalldichtes Geviert. KLACK und WUMM verschließen den Ausgang. Dann ist es nur noch still.

Wenn der Gefangene seinen Kopf bewegt, pendelt die nackte Glühbirne an der Decke des Raumes erregt hin und her, freut sich und lächelt mit ihrem leuchtenden Kohlefadenmund. Als Willkommen malt sie schimmernde Halbkreisbahnen gelben Lichts auf die milchige Oberfläche der vorderen Lage zweier Reihen Glasbausteine, die hintereinander mit fingerbreiten Schlitzern zur Luftzirkulation eingemauert worden sind.

Er verfolgt die Pendelbewegung und singt nach der Melodie eines Sinatra-Songs (*Da-dah-dada, da-dah-dada, da-dah-dada... da-daaa -dah daaaaaa!*):

Was kann denn ich dafür,
dass ich den Wecker früh nicht hör,
dass der Wein mir schmeckt.
Man nennt mich Staatsgeschwür
und sieht in mir den Saboteur,
so ist die Staatsmoral.
Als asoziales Schwein
bin ich ein Verhängnis, ein
Feind der Republik.

Gleich quietscht die Zellentür,
und ich muss raus zum Nachtverhör,
jetzt schon ein drittes Mal.
Ich werde folgsam sein,
ganz ohne freches Widerwort
und kalter Wut im Blick.
Als asoziales Schwein
bin ich ein Verhängnis, ein
Feind der Republik.

Das Lied wird leiser, streift durch den Raum, als entferne sich die Stimme vom Sänger. Die Wände der Zelle zerspringen wie splitterndes Rauchglas. Der Gefangene gleitet hinab in völlige Dunkelheit. Er stürzt nicht, er schwebt wie eine Feder, schaukelt schwingend hin und her, her und hin. Es ist, als würde er Walzer tanzen: links-rechts-links, rechts-links-rechts, rechts und links. Ein wohliger Schauer erfasst ihn. Jäh packt ihn ein Wirbel und lässt ihn kreisen wie einen Derwisch. Furcht überkommt ihn, wie er sie noch nie erlebt hat. Er atmet stoßweise, schwitzt, friert, stöhnt, wimmert leise, schreit mit fremder hoher Stimme: „Hilfe, Hilfe!“ – und schlägt hart auf.

Ein feuchter Nebel schleicht sich in die Kleidung, kriecht unter die Haut wie kalter Stahl.

Der Träumer auf der Düne erwacht und erhebt sich. Er klopft seine Kleidung ab, dann geht er in die Hocke, lässt sich, noch immer benommen vom Erlebten, langsam nach vorn fallen und kniend, als wolle er beten, schaut er ins Land. Seine Hand greift tief in den Sand und lässt ihn durch die Finger rieseln. Das geschieht unbewusst, ohne ausdrücklichen Befehl vom Großhirn. Der Verstand versucht sich einen Plan zurechtzulegen. Doch die

Gedanken lassen sich nicht einfangen. Unablässig feuert die Erinnerung Salven in die Gegenwart und macht sie unwirklich.

Blauer Schnee fällt auf die Wüste und verwandelt sie in ein Meer. Hauchdünn schimmert ein Faden Morgenröte am Horizont. Minutenlang starrt er in die Ferne, dann steht er wieder auf, nun kraftvoll, und springt im Zickzack den Hang hinab, dahin, wo die Umrisse seinen Wagen vermuten lassen. Unten angekommen, winkt ihm ein Schemen. Es nimmt ihn in die Arme. Zuerst sein Kopf, dann Arme, Beine und Rumpf schlüpfen in die neue Hülle. Derart verwandelt geht Carl Graff los, schreitet er hinein ins Blaue.

Andreas B. Bengsch, Udo Scheer – Taucher in der Wüste. Die Nächte und Tage des Carl Graff



In St. Petersburg Foto: Barbara Richter

Gabriel Berger – Der Kutscher und der Gestapo-Mann

Gabriel Berger

Auszüge aus dem Buch „**Der Kutscher und der Gestapo-Mann**“.

Berichte jüdischer Augenzeugen der NS-Herrschaft im besetzten Polen in der Region Tarnów.

Erschienen 2018 im Lichtig Verlag Berlin

Leseprobe mit freundlicher Genehmigung des Lichtig Verlages Berlin

Vorwort

Die in diesem Buch publizierten, vom Autor aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzten, zeitnahen Erinnerungen jüdischer Überlebender des deutschen Besatzungsterrors in Tarnów und Umgebung sind exemplarisch für die Erinnerungen der 50.000 Überlebenden von über drei Millionen Juden, die vor dem II. Weltkrieg in Polen gelebt hatten. Es sind authentische Zeugnisse von durch Verfolgung Gezeichneten, die das Glück hatten, auf dem von Deutschen besetzten Territorium Polens von sowjetischen Truppen befreit zu werden. Nur dadurch gelang es ihnen, die mörderische Schreckensherrschaft zu überstehen. Die Grausamkeit der protokollierten Erlebnisse übersteigt zuweilen den Rahmen des für Menschen Erträglichen und zeugt insbesondere von einer vom nationalsozialistischen Regime geförderten sadistischen Lust deutscher SS- und Gestapo-Besatzer und ihrer Helfer an den Ermordungen, ganz besonders von jüdischen Kindern.



Foto: Archiv Gabriel Berger

Je größer der zeitliche Abstand zum Geschehen desto stärker werden die vergangenen Ereignisse durch die Brille späterer Erfahrungen gesehen sowie vom Zeitgeist überlagert und gefiltert. Das kann im Fall der hier vorliegenden autobiographischen Gedächtnisprotokolle, einer kleinen Auswahl aus Tausenden polnisch sprachigen Erinnerungen aus dem Bestand des Archivs des Jüdischen Historischen Instituts Warschau¹, ausgeschlossen werden, weil sie unmittelbar nach Kriegsende aufgezeichnet wurden, als die Erinnerungen an die erbarmungslose Verfolgung und die ständige Angst um das eigene Leben und das der Nächsten noch frisch waren. Sie sind umso glaubwürdiger, als sie im vorliegenden Buch den mörderischen Handlungen deutscher Täter gegenübergestellt werden, wie sie in den Gerichtsakten von Verfahren gegen Nazi-Kriegsverbrecher, vorwiegend in Polen, erfasst wurden. Das Verbindende der für dieses Buch ausgewählten Augenzeugenberichte ist, dass sie von Personen stammen, die in Tarnów oder der näheren Umgebung der Stadt gelebt, dort die Brutalität der deutschen Besatzung erlitten hatten, und nur durch ungewöhnlichen Mut und glückliche Umstände das über alle Juden verhängte Todesurteil der Nationalsozialisten überleben konnten. Die hier abgedruckten Berichte Überlebender der Gräueltaten der Shoah erscheinen zum ersten Mal in deutscher Sprache. Ihre Veröffentlichung soll auch eine späte Verneigung vor den Opfern der einst so vielfältigen und blühenden Judenheit der Stadt Tarnów sein.

(...)

Bericht der 13-jährigen Giza Beller²

(Übersetzung aus dem Polnischen von Gabriel Berger)

Protokoll. Mariańska, Zakopane 20.10.1945

Giza Beller (Landau), geboren am 05.06.1932 in Tarnów

(Vater – Inhaber einer Fabrik für Regenschirme)

Bericht:

Als der Krieg ausbrach, war ich mit Mama und Papa in Gdynia. Gleich am ersten Tag, oder vielleicht noch einen Tag vorher, brachte Mama mich mit einigen Sachen zur Oma nach Dąbrowa Tarnowska. Man sagte dort, dass der Krieg nur einen Monat dauern würde und wir bald nach Gdynia zurückkehren würden. Mama wollte allein zurückfahren, aber das ging nicht mehr. Nach einigen Wochen kam Papa zu uns, weil er aber nicht bei den Deutschen sein wollte, fuhr er zu den Russen, nach Lemberg. Mama fuhr nach Sącz, weil dort Papas Eltern eine Fabrik für Regenschirme hatten und auch sie auf die russische Seite gefahren waren. Also musste Mama die

Fabrik führen und ich blieb bei Oma und Opa in Dąbrowa. Ich erinnere mich nicht an irgendetwas Schlimmes, mir ging es gut. Aber eines Tages hat man gesagt, dass es eine Registrierung geben wird und alle zum Markt gehen müssen. Das war damals (Juni 1942), als die Juden aus Tarnów ausgesiedelt wurden. Auf dem Markt gab es ein furchtbares Geschrei, sie schossen auf Menschen und sagten, dass wir abtransportiert werden. Da bin ich geflohen. Ich sah, dass auch andere flohen, aber Opa und Oma waren zu alt, sie konnten nicht fliehen. Ich trug einen grünen Mantel, also legte ich mich aufs Gras, sodass man mich nicht sehen konnte. Dann ging und ging ich immer weiter, bis ich zum Wald kam. In diesem Wald blieb ich lange, ich erinnere mich nicht genau wie lange, auf jeden Fall aber über Nacht. Dann traf ich ein jüdisches Mädchen, das mir sagte, dass es in Dąbrowa wieder ruhig sei. Also kehrte ich zurück. Opa und Oma waren nicht mehr da und die Wohnung war versiegelt. Geblieben war nur eine Tante, die sich vor der „Aussiedlung“ versteckt hatte. Diese Tante schickte ein Telegramm zu Mama nach Sącz, aber man konnte nicht offen schreiben. Also schrieben wir, dass Opa und Oma zur Kur gefahren sind. Darauf schickte Mama eine arische Frau³ zu uns, die mich abholte und nach Sącz brachte.



Foto: Gut Kreisau I, Hubert Dammer

In Sącz leitete Mama die Fabrik für Regenschirme, und verschiedene Deutsche kamen zu Mama. Es kam einer, der hieß Haman und ein anderer hieß Johan. Die waren von allen die Schlimmsten. Wenn dieser Johann mal einen Juden erwischte, dann schrubbte er ihn mit einer Bürste so lange, bis er ihm die Haut abrieb. Oder er zündete ihm den Bart an und gestattete nicht, das Feuer zu löschen, bis der Mensch ganz verbrannt war. Oder er hetzte Hunde auf den Juden, die ihn totbissen. Haman sagte einmal zu Mama, dass es eine Aussiedlung geben würde, dass sie aber keine Angst haben muss, weil sie gebraucht wird und deshalb bleiben kann. Da fragte Mama: und mein Kind? Und er antwortete, dass es noch unklar sei, was mit dem Kind passieren sollte.

Da wusste Mama alles und sie beschloss, nicht zur Aktion zu gehen, sondern sich zu verstecken. Wir machten uns auf dem Boden ein Versteck. Als sie kamen und sagten, dass sich am nächsten Tag alle registrieren müssten, gingen wir auf den Boden, ich mit Mama und ein alter Mann mit einer alten Frau. Wir nahmen Essen und Wasser zum Trinken mit. Dort saßen wir neun Tage. Ein Mann, Pole, Bekannter der Mama, sollte uns informieren, was los sei. Mama hatte mit ihm vereinbart, dass er an einer Stelle im Garten einen Brief hinlegt und Mama nachts vom Boden heruntersteigt und den Brief abholt. In diesem Brief war geschrieben, dass alle Juden entweder

erschossen oder abtransportiert wurden, und dass damit Sącz „judenfrei“ sein soll und dass sie die Häuser nach Juden absuchen würden. Da wusste Mama, dass wir nicht länger bleiben konnten, weil sie uns sicher finden würden.



Foto: Schloss, Gut Kreisau II, Hubert Dammer

Am Tage nach der Aussiedlung, während die Deutschen Alkohol tranken, gingen wir runter. Mama hatte vorher die alten Leute etwas zurechtgemacht, sich selbst im bürgerlichen Stil gekleidet und mir ein Auge verbunden. In diesem Aufzug gingen wir in die Kirche und Mama bat den ihr bekannten Priester um Hilfe. Er kaufte uns Fahrscheine für den Zug nach Tarnów. Zur Eisenbahnstation gingen wir getrennt, erst Mama, dann ich und danach die beiden Alten. Auf dem Weg zur Station erkannte Mama eine Deutsche von der SS, die bei uns einen Regenschirm gekauft hatte. Auch sie hat Mama sofort erkannt, obwohl Mama ganz anders als sonst gekleidet war. Sie ging hinter uns zur Station. Dort trat sie an Mama heran und fragte sie, mit welchem Recht sie hier sei. Da drückte ihr Mama 500 Zloty in die Hand und bat sie, Gott im Herzen zu haben und zu gehen. Danach stiegen wir in den Zug und setzten uns in ein Abteil für die Deutschen, denn Mama dachte, dass, falls die Deutsche uns im Zug sucht, sie nicht auf den Gedanken kommt, dass sich eine Jüdin in ein Abteil für die Deutschen setzt.

Unterwegs vereinbarte Mama mit mir, dass, falls man sie abholen würde, ich nicht zugeben sollte, dass wir zusammen gehören. Ich sollte dann in Tarnów aussteigen und allein zum Onkel ins Ghetto gehen. Wir schafften es, ohne Zwischenfälle nach Tarnów zu

kommen. Aber die alte Frau, die mit uns gekommen war, wurde in Tarnów auf der Straße mitgenommen. Einige Tage später erfuhren wir, dass sie erschossen wurde. In Tarnów hat uns eine Bekannte geholfen, in das Ghetto zu kommen, dort erfuhren wir aber, dass in einigen Tagen eine Aussiedlung sein soll. Mit dem Onkel und seinem kleinen Kind versteckten wir uns, während die Tante zum Platz ging, um einen Stempel zu bekommen. Denn ohne Stempel durfte man nicht bleiben. Sie ging und kam nicht zurück. Mein Onkel wartete und wartete. Als er schließlich begriff, dass seine Frau nicht zurückkommen würde, sagte er, dass er nicht allein mit dem Kind bleiben wollte und ging zu dem Platz. Von dort wurden alle abtransportiert. Danach meldete sich meine Mutter zur Arbeit, auf den Namen meines Onkels Beller, das war Mamas Mädchename, den sie von fortan behielt. Wir arbeiteten außerhalb des Ghettos beim Sattler Lacina, aber noch nicht ganz legal, weil Mama keine Wohnung in dem Teil des Ghettos finden konnte, wo die Arbeitenden wohnten.

Und wieder kam eine Transport-Aktion. Es hieß, es ginge nur darum, in Baracken einquartiert zu werden, aber meine Mama glaubte nicht an solche Sachen und versteckte sich jedes Mal mit mir. Am frühen Morgen wurden wir von Schreien des Ordnungsdienstes geweckt. Alle gingen zum Platz. Wir wollten zum Versteck im Ghetto „B“ durchkommen, aber das ging nicht mehr. Auf dem Platz knieten die Menschen mit dem Gesicht zum Boden. Wir versteckten uns im Keller, aber das war ein sehr schlechtes Versteck und wir hatten viel Glück, dass wir nicht gefunden wurden. Die Häuser wurden von polnischen Jungen vom Baudienst⁴ eifrig durchsucht.

Nach diesem Abtransport zogen wir ins Ghetto „B“ für Arbeitende. Aber es dauerte nicht lange und es gab wieder einen Transport. Es gab keinen Platz zum Verstecken und alle redeten auf Mama ein, dass sie einen Fehler macht, wenn sie sich versteckt, weil jetzt alle Arbeitenden in einer Baracke untergebracht werden und nur wir bleiben würden. Also gingen wir auf den Platz, weil Mama es dieses Mal geglaubt hat. Aber auf dem Platz wurden wir der Gruppe A, der Arbeitsunfähigen aus dem Ghetto, zugeordnet. Da wusste Mama, dass es böse enden würde, dass man uns entweder abtransportieren oder zusammen mit anderen erschießen würde. Im letzten Moment flohen wir vom Platz und versteckten uns in einer Wohnung im Ofen. Das war so ein Loch zum Trocknen von Holz und hinter diesem Loch war eine größere Öffnung herausgehauen worden, dort fanden zwei Personen Platz. Wir hatten nichts zum Essen, nur einen Eimer Wasser zum Trinken. Dort saßen wir einen Tag, den zweiten, den dritten. Niemand kam. Vor Hunger wurde ich krank, ich bekam die Gelbsucht und musste

mich ständig übergeben. So saßen wir neun Tage. Ich weiß nicht, wie man das aushalten konnte, ohne zu essen. Ich war fast bewusstlos und als wir das Versteck endlich verließen, konnte ich mich nicht auf den Beinen halten. Auf einmal hörten wir Schritte. Das war ein Jude, der in allen Wohnungen Federbetten sammelte und sie zum Lager brachte. Er gab uns Kissen zum Tragen und wir schlossen uns der Gruppe von Menschen an, die geblieben waren. Es gab nur noch 300 Juden in Tarnów, alle anderen wurden abtransportiert oder erschossen. Sie erzählten, wie auf dem Friedhof geschossen wurde. Sie befahlen den Menschen, sich nackt auszuziehen und auf Bäume zu klettern. Dann schossen sie auf sie zum Spaß.

Alle Sachen, Kleidung, Möbel und Wertgegenstände aus den jüdischen Wohnungen wurden an einen Ort gebracht, wo sie sortiert und verpackt wurden. Das alles ging ins Deutsche Reich. Von diesen 300 Personen wurden noch zweimal Menschen auf Transport zu den Lagern in Szebnia und Pustkowiec geschickt. Wir haben uns jedes Mal versteckt. Es blieben noch 150 Personen und wir arbeiteten beim Aufräumen des Ghettos und Sortieren von Sachen. Ständig gab es irgendwelche Opfer. Es gab einen GESTAPO-Mann Grunow, der in Tarnów allgemein bekannt war. Der erschoss alle, die in Verstecken gefunden wurden. Auch wenn er bei jemandem Geld oder Gold fand, erschoss er ihn oder sie. Als eine Gruppe aufgedeckt wurde, die fliehen wollte, wurden alle erhängt. Das waren: der Fast mit seiner Frau, der Sternlicht mit Frau und Kind, der Stub mit Frau und Kind und noch eine Frau mit Kind. Ich habe gesehen, wie sie zum Aufhängen getrieben wurden. Danach erzählten Augenzeugen, dass die Erwachsenen gefleht hatten, die Kinder nicht aufzuhängen. Es wurde ihnen ein Gefallen getan, indem die Kinder erschossen wurden, mit ihnen eine sehr dicke Frau. Die übrigen Personen wurden im dritten Stock auf dem Balkon aufgehängt und anschließend verbrannt.

Mama versuchte, mich zu überreden, auf die arische Seite zu gehen, aber ich wollte nicht. Ich hatte die Vorahnung, dass wir sowieso früher oder später gefangen werden. Wenn es sein musste, war es mir lieber, mit allen anderen zu gehen. Eines Tages wurden wir auf Lastautos verladen und zu dem Lager in Płaszów bei Krakau gefahren. Das war im Oktober 1943. Im Lager wurden wir fürchterlich empfangen. Ich weiß nicht, warum alle so sehr auf die Leute aus Tarnów wütend waren. Es gab dort einen jüdischen Kommandanten Chilowicz mit seiner Frau, den Finkelstein und noch andere. Sie beschimpften uns mit übelsten Worten und beim Appell hieß es ständig Fallen! Aufstehen! In den Schlamm und in Pfützen. Erst transportierten Mama und ich mit Schubkarren Erde für den Straßenbau. Dann nähten wir in der Großschneiderei Uniformen. Unterwegs zur Arbeit gingen wir an einem „Berg“⁵ vorbei. Dort wurde auf Menschen geschossen, die man anschließend auf Scheiterhaufen verbrannte. Und ständig gab es irgendwelche Exekutionen. Aus der Stadt wurden Menschen gebracht, die mit falschen arischen Papieren geschnappt wurden, unter ihnen waren viele Kinder.

Am 14. Mai 1944 gab es einen Appell des ganzen Lagers. Von einer Liste wurden alle Kinder verlesen. Es war klar, worum es ging, denn Kinder waren unnütz, genauso wie die Alten und Kranken. Man musste sie erschießen. Als meine Nummer gelesen wurde, wollte Mama mich nicht lassen, aber es war unmöglich sich zu verstecken, denn man suchte nach Nummern. Also trat ich vor und Mama stellte sich neben mich. Da schob der Gestapo-Mann Müller meine Mama weg und sagte: „Du nicht, du kannst noch arbeiten.“ Mama war geschockt, aber wie immer beschloss sie, mich zu retten. Ich stand in der Reihe der Kinder am anderen Ende. Mama rannte die ganze Reihe entlang, um zu mir zu kommen. Aber dort standen zwei jüdische Polizisten, die schlimmsten im ganzen Lager, Kerner und Marcel Goldberg. Ich weiß nicht, wie es passierte, dass sie Mama durchgelassen haben. Einer tat so, als würde er sie nicht sehen und der zweite sagte „gleich wird es zu spät sein“. Da stürzte Mama auf mich zu, schnappte mich am Mantelkragen und zog mich zurück in die Reihe der Erwachsenen. Bei diesem Transport wurden alle Kinder, Kranke und alte Leute mitgenommen. Einige Kinder haben sich in der Latrine versteckt. Ein Kind fiel unter das Lastauto. Es fuhr weg und das Kind war gerettet. Manche Mütter gingen gemeinsam mit dem Kind in den Tod, aber nicht allen wurde das gestattet. Eine Mutter ging freiwillig mit, weil sie dachte, ihr Kind sei abtransportiert worden, dabei ist das Kind geblieben.

An diesem Tag war es fürchterlich im Lager. Aus Lautsprechern ertönte laute Musik, damit man das Weinen der Mütter nicht hörte, das ganze Lager wand sich vor Schmerz. Am nächsten Tag lief die Chilowicz⁶ beim Appell hin und her, schnüffelte, ob sich irgendein Kind gerettet hat. Wenn sie eins fand, wurde sie sehr wütend. Mama zog mir Stiefel mit hohen Schäften an, machte mir eine Lockenfrisur, damit ich erwachsener aussah, und ließ mich unter kleinwüchsigen Frauen stehen, damit ich nicht als Kind auffalle. So blieb ich im Lager und arbeitete in der Schneiderei. Wenn möglich ließ ich mich vor den Deutschen nicht blicken. Im Juli 1944 ist es uns wieder gelungen, dem Transport zu entkommen, schon auf der Eisenbahnstation, weil es zu wenige Waggons gab. Damals wurden Chilowicz, seine Frau und andere Häftlinge erschossen. Die Leichen wurden neben der Latrine aufgereiht. Mittags um ein Uhr gab es einen Appell. Alle mussten an den Leichen vorbeilaufen, sie anschauen und einen Text lesen. Dort stand, dass sie erschossen wurden, weil sie Waffen hatten und fliehen wollten. Der deutsche Lagerkommandant Göth⁷ kam auf einem Pferd angeritten. Alle zitterten vor Angst, wenn sie ihn sahen, denn wenn er kam, gab es immer Opfer. Er war ein sehr stattlicher Mann, aber ein Verbrecher.

Am 21. Oktober 1944 half nichts mehr, wir gingen auf Transport nach Auschwitz. Wir fuhren in geschlossenen Waggonen, eingezwängt, in stickiger Luft. Alle verabschiedeten sich voneinander, weil wir wussten, dass dort auf uns Gaskammern und Öfen warten⁸. Obwohl so viel darüber gesprochen wurde, konnte sich niemand vorstellen, wie es sein würde. Am Abend kamen wir in Auschwitz an und wir wurden nach Birkenau gejagt. Von weitem war der Himmel rot, wie von einem großen Feuer. Ich wollte nicht glauben, dass es Menschen waren, die dort brannten. Ich hatte schon viel gesehen, aber so etwas konnte man kaum glauben. Aus diesen Schornsteinen trat nicht Rauch aus, es war Feuer. Die Menschen fragten die Posten, was dort brennt. Und sie sagten, dass dort Tag und Nacht Brot gebacken würde. Aber wir wussten, dass das nicht stimmte. Die Nacht verbrachten wir in einem großen Saal. Es war so schrecklich, dass ich es nicht wiedergeben kann. Die einen weinten, die anderen beteten, andere fluchten, manche saßen völlig apathisch, schicksalsergeben. Mama umarmte und drückte mich fest an sich. Sie bat mich, keine Angst zu haben, denn sicher würde uns Gott helfen und wir würden uns retten können, wie immer bis jetzt. Und ich tat so, als würde ich keine Angst haben, weil ich Mama nicht bekümmern wollte. In Wirklichkeit aber hatte ich schreckliche Angst und zitterte am ganzen Körper. Sie gaben uns nichts zu essen, aber ich spürte keinen Hunger. Außerdem, wozu sollten wir essen, wenn wir sowieso auf den Tod warteten. Dann begann die „Selektion“, das war das Furchtbarste. Alle mussten sich nackt ausziehen. In der Tür stand Mengele⁹ und sortierte, auf eine Seite zum Leben, auf die andere zum Tod. Die Kinder gingen alle in den Tod. Da flehte Mama eine Bewacherin, eine Tschechin, an, mich nicht auszuliefern. Ich versteckte mich in der Ecke, unter einem Stapel Kleidung. Dort versteckten sich auch andere, ältere Mädchen. Ich lag dort länger als zwei Stunden. Plötzlich stand jemand auf meinem Bauch und ich nahm alle erdenklichen Kräfte zusammen, um nicht zu schreien. Sie suchten die Sachen nach Versteckten ab, aber fanden mich nicht. Ich war schon fast erstickt, als mich Mama von dort herauszog. Aber ich lebte und war wieder bei Mama.



Foto: Berghaus, Gut Kreisau III, Hubert Dammer

Dann wurden wir gebadet, uns wurden die Köpfe kahl geschoren und eine Nummer wurde auf den Arm tätowiert. Ich bekam die Nummer A26098. Es hieß, dass es von Vorteil sei, wenn man eine Nummer hatte, aber die Kinder wurden immer noch selektiert und gingen in den Schornstein. Mama hat mich ständig versteckt, sogar vor der Blockwartin. Bei den Appellen stellte sie mich immer so hin, dass ich nicht auffiel. Und ständig dachte Mama an nur eines: Wie kann sie mich verstecken, wie kann sie mich retten. Ständig lebten wir in Todesangst und Unsicherheit, Tag und Nacht. Schließlich wurden wir von Birkenau nach Auschwitz¹⁰ verlegt, da konnte man etwas ruhiger sein. Erst habe ich mit Mama Schubkarren geschoben, dann hat mich der Kommandant Rudolf Höß angewiesen, am Tor zu stehen und es zu öffnen, wenn Besuch von Behörden kam. Da fühlte ich mich schon besser. Wir bekamen täglich pro Person ein Viertel Brot und ein viertel Liter Suppe, manchmal sogar einen halben Liter. Aber Essen war nicht das Wichtigste. Wichtiger war es, dass es hier keine Schornsteine und Gaskammern gab.

So ging es bis zum 5. Januar 1945. An diesem Tag wurde das Lager evakuiert. Wir mussten in Reihen antreten. Man gab uns als Marschverpflegung ein Brot und ein Stück Margarine. Dann wurden wir in großer Eile zu Fuß vorwärtsgetrieben. Wahrscheinlich waren die Russen¹¹ schon ganz nah, weil sich die Deutschen¹² so beeilten. Man durfte keinen Moment anhalten, Tag und Nacht. Wenn sich jemand runter beugte, um Schuhe zu korrigieren, jemand verschnaufte oder vor Schwäche nicht mehr mitkam, wurde sofort auf ihn geschossen. Wir gingen durch den Schnee, auf Nebenstraßen und Waldwegen entlang. Unterwegs lagen überall Leichen, manche in Sitzposition. Ich bemühte mich, sie nicht anzusehen, aber das schaffte ich nicht. Nach zwei Tagen wurden wir auf offene Waggonen verladen, ohne Essen und Trinken. Das Brot war zu Ende, wir aßen Schnee. Niemand glaubte, dass wir das überleben würden.



Foto: Berghaus, Gut Kreisau IV, Hubert Dammer

Wir kamen nach Ravensbrück¹³. Das war ein Frauenlager. Dreißig Frauen schliefen in einer Koje, ohne Bettdecken. Krankheiten, Hunger und Schmutz waren dort allgegenwärtig. Täglich starben Menschen wie Fliegen. Von dort wurden wir weiter nach Neustadt¹⁴ transportiert, zweieinhalb Tage in offenen Waggons. Leichen wurden auf den Schnee geworfen, und dort blieben sie liegen. Niemand von uns ähnelte mehr einem Menschen. Ich konnte fast nichts mehr mit meinen Augen sehen und Mama sah aus wie eine Leiche. Man trieb uns in einen Stall. Dort lagen wir auf Stroh, ohne Wasser zum Trinken, ohne Decken. Ich konnte nicht mehr, war am Ende. Ich wollte so sehr sterben, aber Mama flehte mich an, durchzuhalten. Sie gaben Kaffee und ein Stück Brot, aber man musste sich prügeln, um zum Kessel zu kommen.

Ich weiß nicht, woher Mama noch die Kraft hatte, um für mich Essen zu erbeuten. Dort gab es eine Lagerälteste, die Juden hasste. Sie stahl die Suppe und prügelte wie eine Banditin. Die Frauen starben an Typhus und Durchfall. So saßen wir bis zum 2. Mai 1945 und immer weniger von uns waren am Leben. An diesem Tag machte man eine Blocksperrre: Die Türen und Fenster wurden mit Brettern vernagelt. Wir saßen drin und alle sagten, dass wir in die Luft gejagt oder verbrannt werden. Aber sie schafften das nicht mehr, weil die Amerikaner

kamen und uns befreiten. Ich konnte es nicht glauben, dass uns wirklich nichts mehr drohte. Aber sie gaben uns Essen und viel Schokolade. Da habe ich begriffen, dass der Krieg vorbei war.

Wir gingen nach Hause, teils zu Fuß, teils fuhren wir. Dann fuhr Mama nach Sącz und nach Gdynia, wegen der Fabrik und um Papa zu suchen, denn jemand sagte, dass Papa lebt. Zurzeit bin ich in Zakopane in einem Heim und gehe zur Schule. Ich würde gern diese Lager vergessen, aber ich kann es nicht. Denn auch andere Kinder haben viel gelitten und sprechen ständig davon.

1. Polnisch: Archiwum Żydowskiego Instytutu Historycznego (AŻIH).
2. Quelle: AŻIH 301/2040.
3. Eine Nichtjüdin, d. h. Polin.
4. Der Baudienst wurde am 12.12.1949 im Generalgouvernement eingerichtet. Alle polnischen Bürger im Alter zwischen 18 und 65 Jahren konnten zum Baudienst verpflichtet werden. Insbesondere wurden polnische und ukrainische männliche Jugendliche im Alter zwischen 18 und 23 Jahren zum Baudienst zwangsverpflichtet, uniformiert und kaserniert. Sie führten Straßen- und Bauarbeiten aus. Der Baudienst wurde aber auch zusammen mit der SS und der polnischen „dunkelblauen Polizei“ zu antijüdischen Aktionen eingesetzt. Baudienstler mussten z. B. Juden an der Flucht hindern und die Ermordeten begraben.
5. Leichenberg.
6. Die Ehefrau des jüdischen Kommandanten Chilowicz.
7. Amon Leopold Göth (geb. 11. Dezember 1908 in Wien; † 13. September 1946 in Krakau) war ein österreichischer SS-Hauptsturmführer und von März 1943 bis September 1944 Kommandant des Konzentrationslagers Płaszów bei Krakau. Er wurde 1946 wegen Massenmordes in Polen zum Tode verurteilt und wenige Tage nach dem Urteil gehängt. Im Spielfilm „Schindlers Liste“ von Steven Spielberg wurde der Lagerkommandant Amon Göth, entsprechend den Erinnerungen von Überlebenden, als ein Mörder mit perverser Lust am Töten porträtiert.
8. Entgegen häufigen Schutzbehauptungen von Deutschen nach dem II. Weltkrieg, nichts gewusst zu haben, war es inzwischen, besonders in Polen, allgemein bekannt, dass Juden in NS-Vernichtungslagern vergast wurden.
9. Josef Mengele (geb. am 16. März 1911 in Günzburg; gest. am 7. Februar 1979 in Bertioga, Brasilien) war ein deutscher Mediziner und Anthropologe. Vom Mai 1943 bis Januar 1945 war er Arzt im Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz. In dieser Funktion nahm er sogenannte Selektionen vor, überwachte die Vergasung der Opfer und führte menschenverachtende medizinische Experimente an Häftlingen, insbesondere an Zwillingkindern, durch.
10. Gemeint ist das Stammlager Auschwitz.
11. Die Rote Armee.
12. In der Wahrnehmung der meisten Häftlinge aus besetzten Ländern waren Nazis oder SS-Männer schlicht Deutsche.
13. Ort im Norden Brandenburgs. Dort befand sich das größte NS-Frauen-Konzentrationslager.
14. Gemeint ist das Außenlager des KZ Ravensbrück in Neustadt-Glewe in Mecklenburg (heute Mecklenburg-Vorpommern).

Albrecht Classen – Trumpiade

Zu meinen Satiren:

Ich lebe gerne in den USA, bin überzeugter Amerikaner (gewesen), kämpfe für die Demokratie, bin politisch etwas aktiv, veröffentliche Leserbriefe und jetzt sogar Gastbeiträge in der lokalen Zeitung, d.h. die FBI hat mich bestimmt schon auf der Abschussliste.... Und nun diese z.T. sehr spöttischen, bissigen Satiren auf die amerikanische Politik und Kultur, das kann kaum gut enden, oder? Trump ist ja nicht eine Schöpfung seiner selbst, sondern das Wahlergebnis (manipuliert) der heutigen amerikanischen, Angst-besessenen Kultur des Postkapitalismus. Als Germanist/Mediävist kenne ich mich gut in der Tradition der deutschen satirischen Literatur aus, und nun setze ich selbst etwas drauf. Oh je! Das Titelblatt meiner Erzählsammlung ist ja schon sehr vielsagend, aber ich hoffe doch, dass das durch die Satire ausgelöste Lachen einerseits Erleichterung bringt, andererseits Erkenntnisse vermittelt. So sieht es in den USA aus, ein sehr seltsames Land, das man selbst nach Jahrzehnten immer noch nicht wirklich zu kennen scheint. Oder vielleicht mittlerweile nur zu gut. Nein, trotz allem bleibe ich Amerikaner, aber den Kopf muss man schon schütteln angesichts der heutigen Entwicklungen. Hier ein Beispiel der neuen Trumpiade.



Foto: Archiv Albrecht Classen

Trumpiade

Es hat schon immer viele Schelme auf dieser Erde gegeben, manche ganz lustig, andere etwas ruppig, rüpelhaft, oder sogar gemein. Man kann über Till Eulenspiegel immer noch gut lachen, auch wenn einem manchmal genau dieses Lachen im Mund stecken zu bleiben droht. Betrüger und Gauner gibt es zu Hauf, und zum Glück hat es schon immer literarische Spiegelungen dieser Leute gegeben, womit wir uns etwas erleichtert über ihre Streiche oder üblen Handlungen äußern konnten. Ganz so verkehrt lag ja Eulenspiegel eigentlich niemals, denn seine Opfer waren stets in gewisser Weise doch mitverantwortlich an dem Schaden, den er ihnen zugefügt hatte.

Aber nun stehen wir ganz ratlos vor einem neuen Phänomen, der Trumpiade. Von früher kenne ich noch den Scherz, den sich Charly Chaplin erlauben soll, als er sich öffentlich darüber beschwerte, dass seine Erscheinung von Adolf Hitler genau nachgeahmt worden sei. Noch viel schlimmer sei es aber, wie er dann hinzufügte, dass die Leute noch mehr über Hitler als über ihn, Chaplin, lachen würden. Ja, Witze kommen immer gut rüber, sie lockern unsere miese Stimmung und decken zugleich die Wahrheit auf.

Nun freilich, nach vielen Monaten von Wahlkampf, von Debatten und Werbespots überall, haben wir erneut so einen Strolch, der allen Erwartungen zuwider die Wahl gewonnen hat und nun im Weißen Haus sitzt. So recht klug werde ich ja nicht daraus, was ein solcher Mensch dort eigentlich will, aber er regiert dort und kann fast alles machen, was ihm gerade so in den Sinn kommt. Das schlägt ja dem sprichwörtlichen Fass den Boden aus. Donnerwetter noch mal, das kann doch nicht wahr sein! Wie dumm und gehässig müssen die amerikanischen Wähler geworden sein, um diesem Witzbold ihre Stimme zu geben! Und sie haben es gemacht. Das ist ein Unding, aber leider eine neue Realität. Insgesamt finde ich das gar nicht so lustig, oder soll-te ich das nicht so eng sehen? Warum sind dann auf einmal Millionen von Menschen auf der Straße und protestieren? Liebe Leute, bleibt zu Hause, schaut im Fernsehen und stopft euch den Bauch voll, es kommen jetzt bessere Tage, glaubt es ihm nur!

Bleiben wir mal ruhig, sehen den Dingen in die Augen, akzeptieren halt, dass es laut Trump Fakten und dann wieder andere Fakten gibt; darüber kann man ja streiten, die Welt ist so oder so, und wissenschaftlich wird ja Politik sowieso nicht betrieben. Auch andere haben schon vor ihm kräftig gemauschelt. Ich glaube, die Menschen mögen ihn, weil er schlichtweg draufhaut und insistiert, Amerika wieder groß zu machen. Gar nicht so eine einfache Aufgabe, bei 20 Billionen Dollar Schulden. Trump als Geschäftsmann kann sicherlich ein Lied davon singen, und wenn er seine bisherigen Erfahrungen einbringt, mag ja der Staatshaushalt endlich wieder gesunden. Nur, ein Richter hat ihm gerade 20 Millionen Dollar Strafe aufgebremmt wegen verbrecherischer

Geschäftsgebaren. Nanu, unser lieber neuer Präsident, und ein Krimineller mit weißer Weste? Das kann doch nicht stimmen! Dann handelte es sich ja wirklich um eine Trumpiade. Also mal schön langsam.

Wie soll ich das nur erklären? Der Sumpf der Korruption, des Betrugs, des Nepotismus sollte in Washington ausgetrocknet werden. Sehr löblich, und daher hat Trump ja auch die guten Kameraden von Wall Street, die mit dem größten Einkommen - wir reden von Billionen - in sein Kabinett gerufen. Nichts richtiger als das, denn Leute mit schlammigen Schuhen wissen am besten, wie tief sie selber im Dreck stecken. Also dann nichts wie ran an die Arbeit, austrocknen, austrocknen, bis alles stillliegt, erstickt in der Mülltonne, ich bin auch dafür. Dumm nur, dass jetzt laut der Regierung die Banken wieder Spekulationen im großen Stil durchführen dürfen, was das Schlammloch ziemlich neu auffüllt. Passt nur auf, Washington wird bald so richtig neu vollgespült, und Sumpf darf Sumpf bleiben, müssen ja die nächsten Generationen auch etwas zu tun haben. Oh je, und dann soll für eine Billionen diese Mauer zu Mexiko hin gebaut werden. Wer soll das bezahlen, wer hat so viel Pinke Pinke, wer hat so viel Geld?

Nun, lassen wir die guten Kölner hier raus, Jecken haben sowieso nichts in der Politik zu suchen. Ich frage mich freilich, welche Firmen den Auftrag zuerteilt bekommen werden, diese Mauer zu errichten. Da unser Präsident sich niemals hat hinter die Karten schauen lassen - alle Steuererklärungen blieben der Öffentlichkeit verborgen, wohlweislich, denke ich mal -, wird er wohl überall seine Finger im Spiel haben, und so dürfte sein eigenes Bankkonto kräftig aufgeschwemmt werden, durch Steuergelder. Der Beauftragte für die Sumpfbereinigung ist also der Schlammlieferant - das kann lustig und sehr beweglich werden.

Irgendwie fühle ich mich schwindelig; da ist dieser Mann kaum zehn Tage im Amt, schon bröseln und bröckeln es an allen Ecken und Enden der Demokratie. Die Grenze wird hochgezogen, die politischen Freunde werden angepöbelt, in aller Öffentlichkeit, Steuern werden kräftig auf alle Importe erhöht, aber die eigene Produktion im Lande kurbelt dies nicht an. Immerhin scheint unser Präsident gut mit Putin befreundet zu sein, der ihm genau den Weg gewiesen hat, wie er all seine Gegner in die Schranken verweisen kann. Der gute alte KGB funktioniert bis heute noch und hat wohl dem CIA endlich mal gezeigt, was ein Haken ist. Ist ja prächtig, da wirbeln die Russen in all unseren eigenen Geheimunterlagen herum, aber obwohl die Experten dies präzise offengelegt haben, verschwindet das ganz schnell unter dem Deckmantel der alternativen Tatsachen. Wie war das noch mal mit dem "Manschurischen Kandidaten"?

Junge Junge, werdet ihr mir zurufen, du legst aber kräftig drauf. Der arme Präsident ist erst ganz frisch im Amt, und schon hauen sie von überall mächtig auf ihn ein. Er will doch nur die bewährte alte Folter (waterboarding) wieder einführen, alle Muslime der Welt zurückdrängen, die Schwulen in Schweineställe pferchen, die Frauen zurück an den Herd bringen, und voila, schon ist alles in prächtiger Ordnung. Ich denke auch, dass dann bald so manche Universitäten geschlossen werden, vor allem die öffentlichen, denn dort hausen sowieso viel zu viele dieser extrem links denkenden Intellektuellen. Geschäfte kann man ganz gut ohne eine akademische Ausbildung machen. Ach, und wenn wir schon dabei sind, würde es sich lohnen, nicht wahr, lieber Trump, der ganzen Presse einfach das Maul zu stopfen, damit endlich nur der Präsident das Sagen hat. Mit 140 Wörtern pro Tweet kann man ganz gut die Nation regieren und die Welt begeistern. Wir hatten mal Freunde dort, vor allem in den westlichen Staaten. Na, und auf einmal sind die alle sauer auf uns, wie seltsam. Unser Präsident ist ihnen doch nur über den Mund gefahren und hat ihnen ehrlich gesagt, was er von ihnen allen denkt. Ist doch gut, nicht wahr, endlich mal einen Führer zu haben, der sich nicht von anderen Regierungschefs einschüchtern lässt und so richtig losbollert, wenn ihm mal die Laus über die Leber läuft.

Die Masse jubelt ihm zu, unser großer neuer Präsident, doch dann drückt es da oder dort, zwickt es im Magen, im Kopf, und kein Arzt auf weiter Flur, denn die allgemeine Krankenversicherung wurde ja gestrichen. Wie, fragt ihr mich, ist das denn geschehen? Wir haben doch nur den Führer eines starken Amerikas gewählt, und der wird schon alles richten. Der böse Obama war sowieso bloß ein Kenianer, gell, gut das der weg ist vom Fenster! Reden wir also nicht von Versicherung, das ist sowieso ein Konzept der alten Tage. Amerika wird groß werden, eh, ich meine, die Reichen werden noch reicher werden, und wir, der Durchschnittsmensch, werden uns daran freuen, in einem großen Land zu leben, wenn wir nicht darüber krepieren.

Ach ja, bevor ich es vergesse, die öffentlichen Schulen werden wohl auch bald geschlossen werden, und die schlampigen Frauen, die es wagen, nach einer Vergewaltigung schwanger zu werden, sollen das Maul halten und das Kind austragen, der Rest interessiert keinen. Außerdem würde ich noch befürworten, dass unser guter Präsident jeden Morgen zum Frühstück einige junge Frauen vorgestellt bekommt, denen er zur eigenen Freude kurz mal an die Geschlechtsteile grabschen darf. Die liebe Melania wird bestimmt nichts dagegen haben, denn ihr Mann zeigt ja nur, wie sehr ihn attraktive Frauen erfreuen. Ein echter Frauenheld, eh, ich meine, Frauenliebhaber. Lasst mich in Ruhe mit euren Definitionen, ist halt ein alternativer Fakt. Punktum!

In Dankbarkeit
Senada,
Medina,
Dijana
gewidmet



Foto: Archiv Karsten Dümmel

Im Dezember 1983 wurde im bosnischen Tešanj dem ersten Schnitzer der Stadt Zahid F., der in jungen Jahren über sechsfünfzig Monate im Steinbruch der Gefangeneninsel Goli otok am eigenen Leib erfahren hatte, dass sein Leben länger währte, wenn er seine Zunge kürzer hielt, als erstes Kind eine Tochter geboren, die er, in Absprache mit seiner Frau Dina und dem örtlichen Imam Hodžić, stolz Senada nannte. Hoffnung, Glanz und Anmut spiegelten sich bei dem Mädchen nicht nur im Namen wider. Senada war sanftmütig und klug im Umgang mit sich und den Menschen. Sie wusste sehr rasch, worüber sie mit wem sprechen durfte und wo es geboten war, in Demut zu schweigen.

Mit den Kindern der Nachbarschaft vertrug sie sich gut, auch wenn sie es vermied, sich mit ihnen auf derbe Spiele und nasse Rutschpartien zwischen den üppigen Wiesen, den sprudelnden Quellen am Rande der Usora und den immergrünen Wäldern der Umgebung einzulassen. „Ein, zwei, drei, vier Eckstein, alles muss versteckt sein. Wer hinter mir steht, wer vor mir steht, der muss es dreimal sein.“ Feste Freundschaften pflegte Senada nicht. Sie lebte zurückgezogen und hatte früh verstanden, dass etwas anders war bei ihnen, als bei den anderen Kindern der Straße. Gott hatte ihr ihren hübschen Kopf nicht nur deshalb auf den Rumpf gesetzt, dass dieser Regen und Schnee daran hindert, in den Hals zu fließen. Mit Vater und Mutter spielte sie täglich „Mensch ärgere dich nicht“. Die Eltern ließen sie gewinnen, konsequent übersahen sie ihr Schummeln. So wuchs das Kind zwischen Türmen und Brustwehr der Festung Gradina auf der einen Seite des von massiven Bergen umzingelten Städtchens und der Eminagića Konak, jener einstmals prachtvollen Residenz des gleichnamigen Großhändlers, die 1862 von den Türken für ihren Staatsbeamten erbaut worden war und hundertundzwanzig Jahre später im Post-Tito-Jugoslawiens fast gänzlich zur Ruine verfiel, wohlbehütet und unbesorgt mit ihren Puppen und Büchlein auf, auch wenn seit ihrer Geburt ungeschrieben gesichert stand, dass ihr vom selbstverwalteten Rat der Schule auf Grund der Verfehlungen ihres Vaters ein Studium in Sarajevo oder Banja Luka nicht gestattet werden würde. Studieren konnte man andernorts, da brauchte nicht viel gefragt werden. Bonn, Zürich oder Wien waren große Städte, an denen schon manches bosnisch-serbische Kind seinen Magister abgelegt hatte.

Als Senada gegen Mittag des zwanzigsten Aprils 1992 nach dem Unterricht in der dritten Klasse der Grundschule vergeblich versuchte, das Haus des Vaters über die schmalen Gassen zwischen Uhrenturm und Altstadt zu erreichen, verstand sie rasch, dass sich etwas geändert hatte in ihrem Leben. Armeetransporter versperrten den Weg auf der Hauptstraße zwischen Doboј und Teslić. Ihre Stadt: getrennt in zwei Hälften, das Geräusch splitternden Glases und der Geruch von verbranntem Gummireifen, hastig heruntergelassene Rollläden, notdürftig verbarrikadierte Türen, Straßen und Wege fast menschenleer, hier und da Männer in schwarzen Uniformen, daneben andere mit weißen Armbinden. Sie standen in kleinen Gruppen beieinander, die einen innen, die andern außen. Kein Weg zurück zu Schule und Altstadt. Keine Passage dazwischen. Kein Weg zu Vater und Mutter.

In Deutschland wuchs Senada bei Vaters Schwester Alena auf. Die Tante aus Domislica, einem kleinen beschaulichen Dorf zwischen Žepče und Tešanj, hatte es geschafft, war rechtzeitig aus der Zone geflohen, nachdem sie - wie alle in Dorf und Umgebung - fast elf Wochen unter Hausarrest gestanden hatte und verängstigt fast verhungert war.

Ein Kinder- und Frauentransport des Roten Kreuzes. Zagreb, Maribor, Lubljana, Villach, Salzburg. Anfang Juli zweiundneunzig. Rottenburg am Neckar hieß die Stadt, zwischen Schwäbischer Alb und Schwarzwald gelegen, die ihnen letztlich zugeteilt war. Das Grün der Berge und das Blau des Flusses erinnerten Senada vom ersten Tage an an Tešanj. Die nicht gespielten Spiele der Kindheit. Die ungezählten Bächlein und Mineralquellen. Das Kichern zwischen den Buchzeilen.

Das Wasser des Neckars teilte auch diese Stadt in zwei Hälften. Im Frühjahr das Keimen und Sprießen. Im Sommer das Staubgewölk auf den Wegen und im Herbst der Mückentanz flirrend im Zwielflicht des Sonnenschattenspiels. Nur der Schnee des Winters flutete die Augen zwischen Heuberger Warte und Wurmlinger Kapelle. Alles verlief in festgefügtten Folgen. Manches Jahr grünte Senada fast das Vergessen an Tešanj. Nur die Rufe des Muezzins fehlten. Die Zeit verging und trug die Last.

Alena und Senada waren in der Stadt geduldet. Regelmäßig durften sie sich im örtlichen Amt melden. In Schule und Viertel sah man ihnen dennoch fremd ins Angesicht. Oft schwieg dem Mädchen dann Frost entgegen. Bosnien – das waren irgendwelche Kämpfe und die Olympiade. Vučko – das heulende Wölfchen mit rotem Schal; Camouflage-Jeans mit blutverschmiertem T-Shirt als Benetton-Werbeplakat. Was gab es zu erklären?

Dass Senadas Vater bereits im Juni 1992 in ein Gefangenlager nordwestlich der Stadt Prijedor, der neu gegründeten Republika Srpska, verbracht worden war und sein weiterer Verbleib bis dato ungeklärt sei, erfuhr Senada durch einen Brief des Instituts für vermisste Personen (MPI) im September 1996 exakt an dem Tag, als Tante Alena und sie vom Ausländeramt Stuttgart schriftlich aufgefordert wurden, auf Grund des erfolgreich ratifizierten Friedensvertrages von Dayton, Deutschland in Richtung Bosnien und Herzegowina binnen dreier Monate zu verlassen. Von dem missglückten Fluchtversuch des Vaters, der mit gefälschtem Totenschein in einem Sarg aus dem Lager geschmuggelt werden sollte, um Tochter und Frau noch einmal lebend sehen zu können, erfuhr Senada erst Jahre später. Senadas Mutter, die durch Beischlaf mit dem Lagerarzt den Totenschein erkaufte hatte, konnte dem Mädchen nach dessen Rückkehr - Hoffnung, Glanz und Anmut - lange Zeit nicht in die Augen schauen, weil sie sich, nachdem ihr der Verrat des Arztes, ihres Schulfreundes aus Kindertagen, an die Kommandantur Prijedor im Dezember 1995 bekannt gemacht worden war, bis an ihr Lebensende dafür schämte. Die fremde Hand kratzt das Jucken nicht.

Während Alena zurück ins großelterliche Haus nach Domislica ging, bezog Senadas Mutter mit ihrem Mädchen eine kleine Wohnung in Dobrinja, einem der Stadtteile Sarajevos. Das Viertel war groß wie die Häuser. Plattenbauten – soweit das Auge reichte. Der Flughafen - ein Steinwurf entfernt. Wien, Zürich und Bonn – zum Greifen nahe. Sarajevo – eintausendvierhundertundfünfundzwanzig Tage Belagerung; die Einschusslöcher der Granaten an Fenster und Hauswänden störten nicht. Hier kannte sie keiner.

An manchen Tagen fehlte Senada der Klang der Glocken von St. Martin, der Pfarrkirche von Rottenburg.

Senada schloss das Gymnasium mit Auszeichnung ab. Schon während der Schulzeit arbeitete sie an den Wochenenden im Fischladen in Ilidža, zwei Häuserblöcke entfernt, für ein bis zwei Mark am Tag. Sie schabte die Schuppen und nahm den Tieren die Innereien heraus. Nebenbei schrieb sie kleine Reportagen für Zeitungen und übersetzte gelegentlich ins Deutsche, um Butter in den Spinat zu bekommen. So kamen Mutter und sie irgendwie über die Runden. Wer arbeitete, ängstigte sich nicht vorm Hunger. Die junge Frau studierte alsdann an der Juristischen Fakultät. Die Miljacka, deren rotes Wasser sich direkt vor Universität und Obala ulica in den Kanal ergoss, in den die Habsburger das schmale Flüsschen seinerzeit gekettet hatten, teilte die Stadt auch hier in zwei Hälften. Die eine und die andere Seite. Am westlichen Stadtrand befreite sich der Fluss wieder und vermählte sich mit der Bosna. Die lang verschmähete Liebe.

Kamen Briefe von Ämtern und Behörden, erschrakten die beiden Frauen bis aufs Mark. Über Jahre fürchteten sie die Nachricht, dass Überreste des Vaters an Hand von DNA-Tests in einem der mehr als siebenhundert- undfünfzig Massengräber im Land gefunden und identifiziert worden seien. Die Nachricht kam nicht. Die Angst blieb.

Im Alter von 25 Jahren heiratete Senada einen Kommilitonen. Im Viertel und an der Uni war das üblich. Längst war es für sie an der Zeit. Kinder wollte Senada keine. Sie wusste nicht warum. Der Mann blieb fremd. Brettspiele waren für ihn albern, er verließ kaum das Haus, sah viel fern oder surfte bis in die Nacht mit seinem Smartphone. Binnen achtzehn Monaten trennte sie sich von ihm einvernehmlich.

Senada verbrachte ihren fünfunddreißigsten Geburtstag Anfang Dezember 2018 gemeinsam mit der Mutter und Tante Alena in Tešanj. Ein, zwei, drei, vier Eckstein... Die vertrauten Wege zwischen Altstadt, Uhrenturm und Festung. Die Gasse zur Schule. Kahva - das traditionell bosniakische Café.

Seit einem Vierteljahrhundert vergeht in Senadas Leben kein Tag, an dem sie nicht in Gesprächen mit Freunden, Verwandten, Nachbarn, Kommilitonen und Kollegen, angeregt durch Zeitung, Radio, Fernsehen oder das Internet, vom Krieg spricht. Tag für Tag. Jeden Tag.

Dezember 2018

**Stefanie Golisch – Erziehung nach Auschwitz:
Anspruch und Wirklichkeit einer pädagogischen Vision**



Foto: unbekannt/gemeinfrei/13. Juni 1936/Blohm&Voss (zeigt August Landmesser oder Wolfgang Wegert)

Nur um der Hoffnungslosen willen ist uns die Hoffnung gegeben.

Walter Benjamin

Die Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung. Sie geht so sehr jeglicher anderen voran, daß ich weder glaube, sie begründen zu müssen noch zu sollen. Ich kann nicht verstehen, daß man mit ihr bis heute so wenig sich abgegeben hat. Sie zu begründen hätte etwas Ungeheuerliches angesichts des Ungeheuerlichen, das sich zutrug. Daß man aber die Forderung, und was sie an Fragen aufwirft, so wenig sich bewußt macht, zeigt, daß das Ungeheuerliche nicht in die Menschen eingedrungen ist, Symptom dessen, daß die Möglichkeit der Wiederholung, was den Bewußtseins- und Unbewußtseinsstand der Menschen anlangt, fortbesteht. Jede Debatte über Erziehungsideale ist nichtig und gleichgültig diesem einen gegenüber, daß Auschwitz nicht sich wiederhole.

Theodor W. Adorno: Erziehung nach Auschwitz, 1966

Als Theodor W. Adorno seinen berühmten Radio Essay *Erziehung nach Auschwitz* verfasste, steckte die *Aufarbeitung der Vergangenheit* gerade einmal in den Kinderschuhen. In zahlreichen Schlüsselpositionen des öffentlichen Lebens standen ehemalige Nationalsozialisten, damals Männer in ihren besten Jahren. Die einen hatten sich eine *neue* Biografie auf den Leib geschneidert, die anderen sahen keinerlei Notwendigkeit, sich von ihrer Vergangenheit zu distanzieren: ihre Karriere hatte sich auch ohne Maskerade nahtlos fortsetzen können. Es war die Zeit der verdrängten Traumata, des kollektiven Vergessens.

Erst die Frankfurter Auschwitz-Prozesse und die mit ihnen einhergehenden öffentliche Diskussionen leiteten den vorsichtigen Beginn einer neuen Phase kollektiver Selbstbesinnung ein. Zum ersten Mal in der Geschichte der jungen Bundesrepublik Deutschland wurden zumindest einige der Täter öffentlich zur Rechenschaft gezogen. Adorno konnte also davon ausgehen, dass seine Worte – zumindest in links-liberalen Kreisen – Gehör finden würden. Und in der Tat sind seine kleinen Schriften zum Thema der politischen Mündigkeit aus der intellektuellen Biografie der 1960er Jahre nicht wegzudenken, ja sie bilden in gewisser Weise deren moralisches Gerüst und haben auf entscheidende Weise einen gesellschaftlichen Wandel befördert.

In gewohnt konziser Diktion beschreibt der Philosoph das Problem mangelnder persönlicher Urteilskraft und sozialer Verantwortungslosigkeit, zeigt Strategien der Überwindung auf und definiert ein Ideal pädagogischer Praxis: das selbstreflektierte Individuum oder *Subjekt der Geschichte* als Voraussetzung für Demokratie. Mehr als fünfzig Jahre sind seither vergangen.

Die Generation der direkt Beteiligten, der Täter und der Opfer, ist beinahe ausgestorben. In den öffentlichen Verwaltungen, in Schulen und Universitäten sind die rechten Netzwerke längst von neuen Seilschaften abgelöst

worden. Die Gefahr lauert nicht mehr *oben*, sondern in der Mitte der Gesellschaft, wo Menschen, die, wenngleich sie es besser wissen müssten und durchaus könnten!, alte Parolen in neuen Kontexten skandieren und damit Hass säen und ernten.

Im Gegensatz noch zu meiner eigenen Schulzeit in den späten 1970er Jahren, in denen Nationalsozialismus und Antisemitismus kein Thema waren, steht politische Bildung heute sehr wohl auf den Lehrplänen und wird von unzähligen engagierten Pädagogen direkt in die Klassenzimmer getragen.

Informationen sind, in einem für Adorno und seine Zeitgenossen unvorstellbarem Ausmaß, eigentlich jedermann zugänglich: umso deprimierender ist die Einsicht, dass sie offenbar zu nichts nütze sind, ja dass die ungeheure Quantität ungefilterter Information am Ende häufig das genaue Gegenteil bewirkt: Überdruß oder sogar das sich aus obskuren psychischen Quellen speisenden Bedürfnis, wider besseres Wissen Theorien und Standpunkte zu vertreten, die historisch unhaltbar sind und deren Menschenfeindlichkeit auf der Hand liegt: Zutreten statt zu reden.

Führer in Konzentrationslagern und Gedenkstätten können ein trauriges Lied davon singen, wie sie von einigen Besuchern gezielt provoziert und im Extremfall sogar zum Abbruch einer Führung gezwungen werden.

Im amerikanischen Englisch spricht man seit geraumer Zeit von *dark tourism*, einer Form des Reisens, die sich, auf der Suche nach immer neuen *kicks*, gezielt an Orte des Grauens begibt. Ich selbst war vor vielen Jahren in Mauthausen dabei, wie ein Lehrer, damals ein Kollege, sich vor den Gaskammern gemeinsam mit seinen Schülern fotografieren ließ; ich war entsetzt und konnte es doch nicht abwenden. Denn wie soll man einem Menschen, der kein Gefühl dafür hat, erklären, warum das eben nicht geht?

Abgesehen von einzelnen Provokateuren ist für viele Menschen der Besuch eines Konzentrationslagers ein Freizeiterlebnis unter anderen, für dessen Qualität auf den einschlägigen Bewertungsportalen Punkte vergeben werden. Stimmt das Preis-Leistungsverhältnis, die Logistik? Hat sich die Investition gelohnt? Habe ich bekommen, wofür ich bezahlt habe?

Auf *Trip Advisor* hört sich das dann ungefähr so an:

Der Minibus, der uns direkt vom Hotel nach Auschwitz gebracht hat, war gut in Schuss. Das Ganze hat ca. 40 Euro gekostet, und die Führung hat von 9.30 bis 16.00 gedauert. Das Preis-Leistungsverhältnis stimmt also! Da ein Großteil der Führung im Freien stattfindet, empfehle ich die Mitnahme einer Regenjacke, denn Regenschirme sind nicht gestattet.

Es gibt genügend Parkplätze für € 3.- WC -,50 ct. Der Eintritt ist gratis.

Habe eine Konzentrationslager-Tour gebucht, bin aber erst in Auschwitz dazu gestoßen und danach mit dem Veranstalter zurück nach Krakau. Sauber organisiert mit aufgestellter Betreuung. Führung war eindrucklich und sogar auf Deutsch.

Vom Hauptbahnhof ging es mit dem Bus in einer etwa 1,5 Stunden-Fahrt direkt nach Auschwitz. Für die Fahrt betragen die Kosten pro Erwachsenen 28 Euro für die Hin- und Rückfahrt. Es war nicht gleich erkennbar, ob man nun Eintritt zahlen muss oder nicht. Dem Reiseführer konnte man entnehmen, dass kein Eintritt zu zahlen ist. Lediglich wer eine Führung haben möchte, muss dafür zahlen.

Rampe – nicht zu empfehlen. Da ist absolut nichts los.

Ich empfehle weiterhin etwas zu essen und zu trinken mitzunehmen und vorher auf Toilette zu gehen, da hierfür quasi keine Zeit ist.

Der Guide war sehr kompetent und hat alles Dargestellte mit interessanten und schaurigen Details ergänzt.

Zum Abschluss ein gut gemeinter Rat: Insbesondere für den Besuch in Birkenau sollte im Sommer dringend an eine Kopfbedeckung und Sonnencreme gedacht werden, denn Schatten ist dort Mangelware...

(Quelle: *Trip Advisor* 2017/18)

Der russische Regisseur Sergei Loznitza hat in seinem Film *Austerlitz* das Dilemma heutiger Erinnerungskultur eindringlich dokumentiert – wohlweislich nicht *kommentiert*. Rucksack geschultert, Reiseführer und Kamera in der Hand schlendern sommerlich gekleidete Menschen auf das schmiedeeiserne Tor des Konzentrationslagers Sachsenhausen zu. Man posiert vor dem Schriftzug *Arbeit macht frei*, um seinen Besuch festzuhalten und ihn mit den Daheimgebliebenen zu teilen. *Austerlitz* registriert den alltäglichen Tourismusbetrieb, der die Judenverfolgung weder leugnet noch gutheißt, sondern den Besuch eines KZs einfach als eine Freizeitbeschäftigung unter anderen erkennbar werden lässt: eine *Sehenswürdigkeit*, deren

Besuch bei den meisten vermutlich keine tieferen Spuren hinterlassen wird – nicht zuletzt auch deshalb, weil ein Innehalten in diesem Jahrmarktsgedrängel des Grauens sich von allein verbietet.

In eindringlicher Form stößt der Regisseur den Zuschauer auf die meiner Meinung nach alles entscheidende Frage – natürlich eine Aporie: Ja ist denn das mündige Individuum, wie Adorno es als Voraussetzung gesellschaftlichen Fortschritts proklamiert, überhaupt gewollt? Oder ist es nicht nur nicht nur ein Lippenbekenntnis, über das man – etwa hier und heute im Literaturhaus! – unmittelbar einen Konsens erzielen kann, das aber im realen Leben eigentlich allem **widerspricht**, was heute von einem zumal jungen Menschen gefordert wird, wenn er in der Gesellschaft bestehen will?

Wer Erfolg haben will, der muss sich anpassen. Er muss lernen, seine Gefühle zu unterdrücken und sich zu verstellen, denn er soll eben nicht anecken, sondern möglichst reibungslos *funktionieren*. Aus der Psychologie weiß man längst, dass die wirksamsten Botschaften immer diejenigen sind, die niemals direkt ausgesprochen, sondern vor-gelebt werden. Den Weg des geringsten Widerstands zu gehen ist für die meisten Menschen – und das gilt selbstverständlich nicht nur für unsere Zeit – die einfachste Möglichkeit unbehelligt durchs Leben zu kommen; nach Feierabend mag man sich dann an die bewährten Ersatzbefriedigungen halten: Konsum von Menschen, Dingen und Ressourcen. Und natürlich Urlaubsreisen, zu denen selbstverständlich auch Ausflüge in Konzentrationslager gehören, zumal, *wenn man gerade in der Nähe ist*.

Die Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung.

Was würde Adorno sagen, wenn er im November 2018 durch Berlin wandern könnte?

Vom *Holocaust Mahnmal* zu den Hackeschen Höfen, der *Blindenwerkstatt Otto Weidt*, der *Gedenkstätte Stille Helden*, der *Topographie des Terrors*?

Wie würde er auf die über 8000 Stolpersteinen reagieren, die mittlerweile allein in Berlin verlegt worden sind? Würde er all diese kleinen und großen Orte gelten lassen als Beweis dafür, dass seine schwache Hoffnung, man könne durch Erziehung doch *ein Weniges* dazu beitragen, dass *Auschwitz nicht noch einmal sei* berechtigt gewesen ist? Ja – *ist* seine Hoffnung berechtigt gewesen?

In freien und demokratischen Wahlen ist eine rechtsradikale Partei im Frühjahr ins deutsche Parlament gewählt worden – und dies keineswegs nur von den sozial Abgehängten in unserer Gesellschaft! In dem Land, in dem ich seit vielen Jahren lebe, in Italien, ist eine ähnlich aufgestellte Partei bereits an der Regierung. In vielen Städten in Deutschland und in Europa wurden Grenzen überschritten, die noch vor wenigen Jahren einen moralischen und strafrechtlichen! Rahmen abgesteckt hatten, innerhalb dessen extremistische Kräfte an den Rändern der Gesellschaft in ihre Schranken verwiesen werden konnten. Nach und nach scheinen diese Grenzen nun zu fallen. Die zunehmende Verrohung der Sprache schafft ein allorts spürbares Klima von Aggression und Gewalt. Im öffentlichen Raum begegnen sich Menschen mit unverhohlenem Misstrauen. Nicht nur auf deutschen Schulhöfen gilt das Wort *Jude* neuerdings wieder als Schimpfwort. An manchen Ort gehen Menschen mit dunkler Hautfarbe am besten nach Einbruch der Dunkelheit gar nicht mehr auf die Straße. Um die Fähigkeit zur Empathie ist es – wengleich der Begriff in aller Munde zu sein scheint – realiter schlecht bestellt. Unlängst las ich einen Artikel zum Thema *Baby Watching*, einer im Frankfurter Raum durchgeführten Studie, bei der Kindergarten und Hortkinder im Umgang mit jungen Müttern und deren Babys gezielt zum Erkennen und Mitfühlen der Erlebniswelten anderer Menschen erzogen werden sollten...

Dies ist, um es mit den Worten Simone Weils zu sagen, unsere Zeit; wir haben keine andere. In ihr müssen wir leben, handeln und hoffen: zur Not auch gegen die eigene Hoffnungslosigkeit...

Zumal wer mit jungen Menschen Umgang hat weiß, dass dieser minimale kategorische Imperativ alternativlos ist. Wenn ich vor Schülern oder Studenten stehe, dann muss ich schlechterdings daran glauben, dass Würde und Respekt *keine* hohlen Worte sind.

An zahllosen Orten – bekannten und unbekanntem – stellen Menschen Projekte auf die Beine, die Kindern und Jugendlichen signalisieren, dass es möglich ist – hier und heute! – sich zu positionieren: für Menschenrechte, gegen Antisemitismus und rechte Gewalt. Martin Niemöllers bekanntes *Gedicht*, das, wenn ich mich recht erinnere am Eingang der *Gedenkstätte Deutscher Widerstand* hängt, bringt das Problem auf die denkbar knappste Formel: Was, wenn niemand mehr aufstehen kann? Wenn alle, die Widerstand hätten leisten können klein beigegeben haben, weil sie nicht unmittelbar betroffen waren?

Verantwortung ist immer die Verantwortung des Einzelnen.

Sie ist *meine* persönliche Verantwortung.

Ich kann sie nicht delegieren.

Niemand kann sie mir abnehmen.

Der Einzelne also.

Wie kann man ihn stärken? Ihm das Gefühl vermitteln, dass es noch in den scheinbar ausweglosesten Situationen einen Ausweg gibt? Etwas, wofür es sich lohnt zu kämpfen.

Seit einigen Jahren arbeite ich in schulischen Kontexten mit Selma Meerbaum-Eisinger, deren Gedichte ich vor ein paar Jahren vom Deutschen ins Italienische übertragen habe, und mit Charlotte Salomon, von der wir heute Abend in eindrucksvoller Weise bereits gehört haben. Beide Frauen sind Identifikationsfiguren, deren fester Wille sich *nicht* zum Opfer stempeln zu lassen, sie zu idealen Repräsentantinnen eines selbstbestimmten Lebens machen.

Selma Meerbaum-Eisinger und Charlotte Salomon haben mit ihren Kunstwerken klare Zeichen gesetzt. Im Angesicht höchster Bedrohung haben sie darauf bestanden, ihre Stimme geltend zu machen. Sie sind nicht vor Schreck erstarrt und verstummt, sondern haben bewusst ihrem Schicksal getrotzt und solange es ihnen möglich war, daran festgehalten, sich selbst und ihre Zeit im Medium der Kunst zu reflektieren.

Unter widrigsten Umständen – als Angehörige einer verfolgten Minderheit und als Frauen – haben sie ein eindringliches Zeugnis der Selbstbehauptung geschaffen.

Beide waren sich, obgleich ihnen öffentliche Anerkennung versagt blieb, des Wertes ihrer Werke bewusst und wollten sie der Nachwelt überliefern.

Deshalb vertrauten sie sie vor ihrer Deportation Freunden an, ohne deren Treue und Loyalität wir heute nichts mehr von ihnen wüssten.

Von Charlotte Salomon sind die Worte überliefert: *Heben Sie das gut auf. C'est toute ma vie.*

In einer Welt des Überflusses und der Redundanz, einer schier erschlagenden Fülle von visuellen und akustischen Reizen, ist es eigentlich kaum mehr vorstellbar, dass einem solch unscheinbaren *Ding* wie etwa Selmas Poesiealbum jene Aufmerksamkeit und Wertschätzung zuteilwerden könnte, die notwendig war, um nicht in den Kriegswirren verloren zu gehen.

Wie also kann das Wertvolle vom Wertlosen unterschieden werden?

Welches sind die Kriterien?

Und wie kann jeder von uns dazu beitragen, inmitten einer auf raschen Konsum ausgerichteten Gesellschaft für uns selbst menschliche und künstlerische Wertmaßstäbe der Distinktion zu entwickeln?

Was ist uns wichtig?

Was ist es uns wert, bewahrt zu werden?

Und was können wir tun, um das zu schützen, was einem anderen wichtig ist?

Jene Fragen, die Selma und Charlotte durch ihre Lebensentscheidungen *für* die Kunst und *gegen* die Festlegung auf ihre Rolle als Opfer getroffen haben, können weder hier noch im Klassenzimmer abschließend beantwortet werden, sondern sind dahingehend angelegt, auf persönlicher Ebene weiterzuwirken: als Ermutigung zu individuellen, widerständigen Lebensentwürfen frei nach dem Satz von Charlotte Salomon: *Und sie sah sich vor die Frage gestellt, sich das Leben zu nehmen oder etwas ganz Verrückt-Besonderes zu unternehmen.*



In St. Petersburg II Foto: Hubert Dammer

Freya Klier – Dresden 1919 - Die Geburt einer neuen Epoche

Vorwort



Foto: Nadja Klier

Über dem Europa des Jahres 1919 liegen Hunger und eine tiefe Erschöpfung – sowohl auf Seiten der Sieger als auch der Besiegten. Der Habsburger Völkerstaat ist in seine Bestandteile aufgespalten, und Deutschland als dem größten Verlierer des Weltkriegs wird ein Friedensvertrag diktiert, der die Menschen quer durchs Land in Zorn und Depressionen versetzt. Aus dem Osten droht der Bolschewismus, im Westen halten die Siegermächte deutsche Gebiete besetzt

Wie soll das weitergehen? Niemand will die Verantwortung für diesen Krieg übernehmen – am wenigsten jene, die ihn zu verantworten haben. Die SPD springt in die Bresche; nun lastet alles auf ihren Schultern. Doch kaum ist der Waffenstillstand da, trommelt Linksaußen zum Bürgerkrieg, als sei es der seelischen Verheerung noch nicht genug. In den Wochen vor ihrer

Ermordung wird die plötzlich zur Demokratie tendierende Rosa Luxemburg von ihren heißblütigen Genossen behandelt wie eine alte Tante.

Und wie verläuft der Umbruch vom Krieg in den Frieden bei den Heimkehrern? Um das zu erspüren, kehren wir noch einmal auf die Schlachtfelder zurück, lassen Otto Dix und Oskar Kokoschka vom Inferno berichten, Ernst Toller und Otto Griebel. War alles unausweichlich, was da geschah? Mit dem Blick aus dem 21. Jahrhundert erkennen wir Momente, über die wir schauernd sagen können: Es gab sie doch auch vor hundert Jahren! Es gab Pazifisten und mitten im Krieg die streng untersagte Verbrüderung an der Front – das deutsch-englische Weihnachtsliedersingen im Schützengraben, das Fußballspiel der Kriegsgegner im Niemandsland. Den Maschinenbaustudenten der Technischen Hochschule Dresden Max Immelmann holen wir aus dem Vergessen, der als Fliegerleutnant abstürzte und dem britische Piloten unmittelbar danach als Zeichen der großen Anerkennung seiner Fairness einen Kranz an der Frontlinie abwarfen.

Ein Europa der Verständigung blitzt auf, das 1919, nach dem Ende des Großen Krieges, in sehr weiter Ferne liegt.

Doch da gibt es noch eine zweite Linie: Kaum wahrgenommen in der Welt des patriotischen Rauschens macht sich eine Generation starker Frauen auf den Weg, um ein gesamtdeutsches Frauenwahlrecht zu erkämpfen – an ihrer Spitze die Schauspielerin Marie Stritt. Sie agieren aus der bürgerlichen Mitte heraus, ohne aggressive Ausfälle gegen das männliche Geschlecht. Sie bekommen großen Zulauf und sind auf Anhieb erfolgreich, wie die Wahlen zur Nationalversammlung zeigen.

Vieles von dem, was nach Kriegsende geschieht, läuft in Dresden zusammen. Und hier ist einiges anders als in München oder Berlin, die Revolution verläuft fast friedlich, die Ausrufung des Freistaates ebenfalls. Zwar hat das Militär Mühe, vom König auf die Sozialdemokraten umzuschwenken; die aber, unter Führung des Juristen und früheren Journalisten Georg Gradnauer, sind zur Verständigung bereit, zum gemeinsamen Blick nach vorn. So geht 1919 auch hier die größte Aggression von Linksradiakalen aus: Sie zielen auf eine Revolution nach russischem Vorbild und haben vor allem die gemäßigte SPD im Visier. Deren Minister Gustav Neuring wird auf die Augustusbrücke gezerrt, dort unter Johlen in die Elbe gestoßen, sein Kopf zur Zielscheibe, bis er versinkt ... Doch wer steckt hinter diesem Mord? Sind wir wirklich schon alle DDR-Geschichtslügen los?

Die Stimmungen in den Metropolen der anbrechenden Weimarer Republik sind sehr unterschiedlich. Und ohne den vergleichenden Blick nach München, Berlin oder Köln ließe sich die Umbruchzeit im Elbetal des Jahres 1919 nicht beschreiben. Wieso sind die Freikorps hier nicht so brutal wie im Ruhrgebiet oder in Bayern? Ist das vorübergehend?

In jeder Großstadt herrscht eine andere Temperatur. Die in der Reichshauptstadt Berlin umreißt der Dadaist George Grosz im Nachhinein giftig:

„An allen Ecken standen Redner. Überall erschollen Haßgesänge. Alle wurden gehaßt: die Juden, die Kapitalisten, die Junker, die Kommunisten, das Militär, die Hausbesitzer, die Arbeiter, die Arbeitslosen, die Schwarze Reichswehr, die Kontrollkommissionen, die Politiker, die Warenhäuser und nochmals die Juden. Es war eine Orgie der Verhetzung, und die Republik war schwach, kaum wahrnehmbar. Das mußte mit einem furchtbaren Krach enden...“

Das gilt für Berlin, doch gilt das auch für Dresden – die Stadt von Karl May, die „Vornehmste, schönstegelegene Kunst- und Fremden-Stadt Deutschlands“ in ihrer Werbung heißt? Jeder versucht, sich neu zu finden, und Bettler prägen die Stadt ebenso wie eine pulsierende Künstlerszene. Kriegsheimkehrer wie Otto Dix und Oskar Kokoschka malen sich ihre Traumata von der Seele. Und während Dix den Gewinn seiner Bilder gern ins Bordell trägt, sehnt sich Kokoschka nach zärtlichen Mädchenhänden. Erich Kästner zieht es weg aus Dresden, Victor Klemperer gerade jetzt hierher.

Dresden wird zum Zentrum der Reformpädagogik. Und nirgendwo gründen sich 1919 so viele Vereine wie in der sächsischen Hauptstadt – Christen und Juden, Mädchen und Jungen, Kommunisten und Nationalisten. Alle wollen die Welt verändern – und dabei auch wandern. Die Sächsische Schweiz liegt gleich nebenan. Je mehr das erste Friedensjahr ins Land zieht, desto leidenschaftlicher wird getanz. Um die Atmosphäre von damals hundert Jahre später zu erspüren, brauchen wir Informationen aus erster Hand: Wir lesen in den Tagebüchern von Käthe Kollwitz und Victor Klemperer, in den Erinnerungen von Erich Kästner und Ernst Toller, Oskar Kokoschka und Marie Stritt.

Wie kommen die ersten Frauen in der Politik zurande, wie die Kriegsversehrten über die Runden? Die Jüdin Johanna Lindemann, die ein dramatisches Schicksal erwartet, kommt als Zwölfjährige zu Wort: Beeindruckend schildert sie, was Kinderarmut in der Kriegs- und Nachkriegszeit bedeutete. Deutschland kommt nicht zur Ruhe. 1920 wird die junge Republik vom Kapp-Putsch erschüttert – viele Männer finden sich jetzt nicht mehr im Schützengraben wieder, sondern im Straßengraben und auf der Barrikade. Ostern 1920 wird auch Dresden vom Putsch heimgesucht: Freiwilligenverbände und rechtsradikale Einwohnerwehren unterstützen ihn, dazu Teile der Reichswehr. Auf der anderen Seite bilden sich Arbeiterräte und Aktionsausschüsse, die den Widerstand gegen die Putschisten organisieren. Gewerkschaften rufen zum Generalstreik auf, Linksradikale zum bewaffneten Kampf. In der Stadt toben schon bald bürgerkriegsähnliche Zustände: Geschossen wird im Zwinger, am Theaterplatz, unter der Brühlschen Terrasse. Als die Kämpfe abgeflaut sind, bleiben 59 Tote und 200 Verwundete zurück.

Auch die Kunst kommt nicht ungeschoren davon: Im Zwinger hat eine verirrte Kugel das Fenster der Gemäldegalerie durchschlagen und sich Rubens' „Bathseba im Bade“ in den Kopf gebohrt! Oskar Kokoschka ist fassungslos. Wutschnaubend läuft der sonst so sanfte Professor am darauffolgenden Tag durch die Gänge der Akademie. Er verfasst ein Plakat, das er mit studentischen Anhängern druckt. Darin richtet er sich – bezugnehmend auf die durchbohrte „Bathseba“ – „an alle, die hier in Zukunft vorhaben, ihre politischen Theorien, gleichviel ob links-, rechts- oder mittelradikale, mit dem Schießprügel zu argumentieren, die flehendlichste Bitte, solche geplanten kriegerischen Übungen nicht mehr vor der Gemäldegalerie des Zwingers, sondern etwa auf den Schießplätzen der Heide abhalten zu wollen, wo menschliche Kultur nicht in Gefahr kommt...“ Das Plakat prangt am nächsten Tag in allen Dresdner Zeitungen. Und es löst einen so bössartigen „dadaistischen“ Kommentar seiner Berliner Kollegen um George Grosz aus, dass der sensible österreichische Maler beschließt, Deutschland zu verlassen.

Krieger

Woran fehlt es den Europäern am beginnenden 20. Jahrhundert? An nichts, was einen Krieg rechtfertigen würde. Die industrielle Revolution hat sie wirtschaftlich stark gemacht, und auch kulturell ist Europa hoch entwickelt, bei aller Unterschiedlichkeit der einzelnen Länder. Doch statt zusammenzuarbeiten, wirkt jeder gegen jeden. Nationalismus, Militarismus, Neid und verhängnisvolle Allianzen verwandeln den alten Kontinent in ein gewaltiges Pulverfass. Das explodiert im Sommer 1914. Beteiligt werden sein: Der Zweibund Deutsches Reich und Österreich-Ungarn, Frankreich, England, Russland. Kurz nach der Nachricht von der russischen Generalmobilmachung richtet am 31. Juli 1914 Kaiser Wilhelm II. in der Reichshauptstadt die Worte an sein Volk:

„An mein Volk! Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Neider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand.“

Die Deutschen brechen, nach einem quälenden Hin und Her der internationalen Politik, in einen erlösenden Jubel aus. Als der Kaiser tags darauf die Mobilmachung Deutschlands verkündet, versammeln sich spontan 50000 Menschen vor dem Berliner Stadtschloss und lauschen andächtig seinen Worten:

„In dem jetzt bevorstehenden Kampfe kenne ich in meinem Volke keine Parteien mehr. Es gibt unter uns nur noch Deutsche. Und welche von den Parteien auch im Laufe des Meinungskampfes sich gegen mich gewandt haben, ich verzeihe ihnen allen. Es handelt sich jetzt nur darum, daß alle wie Brüder zusammenstehen.“

Das reißt mit, die Worte des Kaisers erzeugen ein lange nicht gekanntes Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Großstädte Deutschlands versinken in einem patriotischen Freudentaumel – wenn auch nicht gerade in Ostpreußen, welches unmittelbar an den Kriegsgegner Russland grenzt, oder im Elsass, das mit dem Kriegsgegner

Frankreich fast verwoben ist. Vor allem Bürgerliche sind mitgerissen, Studenten und Gymnasiasten, Professoren, auch viele Künstler und Theologen. Nicht mitgerissen von den ersten Begeisterungstürmen sind zunächst die Arbeiter – ihnen dämmert, sie könnten das Kanonenfutter sein, wie in allen Kriegen. Doch als der Auszug der ersten Soldaten aus den Kasernen in Richtung Front einsetzt, weht auch in den meisten Arbeitervierteln die schwarz-weiß-rote Fahne, erklingen auch hier patriotische Lieder.

Aus Bayern laufen Züge aus, geschmückt mit Bierflaschen und Rettichen. Sitzt der Student Ernst Toller in einem solchen Zug? Ernst Toller aus der Provinz Posen meldet sich 1914 freiwillig als Soldat. Seit Februar 1914 studiert er an der „Ausländeruniversität“ im französischen Grenoble – nun aber, mit Kriegsausbruch, setzt er sich sofort in einen Zug nach Deutschland. Er ist nicht der einzige Patriot im Abteil:

„Als der Zug in Lindau, auf deutschem Boden, einläuft, singen wir wieder ›Deutschland, Deutschland über alles‹, wird Toller sich später in seinen Memoiren „Eine Jugend in Deutschland“ erinnern.

„Wir winken den bayrischen Landwehrmännern zu, die den Bahnhof bewachen, jeder von ihnen ist das Vaterland, die Heimat; wenn ihre Vollbärte wedeln, hören wir die deutschen Wälder rauschen ...

Ich habe die Stimmen der Menschen noch im Ohr, die schrien, daß Frankreich angegriffen sei. Jetzt lese ich in deutschen Zeitungen, daß Deutschland angegriffen wird, und ich glaube es. Französische Flieger, sagte der Reichskanzler, haben Bomben auf bayrisches Land geworfen, Deutschland wurde überfallen, ich glaube es. An den Bahnhöfen schenkt man uns Karten mit dem Bild des Kaisers und der Unterschrift: ›Ich kenne keine Parteien mehr‹. Der Kaiser kennt keine Parteien mehr, hier steht es schwarz auf weiß, das Land kennt keine Rassen mehr, alle sprechen eine Sprache, alle verteidigen eine Mutter, Deutschland.“

Im August 1914 ist es nicht leicht, Soldat zu werden, die Kasernen quellen bereits über von Freiwilligen. Und so streift der aus Samotschin bei Posen stammende 21-Jährige erstmal durch die Straßen Münchens. Im Englischen Garten wird er irrtümlich für einen Franzosen gehalten, also für einen Feind:

„Ich setze mich auf eine Bank, über die alten Buchen streicht ein lauer Wind, es sind deutsche Buchen, nirgends auf der Welt wachsen herrlichere. Neben mir sitzt ein hagerer Mensch, selbst sein Adamsapfel, spitz und riesig, erscheint mir liebenswert. Er steht auf, er geht fort, er kommt mit anderen Menschen wieder. Verwundert sehe ich, wie man auf mich zeigt, dann auf meinen Hut, dessen Futter, allen sichtbar, mit großen blauen Buchstaben, den Namen eines Lyoner Hutfabrikanten trägt. Ich nehme meinen Hut, gehe weiter – die Gruppe, zu der andere Neugierige stoßen, folgt mir, ich höre erst einen, dann viele rufen ›Ein Franzose, ein Franzose!

Ich beschleunige meine Schritte, Kinder laufen neben mir her, weisen auf mich mit Fingern, ›ein Franzos, ein Franzos!‹. Zum Glück begegnet mir ein Schutzmann, ich zeige ihm meinen Paß, die Menschen umringen uns, er zeigt ihnen meinen Paß, unwillig und schimpfend zerstreuen sie sich.“

Gleich am nächsten Morgen meldet sich Ernst Toller bei der Artillerie. Nun zeigen alte Unteroffiziere und junge Kadetten den Kriegsfreiwilligen, wie ein richtiger Mann stillzustehen und wie er sich zu rühren hat. Toller lernt, dass niemand ein Held des Krieges werden kann, der den Stechschritt des Friedens nicht „wie im Schlaf“ beherrscht.

Es ist der ultimative Aufbruch – Einzelschicksale gibt es nicht mehr, nur das Vaterland gilt. Die Begeisterung schiebt auch unter den Zivilisten alle Widerwärtigkeiten in den Hintergrund. In ganz Deutschland verlassen im August Soldatenzüge die Städte: blumengeschmückt und von winkenden Frauen und Kindern gesäumt. An das August-Fieber 1914 werden sich jene erinnern, die diesen Krieg überleben. Otto Griebel, Sohn eines Tapeziermeisters aus der westsächsischen Industriestadt Meerane, studiert seit 1912 an der Dresdner Kunstgewerbeschule, an der seit 1910 auch der Thüringer Otto Dix studiert:

„Ich hatte Dix im Aktsaal kennengelernt, einen schwächlichen Burschen, der damals schon auffiel“, wird sich Otto Griebel später erinnern. „Zu jener Zeit kam die Mazdaznan-Mode auf, der auch ich vorübergehend verfiel. Da mußte man morgens Atemübungen vornehmen, Eukalyptusöl inhalieren, Pinienkerne kauen und dem Fleischgenuß entsagen. Otto Dix und seine Freunde Lohse und Baumgärtel waren fanatische Anhänger davon, aßen kein Ei, ohne vorher den giftigen Keim zu entfernen, und speisten im ›Vegetarisches Restaurant Pomona‹ auf der Grunaer Straße. Dix huldigte dem Nietzeschen Übermenschen, trug den ›Zarathustra‹ bei sich und betrachtete Max Klinger als künstlerisches Idol. Doch bald geschah ein Wandel zu den Malern der italienischen Frührenaissance, im besonderen zu Boticelli hin. Innerhalb des Dix'schen Umgebungskreises entstanden nun Bildnisse in diesem Stil auf geöltem Papier, dessen Glätte Überlasuren und feine Pinselzeichnung gestattete. Aus dieser Zeit stammt das Selbstbildnis von Dix im roten Hemd mit der Ponyfrisur und der Phantasie-Landschaft im Hintergrund...“

Doch nun ist der Krieg ausgebrochen, und sowohl Dix als auch Griebel melden sich als Freiwillige an die Front. Otto Dix rückt am 22. August 1914 als Ersatz-Reservist beim Feld-Artillerie-Regiment Nr. 48 in Dresden ein. Hart wird er ausgebildet, kommt aber durchaus zum Zeichnen. Am 12. Februar 1915 wird er zur 2.

Ersatzbatterie des Reserveregiments 102 nach Bautzen überstellt – neben Fahrzeugen und Geschützen kommen auch Pferde zum Einsatz. Ein Vierteljahr später lässt Otto Dix sich in Bautzen zur MG-Kompanie XII versetzen.

Otto Griebel würde auch gerne, doch er darf noch nicht. Er ist noch nicht volljährig, und sein Vater gibt ihm nicht die Erlaubnis fürs Militär. Er schämt sich. Nun fragen ihn Mädchen, warum nicht auch er das feldgraue Ehrenkleid trage.

Und einer nach dem anderen rücken sie aus, seine Mitstudenten – mit Jubel und Musik und Blumen an den Patronentaschen und Gewehren. Er darf nicht miterleben, wie sie die Grenze zu Frankreich überschreiten, unter dreimal donnerndem „Hurra!“ und dem Absingen der deutschen Nationalhymne. Bald schon hocken auch Maler, Zeichner und Bildhauer in den Schützengräben oder wechseln im Lazarett Verbände, erleiden auch sie nun das gleiche Schicksal wie siebzig Millionen andere Europäer. Die ersten fallen an derselben Front: Franz Marc und August Macke werden die ersten beiden Kriegsjahre nicht überleben. Der Kunststudent Otto Griebel Der Leipziger Maler Max Beckmann will nicht schießen, er geht 1914 als freiwilliger Sanitätshelfer an die Ostfront.

„Auf die Franzosen schieße ich nicht, von denen habe ich so viel gelernt. Auf die Russen auch nicht, Dostojewskij ist mein Freund.“

Max Beckmann wird im Krieg keinen einzigen Schuss abgeben. Doch er erleidet 1915 aufgrund seiner Erlebnisse in Flandern, wo er in einem Typhuslazarett eingesetzt ist und Zeuge des ersten Chlorgasangriffs bei Ypern wird, einen Nervenzusammenbruch. Beckmann wird vorübergehend beurlaubt und bekommt dann einen Schonposten: Er wird Zeichner fürs Militär in Straßburg. Es gibt scharfe Kriegsgegner. Schon in den ersten Kriegsjahren hinein meldet sich die Deutsche Friedensgesellschaft zu Wort. In ihrem „Zweiten Kriegsflugblatt“ vom 15. August 1914, veröffentlicht in der „Friedens-Warte 1914“, mahnen die Pazifisten: „Europa steht in Flammen! Ein Krieg ist ausgebrochen, wie ihn die Welt seit einem Jahrhundert, seit der Zeit der Napoleonischen Kriege nicht gesehen, furchtbarer und zerstörender noch als jene, sowohl durch das gigantische Wachstum der Technik und der Zerstörungsmittel, wie durch die unendlich gesteigerte Empfindlichkeit des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens.“

Noch vor wenigen Wochen würden die leitenden Staatsmänner Europas es für Wahnsinn erklärt haben, ihre Völker zu einem solchen Kriege aufzurufen; sie würden den Gedanken voll Empörung abgelehnt haben. Nun ist der Wahnsinn Wirklichkeit geworden. Wenn das möglich ist, so liegt letzten Endes die Schuld an dem alle Völker beherrschenden und alle internationalen Beziehungen vergiftenden gegenseitigen Mißtrauen. (...) Wir wissen, daß Millionen von Engländern und Franzosen mit uns diesen Krieg auf das lebhafteste beklagen und daß unsere – wir wagen trotz des Krieges zu sagen: unsere englischen und französischen Freunde – mit uns ihr Bestes daran gesetzt haben, ihn zu verhindern. Wir wissen besser als viele unserer Landsleute, wie stark und aufrichtig in weiten Kreisen des englischen und französischen Volkes das Bestreben war, mit Deutschland zu einer dauernden Verständigung zu gelangen.“

Ein klares, aber dünnes Stimmchen durchzieht das patriotische Rauschen, es wird kaum vernommen. Doch da der Krieg trotz aller Mahnungen nun bereits im Gange ist, stellen sich auch die Friedensfreunde eindeutig an die Seite ihrer Landsleute.

Am 4. Oktober 1914 veröffentlichen 93 deutsche Gelehrte den „Aufruf der 93“, der den aggressiven Kriegskurs des Kaiserreichs rückhaltlos billigt, aktuell insbesondere den Überfall auf das neutrale Belgien. Gegen diesen Aufruf wenden sich daraufhin der Mediziner Georg Friedrich Nicolai und der Physiker Albert Einstein mit einem „Aufruf an die Europäer“, der die sofortige Beendigung des Krieges durch alle Parteien fordert. Zu den Erstunterzeichnern – viel weniger als beim „Aufruf der 93“ – zählen der Petersburger Philosoph und Journalist Otto Buek sowie der Astronomie-Professor Wilhelm Julius Foerster. Er nimmt ein friedliches Europa vorweg, das erst ein halbes Jahrhundert später Wirklichkeit sein wird, nach einem weiteren, noch verheerenderen Weltkrieg.

Der „Aufruf an die Europäer“ ist ein Menetekel:

„Denn der heute tobende Kampf wird kaum Sieger, sondern wahrscheinlich nur Besiegte zurücklassen. Darum erscheint es nicht nur gut, sondern bitter nötig, daß gebildete Männer aller Staaten ihren Einfluß dahin aufbieten, daß – wie auch immer der heute noch ungewisse Ausgang des Krieges sein mag – die Bedingungen des Friedens nicht die Quelle künftiger Kriege werden, daß vielmehr die Tatsache, daß durch diesen Krieg alle europäischen Verhältnisse in einen gleichsam labilen und plastischen Zustand geraten sind, dazu benutzt

werde, um aus Europa eine organische Einheit zu schaffen. – Die technischen und intellektuellen Bedingungen dafür sind gegeben.“

Die öffentliche Reaktion auf diesen pazifistischen Aufruf von Mitte Oktober 1914 – er wird erst 1917 veröffentlicht – ist negativ. Andere Geistesschaffende stehen fest auf der Seite des Krieges. Dem späteren Nobelpreisträger Thomas Mann zum Beispiel steht – noch ehe der erste Schuss gefallen ist – das „Herz in Flammen“. Der Autor triumphiert über den Zusammenbruch der verhassten, von den „Zersetzungsstoffen der Zivilisation“ stinkenden „Friedenswelt“. Noch im Herbst 1914 verfasst er gemächlich von seinem Schreibtisch aus für die „Neue Rundschau“ den Aufsatz „Gedanken zum Kriege“, in dem er den militärischen Kampf der deutschen Kultur gegen die barbarische Flachheit des Westens rühmt, den bewaffneten Widerstand gegen den „anti-heroischen“ und „antigenialen“ Geist der „wölfisch-merkantilen Bourgeoisie-Republiken“. Das „heute wichtigste Volk Europas“, gemeint ist Deutschland, sträube sich, den „zivilen Geist als letztes und menschenwürdigstes Ideal anzuerkennen.“

Die Propagandaschrift löst bei Manns Freunden Bestürzung aus. Sein Bruder Heinrich wirft ihm vor, er nehme für seine geistigen Liebhabereien „Elend und Tod der Völker in Kauf“. Für Thomas Mann bleibt aber auch in seinen sich über die restlichen Kriegsjahre ziehenden „Betrachtungen eines Unpolitischen“ der Weltkrieg ein „Entscheidungskampf“ zwischen der metaphysischen deutschen Nation und dem ihr wesensfremden Westen: „Fort also mit dem landfremden und abstoßenden Schlagwort ›demokratisch! Nie wird der mechanisch-demokratische Staat des Westens Heimatrecht bei uns erlangen.“ Einzelstimmen sind es, die untergehen im Geheul der Apokalypse, im satanischen Pfeifen der Granaten und Schrapnells über den europäischen Schützengräben.

Die ersten Gefallenennachrichten trafen schon Anfang August ein. Nun reißen sie nicht mehr ab. Kinder beten für den „lieben Pappi im Feld“, doch nicht jeder Vater kehrt mehr zurück. Leichen säumen die Wege und Wälder beim Vorrücken, es mischen sich eigene und die der Feinde. Dann wieder ein Sieg, die ersten vollständig aufgeriebenen Regimenter, dann wieder ein Sieg. Und eine Niederlage. Gespensterhafte, menschenleere Orte, die meisten niedergebrannt. Das emotionale Auf und Ab eines Krieges, in dessen ersten Monaten besonders viele Soldaten ihr Leben lassen. Auch Zivilisten.

Dennoch kommt es an der Westfront zu einzelnen Verbrüderungen gegnerischer Soldaten. Die europäische Vision der Pazifisten um Nicolai und Einstein leuchtet am Heiligabend 1914 wie ein Stern.

Der deutsche Soldat Josef Wenzl berichtet in seiner Feldpost vom 28. Dezember an die Eltern: „Es klingt kaum glaubhaft, was ich euch berichte, ist aber pure Wahrheit. Kaum fing es an, Tag zu werden, erschienen schon die Engländer und winkten uns zu, was unsere Leute erwiderten. Allmählich gingen sie ganz heraus aus den Gräben, unsere Leute zündeten einen mitgebrachten Christbaum an, stellten ihn auf den Wall und läuteten mit Glocken. Alles bewegte sich frei aus den Gräben, und es wäre nicht einem in den Sinn gekommen zu schießen.“

Was ich vor ein paar Stunden noch für Wahnsinn hielt, konnte ich jetzt mit eigenen Augen sehen. (...) Zwischen den Schützengräben stehen die verhaßtesten und erbittertsten Gegner um den Christbaum und singen Weihnachtslieder. Diesen Anblick werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Man sieht bald, daß der Mensch weiterlebt, auch wenn er nichts mehr kennt als Töten und Morden (...) Weihnachten 1914 wird mir unvergeßlich sein.“

Der bayrische Soldat Josef Wenzl wird ein friedliches Europa nicht mehr erleben, er fällt am 6. Mai 1917. Doch finden sich ähnliche Weihnachtserfahrungen auch in den Briefen französischer, belgischer oder britischer Kriegsteilnehmer. Am Frontabschnitt bei Diksmuide ist es der Soldat Gustave Berthler, ein französischer Familienvater, der sich wie viele seiner Kameraden über das Verbot hinwegsetzt, mit den Feinden zu fraternisieren. Über seine weihnachtliche Begegnung mit den Deutschen schreibt er seiner Tochter Alice:

„Sie sind es genauso leid wie wir, Krieg zu führen, sie sind verheiratet wie ich auch, was sie an meinem Ehering gesehen haben, und sie wollen nur eins, nach Hause. Möglichst schnell nach Hause. Sie haben mir ein Paket Zigarren geschenkt und eine Schachtel Zigaretten, und ich habe ihnen eine Ausgabe von ›Le Petit Parisien‹ gegeben im Austausch für eine deutsche Zeitung.“

Nachdem sie Weihnachtslieder gesungen und ihren Friedenswillen bekundet haben, verlassen Soldaten die Schützengräben und treffen sich zwischen den Fronten zum Gespräch, zum Austausch von Souvenirs und Lebensmitteln. Vaterländische Liebesgaben, die zur Hebung der Truppenmoral auf allen Seiten der Front verteilt wurden, wechseln bestimmungswidrig ihre Besitzer: Deutsche Kronprinz-Heinrich-Pfeifen und belgische König-Albert-Zigarren werden zu ebenso begehrten Tauschobjekten wie französischer Wein oder

englische Plumpudding- und Corned-Beef-Dosen. Souvenirjäger erbeuten Uniformknöpfe. Einem britischen Soldaten gelingt es sogar, gegen ein umfangreiches Fressalienpaket eine deutsche Pickelhaube einzutauschen.

Doch damit nicht genug: Als der deutsche Soldat kurz darauf bei einer angekündigten Inspektion seinen Helm vorzeigen muss, wird organisiert, dass er ihn aus dem gegnerischen Schützengraben vorübergehend wieder zur Verfügung gestellt bekommt. Schnell entwickelt sich die weihnachtliche Kommunikation der Schützengrabenmannschaften über den Austausch von Waren und Souvenirs hinaus – da schneidet ein zum englischen Militär eingezogener Friseur Freund und Feind die Haare, man organisiert ein Picknick mit Lagerfeuer oder spielt Fußball im Niemandsland. Auch einer traurigen Verpflichtung kommen die Soldaten nach: Nun, da sie keinen feindlichen Kugelhagel befürchten müssen, bestatten sie die zwischen Stacheldrahtverhauen und Granattrichtern verstreuten Leichen ihrer gefallenen Kameraden ...

Das Weihnachtswunder an der Westfront bleibt zeitlich begrenzt. Meist werden die Kampfhandlungen für ein paar Tage unterbrochen, manchmal hält der eigenmächtig organisierte Waffenstillstand der Frontsoldaten sogar ein paar Wochen. In einigen Kampfzonen sind monatelang keine Verluste zu verzeichnen, weil die Mannschaften sich auf den Ausbau der eigenen Stellungen beschränken und auf Angriffe verzichten. Auch wo sich unter dem Druck der militärischen Führung die Waffenruhe nicht aufrechterhalten lässt, wirkt der Weihnachtsfrieden nach. Um Blutvergießen zu vermeiden, vereinbart man Warnschüsse, sobald neue Angriffe bevorstehen.

Anders als einzelne Offiziere, die die vertrauensbildenden Maßnahmen ihrer Soldaten zulassen, versuchen die Heeresleitungen der Kriegsnationen jede Ausweitung der Verbrüderungsaktionen zu verhindern. Drakonische Strafen werden angedroht bis hin zur Erschießung derjenigen, die sich weigern, die Kampfhandlungen wieder aufzunehmen. Um „Schützengraben-Freundschaften“ und jede Wiederholung der „Ausschweifungen“ von 1914 zu unterbinden, dekretiert die deutsche Heeresleitung 1915: [...]

(Leseprobe mit freundlicher Genehmigung des HERDER Verlages)



Zugfahrt Hanoi – Ho Chi Minh City, Juli 2010 Foto: Axel Reitel



Foto: Anise Koltz

Gediegen

*Einem Preisträger -
seinem dichterischen Wort*

Gehäkelt und gestrickt
das Wämslein gediegen
am Leib es sitzt ihm zur Feier
des geschriebenen Wortes
abgemessen dann angemessen
mit Zipfeln die herumhängen
von stiller Hand
weggestreift oder verputzt
am Ende zurecht gezogen
aktuell im Profil:
>Die Antiquiertheit
des Menschen<

9.Jan, 20019 Rom

Namenloser Baum

*Für Imre Kertész -
im „Adernetz“ seiner Worte*

Von seiner Goldfülle
in seiner Strahlkraft
der Wind verstreut ihm Blatt für Blatt
der kühnste Färbekünstler
niemandes Untertan
sein Farbenspiel
die Düsternis ermunternd
bis langsam seine Blätter
ermattet vom Prachtgold
zur Erde frei sich neigen
dem Teppichglühen zu -
nicht geschunden
wie der Avocado-Baum
kein Reifemeister erhebt Anspruch
auf seine Früchte -
hin und wieder noch
durchstreifen Vögel
in seinem Lichterglanz
den Namenlosen

Schlupfloch

Aus welchem Schlupfloch
sticht eine Biene zu
von welchem Lippenrand
hebt sie sich leichter hoch
dem Honigwerk verloren
der besten Aussicht
einmal untertan

Wettlaufen

*„bring back true life all bleeding (bloody) on the bone,
o death!
o bone kill death, come bleeding back with time!“*

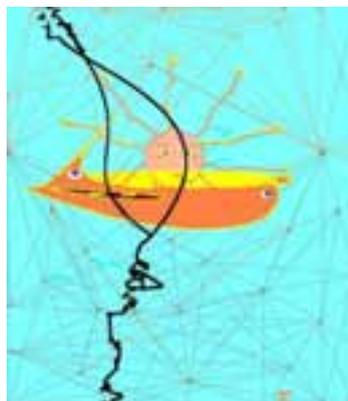
Djuna Barnes posthumus papers

Auf der Kippe stehen
die Gewinne einstreichen
barfüßig laufen sie los
Künstler jeglicher Aussaat
auf halbem Weg
tödlich allein
taumeln in die Glorie:
den San-Andreas-Riss

5.1.2019 Rom



Christine Koschel: Krieger (Computergrafik)



Christine Koschel: Strategien (Computergrafik)



*Günter Kunert schreibt – August 2017
Foto: Michael Augustin*

Nie wieder habe ich von ihm gehört, nirgendwo seinen Namen gelesen. Jetzt, nach schier unendlich langer Zeit, kehrt er unversehens in mein Gedächtnis zurück, vielleicht weil wir so stumm voneinander geschieden sind. Kein Wort über die grässliche Vergangenheit. Was sollte man eigentlich noch sagen? Auch daheim sprachen wir nicht über das Geschehen vor 1945. Ein einziges Mal sagte meine Mutter, sie bekomme Kopfschmerzen, sobald sie an ihren Vater, also meinen Großvater, denke, ansonsten kein Wort mehr. Während die Schuldigen aus begrifflichen Gründen den Mund hielten, schwiegen die Betroffenen ebenfalls. Es war wohl der Versuch, das Erlebte und Erlittene zu verdrängen, es nicht erneut spüren zu müssen, doch vermutlich hat gerade das Beschweigen das Vergangene fürchterlich präsent gehalten. Der Alltag wurde übertüncht durch Geschäftigkeit, durch belangloses Treiben, mittels Ablenkungen durch Gäste, durch Besuche bei Bekannten, durch Kinogänge, Geburtstagsfeiern und durch Schlaftabletten. Mir wurde das alles erst spät bewusst, da ich nach dem Kriege selber in diverse Liebesaffären verstrickt war, in irgendwelche Unternehmungen mit Freunden, durch Lesesucht und beginnendes Schreiben, durch eine unaufhörliche Extroversion des Selbst, sodass das Gestern in den Hintergrund gedrängt wurde. Wir erlitten „Das Schweigen der Lämmer“, wie ein amerikanischer Filmtitel hieß, denn wir waren ja Lämmer gewesen und wurden durch Zufall nicht geschlachtet wie die vielen anderen. Einige Überlebende durchbrachen die Barriere und veröffentlichten, was ihnen widerfahren war. Doch das führte sie erneut an den Abgrund, dem sie entkommen zu sein meinten, um zu schlechterletzt durch eigene Hand das Schicksal der Ermordeten zu teilen.

Märchen haben mich nur dort bewegt, wo sie unheimlich wurden, ungeheuer, auch drohend und gefährlich. Selbst Zwerg Nase erschien mir äußerst bedenklich. Er diente, wie wir wissen, der Hexe lange Zeit, aber wir erfahren nicht, worin die Dienste, außer Fegen und Feudeln, denn bestanden. Existierte zwischen ihm und seiner Herrin nicht eine verdächtige Beziehung? Das Märchen, sehr

diskret, schweigt sich über zu Vermutendes aus, wie es in allen Märchen geschieht. Sie sind sozusagen „stubenrein“, was sie vermutlich in ihren Ursprüngen nicht waren. Ich lasse mir nicht einreden, die sieben Zwerge wären aus rein humanen Absichten derart freundlich mit ihrer Prinzessin umgegangen. Gerade Zwerge sind sexuell besonders aktive Personen, und jene Weiblichkeit in ihrem Bettchen konnte nicht ohne Auswirkungen auf ihr Geschlecht gewesen sein. Oder der Prinz, der Dornröschen, die im Koma Darniederliegende, küsste – ein Nekrophiler? Benjamin hatte schon bei dem „bucklicht Männlein“ Vermutungen angestellt, um den naiven Schleier von den verdächtigen Geschehnissen wegzuziehen. Und „Rumpelstilzchen“? Erweist es sich nicht als Geheimdienstler, der mit Recht sagen kann: Ach wie gut, dass niemand weiß, dass ich soundso heiß ... Märchen auf andere Weise zu lesen würde sich lohnen, da ihre Substanz aus den Abgründen der Realität stammt, ohne dass wir ihrer gewahr werden.

•

Etwas versäumt haben. Was war es denn nur? Bei einem Abschied von einem Freund nicht daran gedacht zu haben, dass es vielleicht die letzte Begegnung gewesen sein könnte, und man ganz anders, viel herzlicher, inniger, mit ihm hätte sprechen sollen? Warum hat man nicht Vater und Mutter eindringlich über ihr früheres Leben, ihre Kindheit und Jugend befragt? Zu hastig gelebt? Und warum habe ich Gelegenheiten, eindeutige Angebote weiblicherseits, nicht wahrgenommen? Oder zu geizig gewesen, ein besseres Geschenk zu machen? Im Laufe eines ziemlich langen Lebens summieren sich die Versäumnisse, ihre Menge gewinnt an Gewicht, und im Rückblick bilden sie eine unerwartete Anzahl, unkorrigierbar, unmöglich, etwas nachzuholen, und so schleppt man eine Last mit sich, derer man jedoch nur in ruhigen Augenblicken bedauernd gewahr wird. Vermutlich sind unsere Mitmenschen ähnlich mit Daseinsmüll beladen, ohne ihn loswerden zu können. Wäre das Leben nicht eine so vertrackte Angelegenheit, wir könnten restlos glücklich sein, falls uns das überhaupt gegeben wäre. „Er hat sein Glück versäumt ...“ hörte ich manchmal über jemanden sagen, aber was damit gemeint gewesen, war doch nur etwas Materielles, ein großes Los, das derjenige verloren hatte, von dem die Rede ist, zumindest etwas Ähnliches dieser Art. Das aber ist eine Reduktion des Glücks auf die Brieftasche, von der es jedoch heißt, sie mache nicht glücklich. Wäre das eigentlich Versäumte wirklich Glück gewesen? Oder erscheint es uns nur in der Erinnerung so und wäre in Wirklichkeit nichts anderes geworden als eine neue Enttäuschung, wie sie das Leben sowieso in ausreichender Fülle zu bieten hat?

•

Es liegt was in der Luft, ein Hauch von Sarajevo. Wie meist geschieht das unvorstellbar Schlimmste an den Rändern der von Mittelmäßigkeit bewohnten Welt. Nun zieht sich in der Ukraine ein Unwetter zusammen, von dessen Gewalt noch nichts abzusehen ist. Selbst wenn es diesmal noch friedlich ausgehen sollte, dieses Hinschliddern am Abgrund hört nicht auf. Irgendwo flammt ein Brand auf, scheinbar fern, wo die Völker aufeinanderschlagen, doch wir hören, ob wir es wollen

oder nicht, zu diesen Völkern. Wir halten uns für durch geographische Entfernung gesichert, doch diese bedeutet heute nichts mehr. Jederzeit kann militantes Unheil uns selbst in der Idylle treffen, ohne dass wir die Mahnzeichen vorher erkannt hätten. Das viel zu riesige Russland, von seinem historischen „Auftrag“, vom Einsammeln russischer Erde faselnd, ist ein enormer Unsicherheitsfaktor im Unglücksspiel der Kräfte. Sobald die ökonomische, ökologische und sonstwelche Krise droht, pflegen die Regierungen zu Machtmitteln zu greifen, womit sie gewöhnlich ihren (und leider auch unseren) Untergang betreiben. Das Gefährlichste, wenn eine Macht sich überschätzt. Diese Überschätzung, wie wir sie aus zwei Weltkriegen kennen, führt mit wahrlich „tödlicher“ Sicherheit ins Nichtsein. Wie gering war der Pistolenschuss von Gavrilo Princip, und doch hat er aus gereicht. Jetzt werden andere Kaliber benutzt – bis auf Weiteres.

•
Schlafende Menschen sehen oftmals aus, als wären sie schon lange tot.

•
Robert Musils „Fliegenpapier“ beschreibt eine Tragödie. Wie die einzelnen Wesen am klebrigen Leim des Papiers festhaften, unfähig, sich zu befreien, immer schwächer sich regend, endlich nur noch hin und wieder ein Zucken zeigend, das vorletzte und dann das letzte. Es gälte eigentlich, dieser Tragödie ein Pendant zukommen zu lassen, auf andere Weise das Tun von Fliegen analysierend. Wie sie beispielsweise über den Tisch hin und her laufen, aufgeregt und scheinbar sinnlos, auf der Suche nach irgendetwas, das wir nicht kennen oder, durch unsere Menschenaugen behindert, gar nicht zu sehen vermögen.

Ihre Unternehmen haben sowohl etwas Unschlüssiges wie auch Rätselhaftes. Man hat den Eindruck, sie würden verfolgt und schauen sich dauernd um, sie schlagen im Laufen kühne Haken oder steigen unerwartet und rasend auf, als hätten sie plötzlich ihren Feind erspäht. Sie kommen mir manchmal vor wie Flüchtlinge, denen Polizei oder sonst ein staatlicher Dienst auf den winzigen Fersen ist. Auch kann man kaum sie unterscheiden, höchstens der Größe nach, wobei die schweren Stechfliegen, die Bremsen, eher tollpatschig sich verhalten, unbeholfen. Die kleinen Säurefliegen pochen auf ihren Status als winzigste, rennen meist davon. Obwohl die Hand schon zögert, ob sie todeswürdig seien. Doch die Durchschnittsfliege, die sogenannte „Stubenfliege“, die sogar bei uns im Norden in warmen Zimmern zu überwintern pflegt, ist ein Geschöpf eigener Art, bedingt durch das Panische ihres Benehmens, durch ihr Lauern, ihre Unruhe und Nervosität, die sich auf uns überträgt. Wir wollen derartige Hausgenossen loswerden, wer weiß, welche Infektionskrankheiten sie mit sich tragen, unheimliche Gesellen, deren Absicht man ihnen nicht anmerken kann, eben weil sie sich selber als gejagte und verhasste Zeitgenossen zu erkennen geben und somit an unser Mitleid, zumindest unser Verständnis appellieren, auch uns könnte es wie ihnen ergehen, vertrieben von jedem Fleckchen, von einem Wassertropfen, einem Zuckerkrümel, ohne einen Moment des Ausruhens in einer Welt, in der man uns nicht wohlgesinnt ist. Zugleich jedoch vermischt sich

das Mitleid mit Widerwillen gegen die Intimität, mit der sie uns heimsuchen. Sie zehren von unserem Schweiß, von unserer Körperflüssigkeit, als wären wir ausschließlich zu ihrem Genuss erschaffen worden. Selbst ihre leichten, flinken Bewegungen auf der Haut verspürt man mit Ekel. Und denkt sofort an Leichen, auf denen diese Schmarotzer wimmeln, dabei leben wir noch, doch das krabbelnde Memento mori ist merkbar genug. Aber es sind wohl erst die grünlich Schillernden, die später uns besuchen, sollten wir unaufmerksam irgendwo abgelegt worden sein. Unleugbar sind sie unsere Lebensbegleiter und werden es wahrscheinlich bis in alle Ewigkeit, die uns nicht mehr betrifft, auch bleiben. Ihre Gattung ist älter als unsere. Wir waren noch gar nicht auf diesem Planeten anwesend, da hüllten sich manche von ihnen schon in Baumharz, um, dergestalt in einer Art Minischneewittchensarg eingeschlossen, auf uns zu kommen und von sich Kunde zu geben, was wir vermutlich auf diese Weise nicht tun werden.

•

Je größer die Anzahl älterer, gar alter Bürger in einer Gesellschaft, desto unbeweglicher wird, als gehe hierbei das Gleiche vor sich, besagte Gesellschaft. Der erste Bundeskanzler hat es in seiner Naivität auf den Punkt gebracht: keine Experimente! Er war ja auch schon ein Greis und allen Veränderungen abhold, wie seine Wähler, wie heute die altgewordenen Jungen und einst jungen Revoluzzer. Bestand erhalten. Alles möge so bleiben wie in dieser historischen Sekunde, zu welcher alle sagen: Verweile doch, du bist zwar nicht übermäßig schön, aber besser als alles undenkbar Künftige. Alte Leute hielten gerne die Zeit an, ich kann das gut verstehen. Nichts Erfreuliches bringt die Zukunft, falls man einen Blick in die Zeitung riskiert. Lasst es so bleiben, ihr Götter, wie es gegenwärtig ist. Dehnt die Gegenwart aus, zieht sie hin, bis wir nicht mehr existent sind, und dann noch ein bisschen für unsere Nachkommen, aber deren Nachkommen, die wir nicht mehr persönlich kennen, gehen uns schließlich gar nichts mehr an. Nur Nahestehende bitte noch ein Weilchen im Zustand des Traums erhalten! Freilich werden auch diese zwangsläufig altern und dasselbe Gebet vorm Zubettgehen sprechen: bitte keine Experimente mit dem Gefüge, in das wir unsere anheimelnden Zellen hineingebaut haben, mit unserem Speichel und sonstigen materiellen Aufwendungen. Halten Sie bitte die Uhr an, Herr Nachbar, und den Kalender gleich mit. Jede Sekunde erscheinen auf der Welt zwei neue Menschen, ob gerufen oder ungerufen, gewünscht oder verdammt, das weiß keiner. Was wir jedoch wissen, ist, dass die Flut steigt, nämlich die aus Fleisch und Bein. Wo sollen bloß alle hin auf diesem kleinen Planeten? Als erstes Land scheint Italien unter der Schwemme von Flüchtlingen zu ertrinken. Täglich spült das Mare Nostrum, das keineswegs mehr das „unsere“ ist, Hunderte und Aberhunderte an die Küsten. Italien besteht ja größtenteils aus Küste, wohingegen es die Schweiz leichter hat, unerwünschte Gäste abzuweisen. Flüchtlinge sind gerissen, sind schlau, denken sich Tricks aus. Jetzt schicken sie, wie beispielsweise an der Grenze der USA zu Mexiko, ihre Kinder vor, die nicht ausgewiesen werden können und deren Eltern irgendwann nachfolgen. Eines baldigen Tages, fürchte ich, wird das Mitleid so tot sein, wie die auf

ihrem Wege in die gelobten Länder Sterbenden. Mir will der grauensvolle Spruch der Eidgenossen während des Krieges und während des Holocausts: Das Boot ist voll! nicht aus dem Kopf. Ich wette, diesen Satz denken bereits viele, allzu viele, und nicht nur im Cantonat Helvetia.

Die Assoziationen sind unser Unglück. Uns von ihnen zu lösen unmöglich. Freilich fehlt den meisten Menschen genügend Lebenserfahrung, eindringliche, peinigende, bedrückende, unvergessliche, welche den Bitterstoff für die Assoziationen bilden. Riecht es hier nicht nach verbranntem Holz? Schon ist der Luftkrieg parat, die Sirene ertönt, Bomberanflug über Hannover-Braunschweig, die Feuer flackern, der Nachthimmel rötet sich – ja, es riecht nach Brand. Diese alten Fotografien aus der Zeit vor und nach 1914 – wo sind die Leute geblieben? Wurden sie deportiert, umgebracht, erschossen? Wieso sind die Menschen auf dem Jahrmarkt so fröhlich, wo doch gestern noch das Grauen herrschte? Der Zahnarzt zieht mir einen Zahn und bricht ihn mir nicht aus, weil das deutsche Reich meinen Goldzahn für seine Kriegsführung haben will. Mein Brustkorb wird abgehört. Werde ich nun, weil arbeitsunfähig, liquidiert? Man wirft trockenes Brot weg und gedenkt derer, die sich darum gestritten und geprügelt hätten. Der Zaun an der Koppel – er führt Strom, wenn auch schwachen, doch die Tatsache ruft Bilder ins Gedächtnis. Immer und überall lauern assoziationsfähige Umstände und Dinge, aber man kann die Welt nicht mit Folie abdecken, um den Analogien zu entgehen. Wie sähe dann die Welt wohl aus? Wie ein verkleideter Sarkophag natürlich.

Existiert so etwas wie ein genuines Schuldbewusstsein? Natürlich hat man im Leben hier und da gefehlt, falsch gehandelt, Menschen gekränkt, Unglück verursacht, Unheil angerichtet, aber hätte sich derlei vermeiden lassen? Und was wären wir eigentlich ohne die Erfahrung von Schuld? Die sich frei von ihr halten, haben sie bloß unglücklicherweise völlig in sich gelöscht, was sie zu Monstern machte und macht. Ihnen fehlt das Empfinden fürs Mitmenschliche, für den Anderen, von dem man weiß, dass er überhaupt nicht, wie man selber, ganz schuldlos sein kann. Wahrscheinlich ist die bedeutendste Leistung der katholischen Kirche die Erfindung der Beichte, das Aussprechen von Schuldbekennnissen, was zwar dem Einzelnen Erleichterung verschaffen mag, ihn jedoch nicht daran hindert, erneut schuldig zu werden. Die Ambivalenz des Vorganges ist unübersehbar. Geständnisse erbringen einen Bonus, mit dem, beispielsweise vor Gericht, gerechnet werden kann, ohne dass es die Schuld verkleinert, den Geständigen bis zu einem gewissen Grade jedoch beruhigt, indem es ihn in den Glauben versetzt, mit dem Geständnis schon einen Teil der Buße vorgeleistet zu haben.

Polizei warnt nach Kindermord vor Selbstjustiz
Für große Irritationen sorgen Fahndungsaufrufe und vermeintliche Phantombilder des Täters im Internet: So war auf den Seiten mehrerer sozialer Netzwerke von einem weiteren Mord an einem angeblich zehn Jahre alten Jungen berichtet worden. Außerdem war bei „WhatsApp“ ein Phantombild verbreitet worden, das nicht von der

Polizei stammte und mit dem Fall nichts zu tun hat. „Falsche Hinweise und Trugspuren gab es natürlich schon früher. Doch die Verbreitung von Falschmeldungen und falschen Phantombildern mit dem Aufruf zur Lynchjustiz ist neu.“

Zwar nicht gerade schöne, aber lebensgefährliche neue Welt. Mit Erschrecken nimmt man wahr, auf welche heimtückische Art und Weise irgendwer jemanden zum Gelynchtwerden verdammen kann, dem er nicht wohlwill. Man stellt das Foto seines Intimfeindes ins Netz und beschuldigt ihn der Kinderschändung und schafft es solchermaßen, den zu Unrecht Angeklagten latent allen Hassenden preiszugeben. Zumindest den Armen derart zu verleumden, dass er dadurch zum Ausgestoßenen wird, denn merke: Etwas bleibt immer hängen. Schrieben früher bösartige Zeitgenossen unter dem Schutz der Anonymität Denunziationen an Behörden, Arbeitgeber, Nachbarn, was immerhin nur einen kleinen Kreis von Menschen betraf, so können heute Massen Neugieriger erreicht werden. Und das hat weitaus entscheidendere Folgen als ein Schmutzbrief. Diese neueste Methode, einen öffentlichen Schandpfahl zu errichten, ist um so bedrohlicher, weil es dagegen keine Abwehr gibt und jedes Abstreiten falscher Behauptungen als Versuch sich reinzuwaschen gewertet wird. Und was lehrt uns die frisch erfundene elektronische Möglichkeit, einem anderen zu schaden? Dass das gesellschaftliche Klima schlechter wird, die psychische Unsicherheit des Einzelnen wächst. Wie reagiert die Umgebung auf ihn, grüßt man ihn kühler oder gar nicht mehr, wendet man sich bei seinem Anblick ab? Jedermann kann nun in seinem Alltag in die Rolle von Josef K. gelangen, in die Position des Angeklagten, der nichts verbrochen hat und nicht weiß, wogegen er sich wehren und wofür sich rechtfertigen sollte. Es entsteht das unheimliche Gefühl, die anderen besäßen Kenntnisse über ihn, von denen er keine Ahnung habe. Er vermutet zu recht, dass andere über ihn sprechen und sich in seiner Verdammung einig sind. Er wird innerhalb der ihn umgebenden Leute zum Aussätzigen, für den es keine Heilung gibt. Er lebt künftig auf der erdabgewandten Seite der Geschichte, seiner Geschichte. Er ist einer Macht ausgeliefert, gegen die der Einzelne nicht gleichberechtigt anzugehen vermag und die das manipulierte Scherengericht über ihn verhängt hat.

(Auszug mit Genehmigung des Wallstein Verlages)



*Günter Kunert mit Frau Erika 2014
Foto: Michael Augustin*

Reiner Kunze – die stunde mit dir selbst - Gedichte

VERSTREUTES KALENDERBLATT

Mittsommer

Heute ist des jahres längster tag
Das licht kam ohne glockenschlag
und hob dem schläfer sanft das lid

Möge ihn beglücken, was er sieht,
damit der tag in seiner seele wurzeln schlägt
und er ihn für die dunklen zeiten in sich trägt

AUGUSTMETAPHER

Am horizont
des neuen gluttags zeichen:
der weiße morgen
mit der roten sonnenscheibe auf der stirn –
ein tancho-koi
aus den himmlischen teichen

WEISSER WOLKENLOSER HIMMEL

Selbst der himmel scheint zu erblassen
vor der gnadenlosigkeit der sonne

Der fluß, gestriemt vom föhn,
bleckt die zähne

An die dornenlose weißdornhecke klammern sich
eidechsen, als ob mit ihren schmalen leibern sie
ihr schatten spenden wollten



Foto: Archiv Reiner Kunze

HUNDSZEIT

Als sei der hoffart ihr zuviel, versengt die sonne
die sonnen des hortensienhimmels

Vertrocknet ist entlang dem leeren weidehang
der weiße schaum des pferdekümmels,
und die abdrücke der hufe härteten längst aus

Vergebens hofft am haus
das grün der regentonne

MENETEKEL

Im juli
warfen die bäume die blätter ab
Wir wateten in grünem laub
und traten den sommer mit füßen

Im november
trieb die eberesche zarte grüne spitzen
in den frost

DAS WESEN MENSCH

*Gekreuzigt, enthauptet, vor aller welt augen
lebendig verbrannt ...*
Abendnachrichten, drittes jahrtausend nach
Christi geburt

Mit wachsender entfernung
treiben immer schneller von der erde fort
trilliarden sonnen in milliarden galaxien

Sie fliehen uns, als wüßten sie,
vor wem sie fliehen

(Leseprobe S. Fischer Verlag, 2018)

NACHZÜGLER

Wenn ein zuvogelschwarm von süden kommend
die Donau überquert, warte ich
auf den Nachzügler

Ich weiß, wie das ist,
nicht mithalten zu können

Ich weiß es von klein auf

Fliegt der Vogel über mich hinweg,
drücke ich ihm die daumen

(Reiner Kunze, Doch schade um das volk, Edition Tom Pongratz 128)



Trảng Bàng Kautschukplantage Juni 2010 Foto: Axel Reitel

Wolfgang Müller – Pass gut auf Mutti auf!

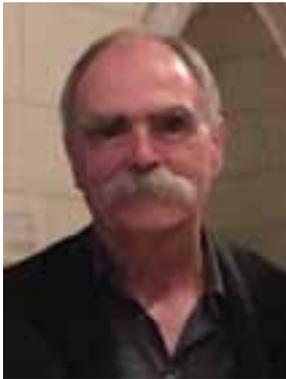


Foto Archiv Wolfgang Müller

Auf dem langen Flur klingelte es schrill. Endlich war Mathe vorbei. Peter, Kalle und Atze rutschten schon unruhig auf ihrer Bank hin und her. Auch die anderen wurden unruhig. Doch Frau Herrlich ließ sich Zeit. „Wann kriegt die endlich ihren dicken Arsch vom Lehrerstuhl hoch?“, flüsterte mir Gerd zu. „Die Pause hatte doch schon begonnen.“ Endlich stand sie, sich mühsam auf dem Tisch abstützend, auf, verstaute das Klassenbuch in ihrer großen Handtasche und watschelte zur Tür. Als sie nicht mehr in Sicht war, rief Janno: „He, Atze, mach mal die Klassentür zu, aber von außen, und sag Bescheid, wenn Kühn kommt.“

Herr Kühn war unser Klassenlehrer und unterrichtete Deutsch und Geographie. Meist kam er ein, zwei Minuten zu spät zum Unterricht, z. B. morgens in der ersten Stunde oder wenn er noch schnell ein paar Landkarten in unser Klassenzimmer bringen wollte und nicht mehr die Zeit gehabt hatte, ein oder zwei von den Jungs zu bitten, ihm zu helfen. Dabei hätte er es eigentlich auch allein schaffen können, denn es war gar nicht weit von seinem „Kartenzimmer“, wie er es nannte, zu uns.

Sein Kartenzimmer, wohin er sich in den Pausen flüchtete, wenn er keinen Ordnungsdienst auf dem Flur oder Hof hatte, sah eigentlich eher wie eine Rumpelkammer aus. Auf dem Tisch stand ein großes rundes Tintenfass, neben dem ein paar von diesen altmodischen Federhaltern und ein paar angespitzte Bleistifte lagen. In der rechten Ecke der dunklen Schreibtischplatte, in der die Schülerweisheiten verschiedener Generationen eingeschnitten waren, lag eine offene Brotbüchse aus Aluminium, in der sich fast immer eine große Leberwurststulle und ein paar geschälte Apfelstückchen befanden. Neben dem Fenster hatte er seinen Garderobenständer postiert, an den er, auch wenn es schon seit Wochen nicht mehr geregnet hatte, gewöhnlich seinen hellen Trenchcoat, seine dunkelblaue Baskenmütze und seinen hellbraunen Seidenschal hängte. Auf dem Fensterbrett standen ein Kaktus und manchmal sogar eine Blumenvase mit irgendwelchem Grünzeug.

An der Wand dem Fenster gegenüber stand Max, das Skelett, dem Herr Kühn einen grünen Schal umgebunden hatte. Wahrscheinlich hatte den mal einer seiner Schüler vergessen. Außerdem hatte er Max eine Pfeife zwischen die Zähne geschoben. Die musste noch von seinem Vorgänger stammen, denn Herr Kühn war Nichtraucher. Ich habe mich oft gefragt, ob er das lustig fand. Ich meine Max mit der Pfeife zwischen den Zähnen; ich jedenfalls nicht. Vielleicht hatte er das gemerkt und lud mich deshalb nicht so oft in seine Rumpelkammer ein. Vielleicht gehörte ich auch nicht zu seinen Lieblingsschülern.

Wenn kein Lehrer in der 8c war, hatte Janno das Sagen. Er trainierte schon seit einem halben Jahr Boxen bei FC Dynamo, dem Polizeiverein, erzählte er uns jedenfalls ganz stolz. Fast noch beeindruckender war seine Ente, die er mit Wasser und ein bisschen „Glätt“ bis Mittag in Form hielt. Heidi und Monika fanden sogar, dass er mit diesem Haarschnitt, wenigstens von hinten, aussah wie Elvis. Das hatte ich von Brigitte, meiner Banknachbarin, die mit der großen Brille und dem langen Pferdeschwanz.

Gerd, Bernd und manchmal auch Janno gingen öfter in Kühns Kartenzimmer. Ich glaube, sie empfanden es als eine Art Auszeichnung, wenn er sie „hinbeordnete“, mal wieder die aufgerollten Karten zu sortieren. Übrigens keine schwere Aufgabe, denn die erwünschte Reihenfolge war allen bekannt, die Kühn im Laufe des Schuljahrs in sein Kartenzimmer beordert hatte, auch mir. Ganz rechts stand China mit dem großen Führer des Proletariats, Mao Tse-Tung. Daneben gleich das Vaterland des Proletariats, die Sowjetunion mit ihren zwölf oder waren es sogar vierzehn Zeitzonen? ...natürlich mit Stalin, der sogar der Hirse das Wachsen beigebracht hatte, wie Herr Kühn sagte. Das hatte er von einem berühmten Dichter, den er aber wohl nicht so mochte. Man sah's an seinen heruntergezogenen Mundwinkeln, wenn er dessen Namen erwähnte. Aber vielleicht mochte er auch nur keine Hirse. Ich übrigens auch nicht. Oma Martha, die in unserer Wohnung ein halbes Zimmer bewohnte, machte sie manchmal für sich, wenn nichts weiter da war. Sie wollte mir dann auch immer etwas abgeben, um mir etwas Gutes zu tun, wie sie sagte. Ich nahm aber nichts, was sie mit einem resignierten Blick quittierte. Nach der großen Sowjetunion kam schon die Deutschlandkarte mit Rügen und Rhein und Bonn, wo sich die Bonner Ultras eingenistet hatten. Ganz links kamen dann die USA, mit den unterdrückten Negern, Kriegstreibern, Indianern, Cowboys und natürlich Elvis. Noch weiter links standen ein paar Landkarten, die er uns nie gezeigt hat. Sie sahen brüchig und verstaubt aus. Auf einer konnte ich ganz oben rechts noch „hland 1914“ sehen. Obwohl ich gern gewusst hätte, was das für Karten waren, habe ich sie nie aufgerollt, selbst wenn ich allein im Kartenzimmer gewesen bin.

Nachdem Frau Herrlich auch im Flur nicht mehr zu sehen war, hing so etwas wie ein Summen im Klassenzimmer. Einige Jungs und auch ein paar Mädchen liefen in den Gängen zwischen den Bankreihen herum, hüpfen von links nach rechts oder umgekehrt über ihre Bänke und eckten einander an. Atze war am schlimmsten. Er rannte Monika hinter her. Die anderen kramten nach Bleistiften, Heftern, Radiergummis, oder was auch immer, wie unbeteiligt in ihren Schultaschen oder sahen angestrengt aus dem Fenster. Janno sah sich die ganze Szene wie unbeteiligt von seiner Bank aus an. Da fuhr wie jeden Tag die Neun-Uhr-Fünfer vorbei. Man konnte sie zwar nicht sehen, aber gut hören, weil unsere Schule gleich neben der Straßenbahnhaltestelle lag. 9:05, 9:15, 9:25. Bis 9:50 hielt alle zehn Minuten eine, dann nur noch alle zwanzig Minuten. So konnten wir uns wenigstens über die langweiligsten Stunden hinweg zeitlich orientieren. Wie z. B. in Mathe. Manchmal wetteten wir, ob die 9:45iger zu spät kommen und genau dann quietschend anhalten würde, wenn um zehn vor zehn die Klingel im Flur laut den Beginn der Pause ankündigte. Die Gewinner bekamen dann von den anderen je eine Zigarette, die sie entweder auf der Toilette oder während der Mittagspause auf dem Schulhof pafften, was natürlich nicht erlaubt, aber sehr beliebt war.

Rechts hinter mir redeten Kalle und Gerd mit gepressten Stimmen aufeinander ein. Es musste ein wichtiges Thema sein. Warum redeten die eigentlich nicht auch mit mir? Ich drehte mich aber trotzdem zu ihnen um. Ihre Wangen waren ganz rot, und auf Gerd's Stirn bildeten sich kleine Schweißperlen. Leider verstand ich nicht genau, was sie sagten, weil zuviele in der Klasse quatschten oder sonst wie laut waren. Gerd machte mit seiner rechten Hand eine Art offene Faust, die sich rhythmisch von oben nach unten bewegte, wobei er Kalle ein wenig prahlerisch ansah. Und dann hörte ich ihn sagen, dass da, wobei er auf seinen Sack zeigte, so eine dicke weiße Flüssigkeit rauskäme. Was für eine Flüssigkeit, wo raus? Wenn man pinkeln geht, kommt doch nichts Weißes raus, dachte ich, drehte mich wieder um und holte mein Deutschbuch aus der Schultasche. Irgendwie schämte ich mich für sie. Nur gut, dass Gitta diese Gesprächsfetzen nicht mitbekommen hatte. Gitta war nämlich ganz anders als die anderen Mädchen, viel netter und zarter, fand ich. Sie hatte meist einen dunkelblauen Rock an, den sie zu ihrer weißen Pionierbluse und dem blauen Halstuch trug. Seit Anfang der 8. zog sie auch öfter einen schwarzen oder rosa Pullover über ihre Bluse. Das blaue Halstuch, selbst wenn sie eins anhatte, war dann natürlich nicht zu sehen. Gitta mochte mich auch, bildete ich mir ein. Warum würde sie sonst freiwillig neben mir sitzen? Manchmal ließ sie mich sogar abschreiben, obwohl das eigentlich gegen ihre Ehre als Thälmannpionierin ging.

Fast noch schlimmer als Mathe war Deutsch für mich, jedenfalls heute, denn eigentlich las ich Geschichten und Romane sehr gern, besonders wenn sie spannend waren. Aber bis heute hätten wir drei Kapitel aus einem russischen Roman lesen sollen. *Wie der Stahl gehärtet wurde*, hieß er. Mir fehlten aber noch immer die letzten Seiten, weil ich gestern einfach nicht zum Lesen gekommen war. Mir war deshalb mulmig zu Mute, weil Kühn mich oft aufrief. Zum Beispiel, wenn niemand auf seine Fragen reagierte, zeigte er mit seinem langen schlanken Zeigefinger meist auf mich und fragte ironisch: „Na, hat unser Literaturspezialist dazu eine Meinung?“ Meist konnte ich etwas sagen, nicht, dass ich damit bei den anderen beliebt geworden wäre, aber heute? Ich hätte wie dumm dagestanden. Wenn ich nur gewusst hätte, wie das mit Pawel und Rita in dem überfüllten Zug ausgegangen war.

Die Sorge hatte Atze offenbar nicht. Der lief noch immer hinter Monika her. Aber die war schneller, lachte, sprang über den Sitz der Bank vorne links, lief um die nächste herum und dann rechts um die Ecke. Doch dann verfring sie sich mit ihrem Rocksäum an einer scharfen Kante und fiel mit ihrem Rücken auf den Sitz der nächsten Sitzbank. Atze landete wie aus Versehen genau auf ihr und wollte sie küssen. Aber Monika schupste ihn lachend zur Seite. Schnell sammelte sich eine kleine Gruppe um die beiden. Irgendwie hatte sich Monikas Rock nach oben verschoben, so dass der Saum ihres grünen Schlüpfers zu sehen war. Atze versuchte es mit dem Küssen noch einmal, was Monika erneut zum Lachen brachte. Schließlich bewegte er sich rhythmisch auf ihrem Bauch hin und her, und nun hörte Monika mit ihrem Lachen auf, denn die Bank unter ihrem Rücken war sicher ganz schön hart. Neben mir stand auf einmal Gitta. Unwillkürlich nahm ich behutsam ihre Hand in meine. Sie bekam einen ganz roten Kopf, zog ihre Hand langsam zurück, blieb aber neben mir stehen.

Janno wurde Atzes hin und her rutschen auf der Bank offenbar zu viel. „He, ich hatte dir doch gesagt, du sollst an die Tür“, schrie er ihn an. Atze wagte nicht zu widersprechen. Gehorsam ging er zur Tür, während sich Monika aufrappelte und sich lässig auf ihre Bank zurückzog. Dann kramte sie einen Lippenstift aus ihrer Schultasche und begann, sich ihre Lippen zu bemalen, wobei sie ab und zu auf ihren rot gerahmten Taschenspiegel sah.

„Wo hast du denn den Lippenstift her?“, fragte Heidi.

„Na von wo schon, von Wertheim!“

„Und das Westgeld dafür?“

„Brauchst de da nicht. Du lässt dir ‘n paar zeigen, und einer verschwindet dann einfach in deiner Tasche.“

Heidi kuckte sie bewundernd an.

„Wirklich? Und wenn sie dich nun kriegen?“

„Passiert nicht viel. Wenn die merken, dass du aus‘m Osten bist, schmeißen sie dich einfach raus. Und das isses dann. Viel können se ja sowieso nicht machen. Einmal hat mir ‘ne Verkäuferin sogar einen geschenkt. Der war zwar schon leicht gebraucht, hab ihn aber trotzdem behalten, weil er ‘ne ganz tolle, hellrote Farbe hatte und nicht so schmierte.“

„Und an der Grenze?“

„Ach die Vopos. Für die bin ich doch total uninteressant. Die sind jetzt viel zu beschäftigt mit Leuten, die mit Rucksäcken in den Westen nach Mariendorf fahren. Wahrscheinlich ‘n paar idiotische Zonenbauern, die abhauen wollen. Dass die sich nicht denken können, dass man, wenn man abhauen will, nicht mit Rucksäcken in den Westen fährt.“

Jetzt rannte Janno Heidi hinterher. Von der wollte er schon lange was, das war allen klar. Sie hatte den größten Busen in der 8c. Gerd lief ihr von der anderen Seite entgegen. Heidi rannte so schnell sie konnte um die mittlere Bankreihe herum. Doch die zwei stellten sie in der Mitte. Gerd hielt sie fest. Janno schob seine Hand unter ihre Bluse. Gerd machte sich unter ihrem Rock zu schaffen. Anfangs wehrte sie sich und versuchte, die beiden von sich zu stoßen. Einmal gelang es ihr sogar, Gerd mit ihren Fingernägeln das Gesicht so zu zerkratzen, dass er anfang zu bluten. Doch das schien ihn nicht zu stören. Schließlich hielt sie wie ein ermüdetes Tier inne, sich zu wehren und sackte auf dem Boden zusammen. Niemand, der um sie Herumstehenden sagte ein einziges Wort. Auch Heidi blieb eine scheinbare Ewigkeit stumm. Langsam lief ihre schwarze Augenschminke von den Wimpern aus über ihre Wangen, und ihre Schultern begannen zu zucken, während sie sich mit beiden Armen auf dem braunen Linoleumfußboden abstützte. Schweigend ließen Janno und Gerd von ihr ab und gingen zu ihren Bänken. Gitta und ich standen mit ein paar anderen weiter hinten und taten so, als hätten wir nichts bemerkt. Gittas braune Augen hinter ihrer Brille füllten sich mit Tränen. Sie drehte sich von mir weg und ging auf ihren Platz. Ich musste unwillkürlich schlucken.

Auf einmal rief Atze: „Kühn kommt, Kühn kommt“, und dann schrillte auch schon die Klingel. Herr Kühn kam herein. Wir sprangen auf und stellten uns neben unsere Bänke.

„Guten Morgen“, grüßte er.

„Guten Morgen, Herr Kühn“, erwiderten wir.

„Setzt euch!“

Herr Kühn setzte sich heute nicht auf seinen Stuhl, sondern auf den Lehrertisch. Aus irgendeinem Grund war er wohl guter Laune. Man sah es an seinem ironischen Lächeln und an der roten Nelke im Revers seines hellen Sakkos. „Der war gestern wieder im Westen, am Kudamm“, flüsterte Monika ihrer Banknachbarin Petra zu. Die kuckte nur fragend.

„Na, der hat da doch ‘nen Freund.“

„Und woher weißt du das?“

„Ich hab die mal gesehen“, antwortete Monika. Meine Güte, dachte ich, entweder weiß Monika wirklich alles oder die spinnt.

Herrn Kühns gute Laune brachte uns wieder Mal eine Sternstunde, denn nun konnten wir ihn ablenken, indem wir ihn dazu überredeten, uns etwas vorzusingen. Herr Kühn nahm nämlich Gesangsunterricht. Das fanden die meisten von uns ziemlich albern, Opernsänger wollte er eigentlich einmal werden. Was das schon war! Aber sein Gesang verkürzte die Unterrichtsstunde, und manchmal gefiel es uns auch, wie er sich in Pose warf und dann sein Lieblingslied sang. Darüber mussten wir natürlich lachen, doch er übergang das dann immer und sang einfach weiter.

Katrin schnippte mit den Fingern. „Ja bitte, Katrin, was gibt's denn?“

„Herr Kühn, Herr Kühn, könnten Sie uns nicht das Lied von der Forelle vorsingen? Bitte!“

„Na ja, eigentlich wollten wir ja über Pawel Kortschagin und Rita sprechen. Aber, na gut, weil heute das Wetter so schön ist“, lächelte er ironisch.

Herr Kühn stellte sich aufrecht vor den Lehrertisch, warf seinen Kopf nach hinten, Kinn nach oben, atmete tief durch und begann:

„In einem Bächlein helle,
Da schoss in froher Eil
Die launige Forelle
Vorüber wie ein Pfeil. [...]“

Beim Wort Pfeil angelangt, fing er an, wiegend durch die Bankreihen zu gehen, wobei er sich bei den Reimwörtern in der dritten Strophe „Rute“ und „kaltem Blute“ besonders den Jungs zuwandte. Die meisten lachten an dieser Stelle, aber mir wurde traurig zu Mute. Am Ende klatschten wir natürlich alle und wollten ihn zu einer Wiederholung oder einem „da capo“, wie er es nannte, verlocken, aber jetzt ließ er nicht mehr mit sich reden.

„Nehmt bitte eure Deutschbücher heraus. Bis heute solltet ihr bis zu der Stelle lesen, an der Pawel und Rita im überfüllten Zug zu einer wichtigen Konferenz fahren müssen. Kann mir jemand erklären, worin die Bedeutung dieser Stelle liegt?“

Großes Schweigen. Niemand meldete sich. Auch sein Musterschüler für Literatur, Karsten, nicht. Also behalf er sich, glücklicherweise, indem er Janno bedeutete, er solle doch mal folgenden Abschnitt vorlesen. Und Janno las:

„Für ihn war Rita unantastbar. Sie war seine Freundin, seine Genossin im Kampf, sein politischer Leiter. Dass sie auch eine Frau war, hatte er zum ersten Mal heute auf der Brücke empfunden, und deshalb erregte ihn diese Umarmung sehr. Pawel spürte ihre tiefen, gleichmäßigen Atemzüge, irgendwo ganz nahe waren ihre Lippen. Diese Nähe erweckte in ihm den unüberwindlichen Wunsch, ihre Lippen zu suchen, und nur mit äußerster Willensanstrengung konnte er sich bezwingen.“

Herr Kühn wandte sich nun noch einmal an die Klasse.

„Was will uns der Autor Ostrowski mit diesen Sätzen sagen. Und hier möchte ich besonders von den Herren der Schöpfung hören.“

Fragend sahen wir einander an. Janno schien sogar bestürzt. Nur Atze konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Was wusste Kühn? Ich schaute Brigitte an, deren Gesicht schon wieder zu glühen schien. Da war der Zeigefinger, und der deutete direkt auf mich.

„Herr Wegner, Sie wollten etwas sagen?“

Ich stand auf. Eigentlich nicht, dachte ich. In meinem Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander. Verzweifelt suchte ich nach einer Antwort. Was konnte ich nur antworten?

„Na ja, das war doch eine revolutionäre Situation“,
fiel mir gerade noch ein. So ein Satz stimmte immer, dachte ich mir,

„und Pawel und Rita mussten doch beide zu einer wichtigen Parteikonferenz fahren, und da kann man doch nicht, ich meine...“

Was meinte ich nur? Weder wusste ich die Antwort, noch konnte ich genau verstehen, worum es eigentlich ging. Kühn musste meine Not bemerkt haben und lächelte mir aus den Augenwinkeln zu. Ich begann zu schwitzen.

„Der Autor sagt doch, dass Rita eine Genossin, also eine Kommunistin, ist, da kann man doch, da kann man doch nicht an ihre Lippen, ich meine, da muss man doch an die gemeinsame Sache denken“, fiel mir gerade noch ein. „Sehr richtig, setzen Sie sich, Karsten“, beendete Kühn mein Gestammel.

„Und die anderen, was meinen die anderen“, fuhr Kühn fort. Doch die anderen schwiegen weiter verlegen oder grinsend oder tuschelten mit ihren Banknachbarn.

Da quietschte und kreischte es auf der Straße wie Metall auf Metall, und gleichzeitig klingelte es zur Pause. Die 9-Uhr-45ger. So ein Pech, dachte ich, gerade heute hatte ich nicht gewettet.

„Na gut“, sagte Herr Kühn, „die Pause muss man ehren. Dafür schreibt ihr mir bis Donnerstag einen dreiseitigen Aufsatz zur Darstellung der Liebe in dem Buch *Wie der Stahl gehärtet wurde*. Ach, und noch etwas, ich möchte Sie daran erinnern, dass am Sonntag um 14 Uhr Ihre Jugendweihe im ‘Theater der Freundschaft’ an der Parkaue stattfindet. Bitte pünktlich erscheinen, wenn ich bitten darf. Das ist ein wichtiger Wendepunkt in Ihrem Leben.“

Am 31. April 1961 war der Wendepunkt da. Ab heute morgen war ich ein Erwachsener. Noch merkte ich aber nichts davon. Es war noch früh und ein Sonntag wie alle anderen Sonntage, langweilig. Mutti und Vati ließen mich wie jeden Sonntag, etwas länger schlafen, d. h. eigentlich schlief ich nicht, sondern versuchte, mir auszumalen, wie mein Leben als Erwachsener sein würde. Auf jeden Fall mehr Verantwortung, hatte uns ein Herr Schmidt von der Jugendweihekommission in den Vorbereitungsstunden erklärt. Aber was bedeutete das?

Während ich noch darüber nachgrübelte, hörte ich Vati im Badezimmer ein paar Holzstücke und Kohlen in den kleinen Ofen unter den Wasserboiler legen. Normalerweise wurde ja immer Sonnabend gebadet. Erst Mutti, dann Vati, und dann kam ich dran. Wann hat eigentlich Oma gebadet, überlegte ich. Fiel mir aber nicht ein. Aber in dieser Woche war alles auf den Wendepunkt in meinem Leben verlegt worden, und heute ließ man mir deshalb auch den Vortritt. Trotzdem musste ich nicht gleich aufstehen, denn ich hatte noch mindestens eine halbe Stunde Zeit. Solange dauerte es nämlich, bis das Wasser im Boiler heiß war. Also schnell noch mal die Bettdecke über den Kopf gezogen und an das Erwachsensein gedacht. Doch schneller als erwartet rief Mutti mit ihrer süßesten Stimme, fast tirilierte sie: „Karsten, aufstehen, das Badewasser ist fertig.“ Und dann stimmte auch Vati mit dunkler und kraftvoller Stimme ein: „Reise Reise!“ Das „Reise, Reise“ hatte er von seinem Vater, der Kapitän auf einem Küstensegler gewesen war. Vati liebte diese Seemannsausdrücke. Na gut, dachte ich, Reise, Reise, Aufsteh'n. Langsam ging ich ins Badezimmer, ließ die Hälfte des Wassers in die Wanne und drehte dann die Dusche auf.

„Mutti“, rief ich in Richtung Küche, „jemand muss mir mal den Rücken waschen. Das Badezimmer lag gleich neben der Küche. Mutti hatte mir immer den Rücken gewaschen. Nur in den letzten Monaten war sie oft verhindert gewesen. „Das kannst Du doch allein machen“, rief sie zurück. „Nö, ich komm da nich ran“, antwortete ich. Eigentlich war mir dieses Rückenwaschen schon seit einiger Zeit peinlich, weil ich beim Waschen öfter einen halben Steifen bekam. „Nen Steifen haben“ war was Peinliches. Aber nicht den Rücken gewaschen zu bekommen war unhygienisch. Munter rief ich: „Das Wasser wird kalt!“

Als sie ins Badezimmer kam, drehte ich mich vorsichtshalber mit dem Rücken zu ihr. Sie seifte den Schwamm ein und begann meinen Rücken zu schrubben, danach mein Genick und auch meine Achselhöhlen. „Aua, nicht so hart“, rief ich. Sie versuchte es etwas sanfter. Plötzlich sagte sie: „Mach mal allein weiter. Ich muss in die Küche, sonst brennen mir die Bratkartoffeln an.“ Ich drehte mich halb zu ihr um und war erleichtert, sie aus dem Badezimmer gehen zu sehen. Außerdem waren Bratkartoffeln mit Speck und Ei mein Lieblingsfrühstück, und die sollten auf keinen Fall anbrennen. Schnell noch das Haar gewaschen, gespült und dann in mein Zimmer zum Anziehen. Der Tag ging eigentlich gut an.

Auf dem Bett lag mein neuer, blaugrauer Anzug. Mein erster. Dazu noch maßgeschneidert. Mutti kannte noch einen privaten Schneider - viele gab es ja davon nicht mehr -, der gleich um die Ecke wohnte. Neben dem Anzug lagen ein Paar neue Unterhosen, ein weißes Hemd, eine rote Fliege, schwarze Socken und meine alten braunen Schuhe auf Hochglanz poliert. Da hatte Vati sicher eine halbe Stunde lang gewerkelt. Neue kaufen, wäre wahrscheinlich einfacher gewesen, aber die gab es jetzt kaum. Und wenn, dann waren sie zu teuer oder in einer falschen Größe. Die Hamsterer aus dem Westen, die im Osten alles billiger aufkauften, hatten wohl mal wieder zugeschlagen. Man konnte so etwas öfter in der BZ am Abend lesen.

Nach dem Frühstück ging Vati zum Wohnzimmerschrank, wo das gute Geschirr aufbewahrt wurde, und kam mit einer Flasche Adlershofer und zwei kleinen Gläsern zurück. Ich schaute ihn ungläubig an. Zu Sylvester heimlich Eierlikör aus den noch halbvollen Schnapsgläsern der Erwachsenen zu schlecken, war mir nicht fremd, aber Adlershofer mit Erlaubnis, das war schon etwas anderes. Vati füllte sie, aber nur für uns beide. „Na

nimm schon", drängte er, „heute ist doch ein wichtiger Tag für dich. Also auf den neuen Erwachsenen", sagte er mit würdevoller Stimme. Vorsichtig nahm ich das Glas und trank einen Schluck. „Na ex", sagte Vati. Mann, wie das brannte! Ich atmete tief ein. „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern. Iss ein Stück Brot hinterher", sagte Vati lächelnd.

Kurz vor zwei waren wir alle vor dem „Theater der Freundschaft". Ich meine, wirklich alle. Oma und ihre Tochter, Tante Hete, mit ihrem Mann, Karl, die zusammen in der Britzer Fritz-Reuter-Allee wohnten, und Onkel Otto mit seiner Frau Anna aus Neukölln. Selbst Muttis Schwester Gretel war extra aus Düsseldorf gekommen. Von den Ostlern waren eigentlich nur Vatis Bruder Paul und seine Frau Trude da. Vatis und Muttis Freunde hatten sich entschuldigt, was für mich kein großer Verlust war, denn selbst wenn sie mal zu meinem Geburtstag bei uns waren, gab es keine Geschenke. Also wären auch heute keine zu erwarten gewesen.

Neben unserer Familiengruppe standen die Schüler der anderen achten Klassen mit ihren Verwandten. Wir Jungen trugen zum ersten Mal einen richtigen Anzug mit Schlips oder Fliege. Die Mädchen knickten mit ihren Stöckelschuhen um und trugen ihre ersten seidenen Strümpfe mit der Naht auf der Rückseite ihrer meist sehr dünnen Waden. Dazu lange Kleider oder weite Röcke, Pettycoats, wie sie gerade Mode waren und weiße Blusen. Einige Mädchen trugen noch ihren Pferdeschwanz, die meisten jedoch hatten ihre Haare mit Haarspray und Lockenwicklern hoch frisiert und kamen mir daher vor allem fremd vor.

Punkt zwei Uhr winkte uns Gerlach, der Direktor unserer Schule, in den Eingang des „Theaters der Freundschaft", geleitete uns in den Zuschauerraum und wies uns in unsere Bankreihen ein. Die Jungs aus der 8c mussten dabei lachen. Wir erinnerten uns noch gut an die Anweisung von Herrn Kühn, der uns beschworen hatte, an den schon Sitzenden mit dem Gesicht zugewandt vorbeizugehen, denn wenn man ihnen den Rücken zuekehrte, könnte einem ja mal was Menschliches passieren, und das wäre dann furchtbar peinlich. Doch heute waren wir alle, ohne Peinlichkeiten zu verursachen, an unsere Sitze gelangt. Alle Schüler setzten sich in die ersten Reihen, dann kamen die Lehrer und schließlich die Verwandten. Zuerst gab es eine Begrüßung durch einen Schulrat. Was der wohl mit uns zu tun hatte? Dann machte ein kleines Orchester Musik: Geigen, Klavier, Cello, und, ich glaube sogar, ein paar Trommeln und eine Pauke. Schließlich kamen alle möglichen Leute auf die Bühne, gingen hinter das Rednerpult. Gerlach und Herr Kühn hielten etwas längere Reden. Besonders bei Gerlach ging es überwiegend um unsere Treue zum Arbeiter- und Bauernstaat, um die Verteidigung seiner Errungenschaften, vor allem aber um unsere Pflichten im Kampf für den Sieg des Sozialismus. Klar, dass dazu die Bonner Ultras in Schach gehalten werden mussten, damit sie nicht durch das Brandenburger Tor marschieren konnten, um unser sozialistisches Gesellschaftssystem zu beseitigen, unseren Genossenschaftsbauern das Land wegzunehmen und es den Junkern zurück zu geben. Am Schluss sprach Kühn. Ich glaube, er zitierte Schiller oder Goethe, Klassiker eben, deren Erben wir sein sollten:

„Immer strebet zum Ganzen.
Und kannst Du nimmer ein Ganzes werden
Als dienendes Glied
Bind an ein Ganzes Dich an.“

Er zitierte nicht ohne Pathos, aber auch nicht ohne Ironie. Merkwürdig. Schließlich waren diese Goethe und Schiller doch schon lange tot, und ich dachte eigentlich, Pawel und Rita sollten unsere Vorbilder sein. Überhaupt, ich hasste dieses Wort Erbe, und das Wort Vorbild auch. Ständig wurden wir mit der Frage gelöchert, wer denn nun unser Vorbild war. Und jetzt sollten wir noch ein Ganzes werden oder uns wenigstens an das Ganze anbinden? Waren Erbe, Vorbild und das Ganze identisch? Vielleicht war das Ganze die „große gemeinsame Sache" oder die FDJ oder die Partei. Vielleicht mussten wir uns ja wirklich irgendwo anbinden, denn wie sollten wir so ganz allein zu einem Ganzen werden; das konnten nur Genossen wie Stalin oder Walter Ulbricht. Thälmann hatte es sicher auch zu einem Ganzen geschafft, aber wir?

Schließlich wurden wir alle auf die Bühne gerufen und mussten dann, wie schon bei der Aufnahme in den Verband der Jungen Pioniere, etwas geloben. Es gab zehn Grundsätze, die wir unserem Direktor nachsprechen und mit einem „Ja, das geloben wir!" bestätigen sollten. Was wir da auf der Bühne versprochen, ist mir leider entfallen. Was werden die West-Berliner zu diesem Gelöbnis gesagt haben? Mir war das Ganze ihretwegen peinlich. Aber die Britzer und Neuköllner lächelten nur aufmunternd. Wahrscheinlich dachten sie sich ihren Teil. Gesagt haben sie mir zur sozialistischen Weihe jedenfalls nichts. Am Ende der Veranstaltung bekamen wir noch ein Buch geschenkt. Es hieß *Weltall, Erde, Mensch*, ein Buch, das ich aber schon hatte, weil es mir Onkel Paul und Tante Trude bereits zu Weihnachten geschenkt hatten, worüber ich mich noch heute ärgere. Die hätten mir ja auch mal was Ordentliches schenken können. Und wenn schon ein Buch, dann wenigstens einen Karl May, den ich noch nicht hatte. Haben sie aber nie.

Nach dem Festakt liefen wir alle zu unserer Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung in der Ruschestraße, wo schon Oma Martha auf uns wartete, weil sie wegen ihrer geschwollenen Füße nicht zum „Festakt“ mitgekommen war und stattdessen ein paar Schnitten für alle zubereitet und den Tisch gedeckt hatte. Als wir alle im Wohnzimmer standen, bat Vati alle mit einem Glas Wein auf mich anzustoßen. Selbst ich war zu meiner Verwunderung in diese Aufforderungen einbezogen. Doch nun kam das Beste. Onkel Otto zog mich in mein kleines Zimmer und gab mir ein kleines Päckchen. „Na, mach schon auf“, ermutigte er mich. Es war ja ein bisschen klein für einen Wendepunkt in meinem Leben. Aber neugierig war ich natürlich doch. Ich packte also aus und brachte eine wunderschöne braune Lederbrieftasche zum Vorschein. Ich schaute sie mir an und betastete sie: ganz weich. Ich war glücklich. Ein Erwachsener brauchte eine Brieftasche. Und nun hatte ich eine so weiche, lederne. „Nun mach die doch mal auf“, forderte mich Onkel Otto noch einmal auf. Inzwischen hatten sich schon andere Verwandte um uns gescharrt. Ich guckte mich um. „Mach auf, mach auf“, riefen die anderen. Eigentlich wollte ich sie ja ganz alleine aufmachen, um ganz alleine meinen neuen Reichtum zu bestaunen, aber na ja, es ging eben nicht.

Also machte ich sie auf, und da lagen doch wirklich fünf neue Zehn-Mark-Scheine, Westmark, wohlgemerkt, in einem der Seitenfächer. Ich machte große Augen. Damit konnte man drüben beim KDW mindestens fünf Pfund Kaffee kaufen, vom Guten. Aber nun kamen ja noch die anderen, die Britzer, die meine Brieftasche weiter auffüllten. Am Ende muss ich fast 100 DM gehabt haben. Mutti staunte nicht schlecht. „Hundert Westmark, wenn ich die umtausche, kriege ich so viel wie das Monatsgehalt deines Vaters“, sagte sie bewundernd. Ich war stolz, ein Gefühl, in das sich sofort ein wenig Angst mischte. Sie wollte doch nicht etwa mein Westgeld umtauschen? Ich wollte ihr doch etwas Schönes, vielleicht ein paar gute Stückchen Seife kaufen, die Westseife roch ja immer so gut. Außerdem wollte ich mit Gitta noch drüben ins Kino gehen. Da wurde gerade Windjammer auf Breitwand im Europa Center gespielt. Janno, Monika, Atze und Heidi hatten den Film schon gesehen und fanden ihn toll. „Mann, diese geblähten Segel, die hohen Atlantikwellen mit der weißen Gischt, und wie die Matrosen in den Mast kletterten. Das wär mal was,“ meinte Janno.

Der Festakt ging dann mit Kaffee und Kuchen weiter. Später gab es die von Oma gemachten Schnitten, die sie mit Jagd- und Leberwurst belegt hatte. Danach gab es Likör für die „Damen“ und für die Männer Bier und Adlershofer Wodka, den Onkel Otto Russenschnaps nannte, was ihm aber keiner übel nahm, weil er nämlich, sozusagen als Entschuldigung noch Whisky und echten französischen Cognac aus seiner Aktentasche auspackte. Dieser Teil der Familienfeier dauerte lange, für mich viel zu lange. Daraus wurde nämlich ein langes Besäufnis, das Tante Trude auf ihrer Klampfe mit Liedern aus der Wandervogelzeit begleitete. Die anderen fanden ihr Klimpern und ihren Gesang irgendwie aufmunternd, denn sie stimmten beim Nachfüllen der Gläser immer wieder mit ein, wenn auch nur in die Anfänge der ersten Strophen. Nur Tante Gretel hielt sich fern und setzte ihr vornehmes Gesicht auf. Als Düsseldorferin und Chefsekretärin war ihr diese Berliner Verwandtschaft zu proletarisch. Lange hielt es Tante Trude aber bei den „Drei Zigeunern“, der „Wahren Freundschaft“ und in „In einem tiefen Wiesengrunde“ nicht aus, weil Onkel Karl eine ganze Packung einzeln eingewickelter Zigarren mitgebracht hatte, deren blauer Qualm sie ständig zum Husten brachte. Tante Trude wollte mal Sängerin werden, hatte Mutti mir einmal erzählt. Doch bei diesem Rauch klang ihre Stimme ein wenig dünn und krächzend.

Am interessantesten waren noch die Gespräche, obwohl es eigentlich auch immer die gleichen waren. Mutti erlebte ihren 21. Geburtstag wieder im großen Luftschuttkeller des Flakturms am Friedrichshain, Hete und Vatis Mutter, die auch Hete hieß, und Onkel Karl wurden im Dezember 1943 am Wedding ausgebombt und konnten noch von der Straße aus sehen, wie eines ihrer Lieblingsgemälde, Opas selbstgemaltes Bild seines Küstenseglers, brennend von der Wohnzimmerwand fiel, Vati versteckte sich in den letzten Wochen des Krieges vor den Kettenhunden der Wehrmacht und der SS in einem Keller, und Onkel Paul zog mit einem Pferdefuhrwerk - wo er das nur her gehabt hatte? - kurz nach Kriegsende nach Berlin, bereit, jeden der ihm das Pferd klauen wollte, mit seiner 08 zu erschießen. Glücklicherweise wollte aber keiner. Nachdem sie das Thema Krieg hinter sich gelassen hatten, ging es noch weiter rückwärts. Die Britzer und Neuköllner kamen nämlich aus der alten Vor-33iger-SPD, während Vati und Onkel Paul 1930 in die KPD eingetreten waren.

„Als der Reichstag brannte, hätten wir losschlagen sollen. Die Waffen hatten wir ja“, sagte Onkel Paul. „Die lagen nämlich in unseren Bootshäusern, zum Beispiel bei uns, im Ruderklub „Freiheit“. Wenn wir da entschlossen zugeschlagen hätten, hätten wir die ganze braune Scheiße nicht jekriegt.“ „Ihr Idioten, dann hätten wir die rote jehabt“, schrien Karl und Otto. „Ihr Kommunisten habt doch die Republik verraten. Für Euch waren wir doch Feinde, Sozialfaschisten, und beim BVG-Streik habt ihr mit den Nazis gemeinsame Sache gemacht, oder?“

Oh, oh, das konnte heiß werden, dachte ich. Aber Tante Hete rettete die Situation, indem sie den Männern vorschlug, doch noch einen zu trinken, was die auch willig taten. Onkel Paul schief kurz darauf ein, nicht ohne

zu sagen, was er bei diesem Stand seines Besäufnisses mit weinerlicher Stimme bei Familienfeiern immer von sich gab: „Dass die Partei unseren Teddy nicht besser geschützt hat, das werde ich ihr nie vergessen.“

Vergessen jedoch waren ich und mein großer Wendepunkt. Daher verzog ich mich unbemerkt ins Bett. Doch mit Einschlafen war nicht viel. Ich dachte an Gitta und nahm mir vor, irgendwann in den nächsten beiden Wochen mit ihr ins Europa Center zu gehen, um uns *Windjammer* anzusehen. Hinterher vielleicht Eis bei Kranzler, das ich ihr lässig mit dem Jugendweihegeld spendieren konnte. Und danach? Ich war mir nicht sicher, aber ich wollte mal bei Kalle nachfragen, wie man ein Mädchen küsst. Sicher wusste er das. Aber ob Gitta das wollte? Auf einmal kam dann dieses Geräusch. Es dauerte eine Weile, bis mir klar wurde, dass Tante Gretel auf einer Liege in Oma Marthas Zimmer schnarchte. Regelmäßig und sehr laut, so dass es durch zwei Türen bis zu mir vordrang. Ab und zu setzte es aber auch aus, und dann hörte ich etwas, was so klang, als würde sie sich verschlucken. Wenn sie sich nur mal richtig verschlucken würde, dachte ich, dann würde sie vielleicht aufhören, mit ihrem Nasenerker, - Nasenerker war auch ein Lieblingswort von Vati - solchen Krach zu machen. Aber auch aus dem Wohnzimmer kamen noch Geräusche, weil die Britzer, Neuköllner und Adlershofer nicht ohne Grund noch da waren. Denn erstens fuhren S- und U-Bahnen nicht mehr, und zweitens ging Onkel Paul sowieso immer erst, wenn auch die letzte Flasche leer war. Leider hatte aber, als ich ins Bett ging, noch eine halbe Adlershofer auf dem Tisch gestanden, vom Berliner Pilsner, das Vati „nur für den Notfall“ in der mit kaltem Wasser gefluteten Badewanne gelagert hatte, ganz zu schweigen.

Nach mehrmaligem Besingen des jungen Stiefels, der leider sterben musste, griff Tante Trude noch einmal zur Klampfe und versuchte, ihren Mann durch weiteres Singen wenigstens vom Wodka abzuhalten. Gleich am Anfang war diesmal „Hoch auf dem gelben Wagen“ dran, in das selbst die Britzer noch einstimmten. Tante Trude wollte mit dem Lied natürlich an Abschied und Heimgehen erinnern. Immerhin war es inzwischen ja schon fast Morgen, aber Onkel Paul muss an anderes gedacht haben, denn mitten im Lied, als es hieß „statt der Peitsche die Hippe“, schien seine Stimme leiser zu werden. Doch dann verlangte er laut von seinem Bruder, er solle ihm sofort noch ein großes Glas Adlershofer rüberreichen. Irgendwann muss ich dann zwischen Singen und Schnarchen doch noch eingeschlafen sein.

Leider kam es zu meinem erträumten Kinobesuch nicht mehr. Das lag an Gittas Eltern. Am ersten Mai waren wir noch zusammen mit den Lehrern und Schülern unserer Schule über den Marx-Engels-Platz marschiert. Es war erster Mai, der Feiertag der Werktätigen. Und mindestens eine Million Ostberliner und ihre Westberliner Genossen von der SED und KPD demonstrierten an der Ehrentribüne vorbei. Gitta hatte wieder ihren blauen Rock und ihr weißes Pionierhemd an. Ihr blaues Halstuch bewegte sich sachte im Wind, und ihr Pferdeschwanz, den sie mit einem bunten Gummi am Hinterkopf zusammengezogen hatte, wippte beim Marschieren hin und her. Aber diesmal hatte sie keine Brille auf, weil sie die ja nur zum Lesen brauchte, und heute brauchte man nicht lesen.

Die vielen Transparente interessierten eigentlich niemanden, und außerdem waren überall Lautsprecher installiert, durch die ein sehr begeisterter Sprecher alles erklärte, was man sowieso um sich herum sah. Na ja, nicht alles, wie z. B. die Planerfüllungen und die Ernteerfolge der Genossenschaftsbauern vom vergangenen Jahr, wie die Frühjahrssaat jetzt so viel schneller ging, da alle Bauern sich in LPGs organisierten; und wie immer klang die begeisterte Stimme aus den Lautsprechern auf einmal entrüstet und drohend, als sie das gefährliche Treiben der Bonner Ultras, der Saboteure und der Agenten des Imperialismus verdamnte.

Gitta ist einfach schön, dachte ich und konnte nicht aufhören, hoffentlich unbemerkt, sie von der Seite anzusehen. Sie sah so, mir fiel nicht gleich das richtige Wort ein, sie sah so frisch aus, so mit einem lächelnden, offenen Gesicht. Heute hatte sie keinen Pullover über ihre weiße Bluse gezogen. Es war ja auch schon warm. Ich stellte mir vor, wie sie in ein paar Tagen von *Windjammer* und Eis begeistert nur noch mich sehen würde. Aber wo würde ich sie küssen, und vor allem wie? Kalle war doch keine richtige Hilfe gewesen. Der schwafelte nur was von französisch küssen, aber was das war, wusste er auch nicht.

Am Dienstag saß ich allein auf unserer gemeinsamen Schulbank. Vielleicht hatte Gitta verschlafen oder ist krank, vermutete ich. Dumm war nur, dass ich diesmal mit den Matheausarbeiten nicht fertig war. Ich hatte gehofft, dass sie mir noch vor Unterrichtsbeginn die Antworten für die letzten zehn Aufgaben geben würde.

Wie immer ging Herrlich am Anfang der Stunde die Anwesenheitsliste durch: „Janno?“ „Hier!“ „Heidi?“ „Hier!“ „Peter?“ „Hier!“ „Karsten?“ „Hier!“ „Horst?“ „Hier!“ „Gerd?“ „Hier!“ „Brigitte?“ Keine Antwort. „Brigitte?“, rief Herrlich noch einmal. Als wieder keine Antwort kam, fragte sie mich: „Karsten, weißt Du, wo Brigitte ist?“ „Nö, keine Ahnung“, antwortete ich, worauf Herrlich erwiderte: „Karsten, es heißt nicht ‘Nö’, sondern ‘Nein’. Sprechen Sie wenigstens im Unterricht ein anständiges Deutsch. Weißt sonst jemand, warum sie nicht hier ist?“ „Ich glaube, sie hat eine Erkältung“, wagte Monika eine Erklärung. „Vielleicht hat sie sich auf der Demonstration erkältet.“ Herrlich schaute sie missbilligend an, las noch die anderen Namen vor; dann ging es mit diesen

linearen Gleichungen los, unser neues Thema. Glücklicherweise rief sie mich nicht auf, und so konnte ich mich auf die Straßenbahnen konzentrieren, wobei ich bemerkte, dass sie so genau, wie es auf dem Fahrplan stand, nun auch wieder nicht waren. Nur die letzte, die manchmal zu spät kam, war heute auf die Sekunde pünktlich. Als es dann endlich zur Pause klingelte, lief ich, ohne meine Hausarbeiten abzugeben, schnell am Lehrertisch vorbei auf die Toilette, und hoffte, dass Herrlich frühestens am Abend merken würde, dass mein Heft fehlte.

Auch am Mittwoch war Gitta nicht da. Und am Donnerstag sagte Herr Kühn, dass die Eltern von Brigitte umgezogen seien und dass unsere Mitschülerin deshalb in eine andere Schule kommen würde. Wieso das, fast am Ende der 8., dachte ich noch und merkte, wie sich etwas in meiner Brust zusammenzog. Hätte sie mir nicht etwas sagen können? Und was ist mit Windjammer und Eis bei Kranzler? Nach dem Unterricht kam Monika an meiner Bank vorbei und flüsterte mir zu, dass sie gehört hätte, die Eltern seien nach „drüben“ gegangen. Außerdem hätte Gitta ihr noch gestern gesagt, sie solle mir einen Gruß bestellen. „Verstanden habe ich das gestern ja nicht“, vertraute sie mir an. „Könnte sie den, also dich, nicht selber grüßen“, habe ich gedacht. Aber jetzt isstes mir natürlich klar.“

Sie nicht mehr in meiner Schule und neben mir auf der Bank zu haben, war eigentlich nicht vorstellbar. Ich war wie erstarrt. Aber dann tröstete ich mich und dachte, ich besuche sie einfach, und vielleicht klappt es mit Windjammer und Eis ja doch noch.

„Weißt du, wo sie jetzt wohnt“, fragte ich Monika.

„Nee, aber wahrscheinlich im Flüchtlingslager. Weiß nicht, wo das ist.“

Ich hatte mal eins in der Wochenschau im Ringbahnkino an der S-Bahnhaltestelle Frankfurter Allee gesehen. Da wurde über die menschenunwürdigen Lebensumstände in den Lagern berichtet. Verhärmte Leute mit Rucksäcken und weinenden Kindern an der Hand, und alle hinter einem Drahtzaun. Da sollte jetzt auch Gitta sein? Ich schwor mir, sie zu finden, sobald sie aus dem Lager raus war und mit ihren Eltern eine eigene Wohnung hatte. Der Gedanke beruhigte mich etwas.

Vier Wochen später bekamen wir in der Aula unsere Zeugnisse. Der Chor, an diesem besonderen Tag im Weiß und Blau der Jungen Pioniere, sang „Im Frühtau zu Berge“ und „Unsere Heimat“. Heidi sagte ein Schillergedicht auf, irgend etwas über einen Taucher. Gerlach las ein paar feierliche Sätze über unsere Verantwortung für die Zukunft von einem Zettel ab. Und dann lag die Grundschulzeit hinter uns.

Die Schüler der 8c gingen unterschiedliche Wege; Kalle wurde Malerlehrling, Gerd, Atze und Monika kamen auf eine Mittelschule und Heidi, Katrin und ich wurden auf den naturwissenschaftlichen Zweig einer Erweiterten Polytechnischen Oberschule delegiert. Wie das schon klang, „Polytechnische Oberschule“, und dann wurden wir sogar noch delegiert. Vati freute sich sehr über den Erfolg seines Sohnes. Ingenieur für Flugzeugbau sollte ich seiner Meinung nach werden, weil im Flugzeugbau die Zukunft läge. Ich war nicht so sicher, ob das Spaß machen würde. Außerdem hatte ich Angst vor Höhen. Selbst vom Müggelturm auf den See zu schauen, ließ mich schwindlig werden. Aber für Vati war nun mal Ingenieur für Flugzeugbau das Größte, was man so erreichen konnte. Und wegen meiner mäßigen Mathekenntnisse, sagte Vati, sollte ich mir mal keine Sorgen machen. Ein richtiger Seemanns- und Arbeitersohn schaffe das. Na gut, dachte ich, vielleicht hat er recht. Und auf eine Oberschule wollte ich auch gern gehen.

Auf jeden Fall waren die nächsten vier Jahre erst einmal gesichert. Schmunzelnd sagte Mutti zu Vati: „Das musst du gleich deiner Schwester und Mutter in Britz erzählen. Der Enkel und Neffe auf der Oberschule, das ist doch ein Erfolg für die ganze Familie. Da können sie stolz sein und wir natürlich auch.“

Doch ganz hatten wir die 8. noch nicht hinter uns. Herr Kühn schlug am Ende des Schuljahres vor, dass wir noch eine Abschlussfahrt machen sollten. Er kenne da noch eine schöne Jugendherberge in Waren, direkt an der Müritz. Da könnte man wandern, mit dem Boot fahren und auch schwimmen. Außerdem wäre es nicht so weit von Berlin entfernt. Wir wunderten uns über den Vorschlag. Es wäre sicher einfacher für ihn gewesen, alleine irgendwo hin zu fahren. Aber wir waren begeistert. Nach Jugendweihe und Schulabschluss erschien uns diese Fahrt als eine letzte Möglichkeit, sich der uns „anvertrauten“ Verantwortung für ein paar Tage wieder zu entziehen. Was war dieses Erwachsenenesein schon gegen ein paar Tage mit Freunden in einer Jugendherberge, die Hälfte davon Mädchen? Oder Kahn fahren auf der Müritz, in den umliegenden Kiefernwäldern herum-schweifen, zusammen in der Küche Frühstück machen und heimlich irgendwo Bier besorgen. Endlich mal etwas nicht unter der Aufsicht der Eltern unternehmen. Kühn würde schon ein Auge zudrücken. Und doch mischte sich etwas Anderes, schwer Definierbares in die aufgekratzte Stimmung, die sich schon im D-Zugabteil beim Absingen der alten Ferienlagerlieder einstellte.

Da einige von uns schon im Juli zu Pionier-, FDJ- oder Betriebsferienlagern angemeldet waren, kam nur noch August in Frage. Der 12. August passte mehr oder weniger allen, und so zuckelte die 8c am Sonnabend mit dem D-Zug - Dampflokomotive, Holzbänke, - nach Waren, lag mit Pest vor Madagaskar, fühlte das regelmäßige Klank, Klank, wenn die stählernen Räder der grünen Waggons, die übrigens noch die abgerundete Form einer Postkutsche hatten, über die Lücken zwischen den Schienen hüpfen, hörten das gedehnte, sehnsüchtige Pfeifen der Dampflok, hatten Hunger, Hunger, Hunger und verlangten in bester Stimmung nach dem uns trotz unseres Erwachsenseins noch verbotenen Bier. Kühn saß abseits von uns weiter vorne im Gang. Als ich hinschaute, lächelte er nur und wandte sich wieder seinem Buch zu, bis wir in Waren ausstiegen.

Mann, war das ein trauriger Anblick. Das halbe Dach des Bahnhofgebäudes fehlte, in einigen Ecken roch es nach Urin und die eigentlich roten Klinkersteine des kleinen Bahnhofs sahen verdreckt aus. Nur die ein, zwei Banner mit ihrer leuchtend roten Farbe, auf denen in Schwarz irgendetwas zur Landwirtschaft stand - Unter der Führung der Partei Anpassung der Lebensbedingungen von Stadt und Land . Bauern, für eine bessere Zukunft, kommt in die LPG - gaben dem Bahnhof etwas Helles. Nicht, dass uns die Banner besonders interessierten. Wir wollten zur Jugendherberge.

Wie der Bahnhof, war auch die Jugendherberge erst einmal enttäuschend. Die Fassaden des Fachwerkbaus waren angegraut, und an einigen Stellen fehlte sogar der Putz. Aber „unsere“ Herberge lag dicht am Wasser und hatte neben der Badestelle auch einen Steg, an dem eine Reihe von alten Ruderkähnen angebunden war. Von einigen blätterte schon die grüne Farbe ab, aber Wasser schwappte nicht drin. Also sinken würden sie nicht. Das war schon mal gut, dachten wir. Dann führte uns der Jugendherbergsleiter, ein schlanker etwa 35jähriger, für uns uralter, Mann mit welligem, blondem Haar, kurzen schwarzen Hosen und dem Blauhemd der FDJ durch das große Gebäude, zeigte uns Küche und Waschräume und erklärte uns eine Reihe von Regeln, die zumindest ich mir nicht alle merken konnte. Wichtig schien ihm das Fegen des Fußbodens, die Geschirrwäsche - „am besten, ihr wählt sofort einen Küchendienst“, empfahl er uns eindringlich - und das Einhalten der Nachtruhe zu sein. „Um zehn Uhr ist Nachtruhe“, sagte er mit leicht drohender Stimme, und dass danach kein Junge mehr etwas im Schlafraum der Mädchen zu suchen hätte. „Das muss ein Irrtum sein“, flüsterte mir Gerd grinsend ins Ohr. „Die Mädchen- und Jungenschlafräume liegen doch sowieso dicht nebeneinander, da gehen wir doch nicht zur Nachtruhe raus, sondern rein.“

Platz in den zwei Schlafräumen war für zwanzig, aber bequem war es in unserem leider nicht. Auf dem Boden lagen mit Stroh gefüllte Säcke, die angenehm nach Heu rochen, aber selbst durch den blau karierten Bettbezug noch ganz schön piekten, und dann keine Kissen, dafür nur zwei alte Decken; „Pferdedecken“ nannte sie Janno verächtlich, weil sie so aussahen, als hätten sie schon bessere, oder richtiger, schlechtere Tage hinter sich. Außerdem fehlten genügend Schränke für unsere Sachen. Die vorhandenen waren schon von anderen Herbergsgästen mit Beschlag belegt worden, was aber außer Jürgen, unserem Sauberkeits- und Ordnungsfanatiker, eigentlich niemanden sonst besonders störte.

Die Waschräume waren gleich nebenan, daneben lag das Zimmer der Mädchen; das hatte auch Atze gleich herausbekommen. Dann zeigte der Herbergsleiter uns noch die Küche mit Geschirr und Herd und ermahnte uns, unser Geschirr gleich nach dem Essen abzuwaschen. Kein Problem. Herr Kühn teilte sofort den Küchendienst ein. Jeweils vier von uns waren für Abendbrot, Frühstück und Abwasch verantwortlich. Morgen würden wir auf unserer Wanderung - verdammt, doch eine Wanderung, dachte ich - unterwegs essen, sagte er. Das hieß, der Küchendienst am Morgen war auch für die belegten Brote zuständig. Ich gehörte zur Frühstücksschicht.

Viel schliefen die meisten von uns Jungs nicht. Einige versuchten, durch den Waschraum ins Mädchenzimmer zu kommen. Doch ging das schlecht, weil die Mädchen ihre Tür abgeschlossen hatten. Atze und Janno klopfen trotzdem an die Tür und baten: „Macht doch mal auf“, aber weit kamen sie damit nicht, weil die Mädchen einfach lachten und sich Herr Kühn, der mit den Jungs im gleichen Raum schlief, Ruhe ausbat, schließlich sei er sehr müde. Anfangs spielten einige Jungs noch Flak. Aus einem Bett schallte es aus dem Dunkeln: „Feindlicher Fliegerverband im Anflug Hannover/Braunschweig.“ Und dann rief Gerd: „Fliegerverband in Planquadrat 3.“ Da wusste Atze, der schon fast eingeschlafen war, sofort, dass über seinem Strohsack eine oder ein paar Mücken ihre Runden zogen. Natürlich versuchte er dann, sie mit lautem Klatschen seiner Hände „abzuschießen“. Langsam wurde es dann jedoch stiller, bis wir schließlich alle schliefen.

Aus der Wanderung wurde, fast hätte ich gesagt, glücklicherweise, nichts. Wir wurden nämlich ziemlich früh von ein paar Herbergsbewohnern aus Thüringen oder Sachsen geweckt. Man hörte an ihrem Dialekt, dass sie irgendwo aus dem Süden kamen. „Wacht auf, habt ihr schon gehört, die bauen eine Mauer durch Berlin, da kommt keiner mehr raus“, rief uns einer zu. Zuerst dachte ich, die Thüringer oder Sachsen wollten uns verarschen, weil sie neidisch waren, dass sie nicht so einfach wie wir nach drüben zum KDW oder ins Kino

kamen. Außerdem, wie konnte man eine ganze Stadt durchtrennen. Unmöglich. Da gab es so viele Verbindungen: Straßenbahn, U-Bahn, S-Bahn, Straßen, Brücken, Seen und außerdem 'ne Menge Schleichwege durch alte Luftschutzkeller in Wohnhäusern und Ruinen. Das schaffen die nie, dachte ich. Alles Quatsch. Doch als dann Kalle sein Sternchen anstellte und wir die Nachrichtensprecher hörten, wurde uns klar, dass sie recht hatten.

Im Gesellschaftsraum der Jugendherberge lief im Ostfernsehen gerade die Sendung „Weil ich jung bin“, ein musikalischer Bilderbogen mit Bärbel Wachholz. Wir aber hockten angespannt im Schlafraum um Kalles Kofferradio herum, wo es Nachrichten gab, damit wir ja alles mitkriegten, was da so lief. Auf dem einen Sender wurde gemeldet, dass die Regierung der Arbeiter und Bauern, um einen neuen Weltkrieg zu vermeiden, seit heute früh drei Uhr mit Unterstützung der sozialistischen Bruderländer einen antifaschistischen, demokratischen Schutzwall um die Frontstadt West-Berlin errichte, damit wir von den Imperialisten und Junkern und ewig Gestrigen nicht mehr ausgeplündert werden könnten; und von einem anderen hörten wir, dass das Ulbrichtsche Unrechtsregime seine Bürger einsperren würde und sich der Eiserne Vorhang, entgegen dem Abkommen der Alliierten, unrechtmäßig auch über Berlin senken würde. „Scheiße“, dachte ich, „Scheiße“, sagte Janno. „Scheiße“, sagte Kalle, und „Scheiße“, sagte auch der sonst immer so ruhige Herr Kühn und fügte hinzu: „Die sagen immer, dass die Amis schuld sind. Dieser sogenannte antifaschistische, demokratische Schutzwall, das waren die Russen. „Tut uns wirklich leid“, sagten die Thüringer oder Sachsen mit besorgten Gesichtern und meinten es ganz ehrlich.

Dieses Mitleid tat irgendwie gut, auch weil wir auf einmal zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller Herbergsbewohner geworden waren, was uns Berliner irgendwie stolz machte. Trotzdem war ich mehr wütend als stolz, und in die Wut mischte sich Traurigkeit. In meinem Kopf herrschte auf einmal ein einziger Gedankenwirrwarr. Was wird mit den Britzern und Neuköllnern, was wird mit Oma und Tante Hete, Anna und Onkel Otto? Was mache ich jetzt noch mit dem Westgeld in der schönen braunen Brieftasche? Und Gitta, der Film im Europa Center, der Kuss? Monika hatte mir noch vor der Klassenfahrt gesagt, dass Gittas Eltern aus dem Lager raus wären und eine kleine Wohnung in der westberliner Fennstraße bekommen hätten. Ich hätte sie also besuchen können.

Aus irgendeinem Grund bekam auf einmal Kalles Sternchen keinen westberliner Sender mehr rein. Stattdessen nur noch Berliner Rundfunk und Deutschlandsender, die Interviews mit Arbeitern und anderen, offenbar bekannten Leuten brachten, die sich freuten, dass die Bonner Ultras und die Junker, mit den amerikanischen Imperialisten im Hintergrund, unserer DDR nichts mehr anhaben konnten, weil wir ja nun einen Schutzwall bauten. Dazwischen liefen ständig die uns vertrauten Kampflieder wie z. B. „Spaniens Himmel“, „Die Internationale“, „Mit Walter Ulbricht kämpft es sich gut“ oder „Ich trage eine Fahne“. War es schon an diesem Sonntag, dass wir das Lied von Kahlau und Werzlau hörten?

[...]

Geht mit den Gewehren
Und haltet gute Wacht.
Wenn wir nicht kräftig wären,
Dann kämen sie mit Heeren.
Gebt auf die Grenzen acht.

[...]

Auf jeden Fall musste Herr Kühn nach der Sternchenmusik ganz plötzlich auf die Toilette. Nach dem Spülen hörten wir ihn auf einmal eine Strophe aus der „Forelle“ singen:

[...]

Doch endlich ward dem Diebe die Zeit zu lang. Er macht
das Bächlein tückisch trübe, und eh ich es gedacht,
so zuckte seine Rute, das Fischlein zappelt dran,
und ich mit regem Blute sah die Betrogene an.

[...]

Still kam Herr Kühn ins Schlafzimmer zurück, schaute uns, die wir noch immer um das Sternchen herumsaßen, an und sagte dann sehr ruhig: „Ich geh mal kurz zum Bahnhof und kucke mir den Fahrplan an. Wir müssen nach Berlin zurück. Eure Eltern werden sich Sorgen machen.“

Als ich Montag zu Hause ankam, war Vati weg. Mutti umarmte mich und sagte mir unter Tränen, dass er als Mitglied der Kampfgruppe seines Betriebes in der Nähe des Brandenburger Tores stationiert worden sei. Sie wusste zwar den Namen der Straße, aber nicht die Hausnummer.

Auf jeden Fall wären er und seine Gruppe in Alarmbereitschaft und dürften nicht nach Hause. „Sonntag früh ist er mit einem Lastwagen abgeholt worden. Er hatte nicht mal Zeit, sich sein Rasierzeug einzupacken, und ich konnte ihm nicht mal 'ne Stulle machen. Wer weiß, wann es bei solcher Aufregung mal was zu essen gibt. Hoffentlich kommt kein Krieg“, rief sie noch verzweifelt. „Wir haben ja gerade erst einen hinter uns gebracht. So etwas Schreckliches jetzt nicht noch einmal. Das darf einfach nicht sein.“ Ihr Ausruf erinnerte mich sofort an die großen Anschauungsbilder an der Wand des Esszimmers in meinem Kindergarten in der Möllendorffstraße, in den mich Mutti als Kleinkind gesteckt hatte. Auf einem war eine Atomexplosion zu sehen. Darunter stand dann - das lasen uns die Helferinnen vor -, dass wir uns mit den Füßen dem Atompilz zugewandt, die Arme und Hände über dem Kopf, auf den Boden legen sollten, wenn die Amis ihre Atombomben abwerfen würden. Na das kann ja heiter werden, dachte ich.

Am Abend beschloss Mutti, morgen Vati mit mir zu besuchen. Sie wollte ihm wenigstens ein paar Butterstullen bringen. Außerdem hatte sie noch zwei Koteletts von Sonnabend und ein bisschen Sülze. Vati mochte Sülze besonders gern. Auch ein Paar dicke Socken, die er in den Stiefeln tragen konnte, und noch etwas Unterwäsche könnte er sicher gut gebrauchen, fand sie. Dienstag früh fuhren wir dann mit der noch funktionierenden U-Bahn, bis zur Friedrichstraße und liefen in Richtung Scharnhorststraße. Mutti kannte die Gegend ziemlich gut, weil sie nahe der Invalidenstraße, also gar nicht weit weg, aufgewachsen war.

An einem der alten Mietshäuser wurden wir von einem Mann in Stiefeln, grauem Kampfanzug mit der roten Fahne am linken Ärmel, grauem Tornister und lässig umgehängter russischer MPi angehalten. „Halt, wo wollen Sie hin?“, fragte er in scharfem Ton. Muttis Hand verkrampfte sich in meiner. „Ich will zu meinem Mann. Der ist bei der Kampfgruppe“, rief sie schluchzend. „Zeigen Sie mal Ihren Personalausweis!“, antwortete der Mann. Mutti kramte ihren Ausweis aus der Handtasche. „Wie heißt denn ihr Mann?“, fragte er etwas milder. „Gustl, na Gustl.“ „Gustl was?“ „August Wegner. Ich will ihm doch nur ein paar Sachen bringen“, fügte sie hinzu. „Na ausnahmsweise“, antwortete er noch etwas milder. „Gehen Sie mal durch diesen Torbogen und dann rechts. Da fragen sie dann noch mal.“

Auch am Eingang zum ersten Hinterhof stand eine Wache, ein älterer Mann mit gleicher Ausrüstung wie der weiter vorne. Als ihm Mutti sagte, was sie wollte, schickte er sie noch einen Hinterhof weiter in den Eingang Seitenflügel rechts. Da gingen wir dann hin. Und als wir durch die Tür kamen, sahen wir schon eine Menge von grau Uniformierten rumstehen oder -sitzen. Mutti fragte laut nach Gustl Wegner „Ja, gehen Sie mal durch die Tür da hinten, die führt in den Keller. Da liegt die Bereitschaft.“ Auf dem Weg nach unten war es ziemlich dunkel, weil nur zwei Glühbirnen brannten. Die anderen waren wohl kaputt. An der Wand war ein weiß leuchtender Pfeil mit einer Abkürzung, „Zum LSK“ zu sehen.

Ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete, wollte aber Mutti nicht fragen, weil sie gerade Vati in einem Kellerverschlag entdeckt hatte, wo er in voller Ausrüstung auf einem Strohsack lag. „Gustl, Gustl“, rief sie laut und lief auf ihn zu. Vati sprang von seinem Bett auf, und dann lagen sich die beiden in den Armen. Als Vati mich sah, hob er mich hoch, was mir etwas peinlich war, denn ich war ja nun ganz offiziell seit über drei Monaten wirklich kein Kind mehr, und drückte mich heftig. Mutti erzählte ihm, was sie ihm alles mitgebracht hatte, und Vati freute sich. Obwohl, ich hatte den Eindruck, dass er sich mehr über uns als über die Sülze, die dicken Socken und den anderen Esskram gefreut hat. Mutti fragte ihn dann, ob sie nicht zusammen rausgehen sollten, weil man ja hier nicht richtig mit einander sprechen könnte. Doch Vati meinte, dass das nicht ginge, weil sich niemand von der Truppe entfernen dürfe.

Da entdeckte ich seine MPi auf dem Strohsack. Ich hob sie auf und wollte mir das Ding mal etwas genauer ansehen, drehte es hin und her und fragte Vati, wie viele Kugeln denn in so ein Magazin reingehen. „Fünfzig“, antwortete er und nahm mir die MPi wieder aus der Hand. „Das ist kein Spielzeug“, sagte er mit sehr ernster Stimme. Als Mutti die MPi in Vatis Hand sah, fing sie an zu weinen. „Muss das wirklich sein?“ „Ja, es muss wohl“, antwortete er resigniert. „Der Klassenfeind will uns unsere Errungenschaften wegnehmen.“ „Und Deine Mutter und Deine Schwester in Britz?“ Vati zuckte nur mit den Schultern. „Es wird schon nicht so schlimm werden. Wir können ja überhaupt nicht schießen, wir haben ja noch nicht einmal Munition bekommen, und in zwei drei Monaten wird sich alles wieder einrenken.“

Auf einmal tönte ein greller Pfiff durch den Keller. „Viertes Bataillon auf dem Hof antreten, Munitionsempfang“, kam von irgendwo im Keller der Befehl. Vati machte ein erschrockenes Gesicht, gab Mutti einen langen Kuss, legte seinen Arm um meine Schulter und sagte, während sein Nachbar ihm die MPi reichte, leise zu mir: „Pass gut auf Mutti auf, mein Sohn!“



Foto: Gut Kreisau V, Hubert Dammer

Susanna Piontek – Innenleben, innen leben

Ich ersticke an meinem Innenleben.

Wie ein festes feuchtes Wollknäuel sitzt es in meiner Kehle, es ist zu groß, um es herunterzuschlucken und zu verdauen. Es ist zu sperrig, um es auszuspeien. Es ist nicht groß genug, um mich zu ersticken, auch wenn ich in ständiger Angst genau davor lebe. Ich würge daran, und an diesem nicht Vor und nicht Zurück möchte ich schier verzweifeln.

Im Außenleben bin ich mittelalt, bestimmt habe ich noch einige Jahre vor mir. Das bedeutet, weitere Erfahrungen und Eindrücke, das bedeutet mehr Innenleben. Wieviel davon kann man verkraften, ohne den Verstand zu verlieren?

Abends gehe ich ins Bett wie andere Menschen auch, aber es ist eine Farce. Kaum in der Horizontalen, beginne ich den Tag zu sezieren, ich versuche, ihn in verdaubare Stücke zu zergliedern und in diesem Versuch erlebe ich ihn gleichsam aufs Neue. Das kann angenehm sein, wenn mir etwas Schönes widerfahren ist, vor allem durch meine Kinder, oft ist es aber auch eine Last. Unauffällig schleichen sich andere Gedankenstücke heran, aus vergangenen Tagen und Zeiten; sie vermengen sich mit Aktuellem und scheinen ihre Rolle als Ruhestörer, als Verhinderer geruhsamer Nächte zu genießen.

Sie gebärden sich wie eine innerliche Scheherazade, immer eine neue Geschichte auf den ängstlichen Lippen, eine Märchenperlenkette, die keinen Anfang und kein Ende hat. Manchmal möchte ich weinen vor Erschöpfung, wenn der Morgen dämmt. Dann schaue ich auf meine Uhr und wünsche, ich könnte die Nachtzeit willentlich noch um einige Minuten verlängern, getrieben von der aberwitzigen Hoffnung, in jener kurzen Zeit in Morpheus Armen zu versinken und erholt und gedankenrein zu erwachen. Aber das ist nicht möglich. Meine Familie braucht mich.

Die Trennung von Thomas macht mir zu schaffen. Immer noch. Aber ich konnte ihm den Traum einer Familie mit eigenen Kindern nicht erfüllen. Mein Sohn Lukas ist neunzehn Jahre alt, er macht eine Lehre zum Hörgeräteakustiker. Wie nüchtern. Aber mit schlechtem Hören werden gute Geschäfte gemacht, eine zukunfts-trächtige Branche. Meine Tochter Marie ist fünfzehn, sie will ihr Abitur machen, studieren und Tierärztin werden. In jeder freien Minute ist sie draußen auf der Pferdekoppel.

Das Nesthäkchen ist fünf, sie leidet am Down-Syndrom und braucht meine ganze Aufmerksamkeit. Wahrscheinlich leidet nicht sie am Down-Syndrom, sondern ihre Umwelt. Mimi leidet nicht. Ich habe noch nie ein so gutherziges, fröhliches Kind gekannt, unglaublich verschmust und fast immer gut gelaunt.

Holgers Tod war ein Schock für uns. Meine Jugendliebe. Ein gesunder, starker und doch sensibler Mann, für den die Familie das Wichtigste war auf dieser Welt. Er wurde überfahren, als er im Dunkeln versuchte, eine Unfallstelle auf einer Landstraße abzusichern. Seine Hilfsbereitschaft kostete ihn das Leben. Mimi war damals erst wenige Monate alt.

Als ich zwei Jahre später Thomas kennenlernte, dachte ich nach einiger Zeit, dass er in unsere Familie passen könnte. Entweder - oder. Er konnte nur das Gesamtpaket bekommen oder gar nichts. Er wollte mich, er wollte die Kinder, aber er wollte unbedingt auch ein eigenes Kind.

Natürlich hatte ich große Zweifel. Zum einen, ob ich überhaupt noch einmal schwanger werden könnte. Schließlich war ich Anfang vierzig. Es wäre eine Risikoschwangerschaft. Was, wenn das Kind eine Behinderung hätte? Ein nicht der Norm entsprechendes Kind war genug. Außerdem hatte ich schon drei Kinder. Aber sollte ich Thomas deswegen aufgeben? Wir verstanden uns sehr gut, er hatte eine so liebevolle kumpelhafte Art mit meinen Kindern. Sie hatten sich schnell an ihn gewöhnt. Das Thema war noch nicht ad acta gelegt. Immer wieder diskutierten wir das Für und Wider.

Eines Tages blieb meine Periode aus. Ohne es Thomas zu sagen, suchte ich meine Frauenärztin auf. Das Ergebnis: Ich war schwanger. Zwischen Testergebnis und Gespräch mit der Ärztin lag eine halbe Stunde, in der ich mir das weitere Leben mit meinen Kindern, Thomas und dem gemeinsamen Kind vorstellte. Die Ärztin teilte mir ihre Bedenken mit und wies mich auf die Risiken dieser Schwangerschaft hin. Ich hörte ruhig zu. Kurz vor Ende des Gesprächs erwähnte ich aus einer Intuition heraus und eher beiläufig, dass ich wegen meiner ständigen, durch Schlaflosigkeit verursachten Erschöpfung eine Vitaminkur mache, aber ich wisse selbst nicht, warum ich das erwähne, schließlich seien Vitamine ja nicht schädlich. Die Ärztin klang plötzlich alarmiert, wollte genau wissen, welche Vitamine ich seit wann eingenommen hatte. Die Aufzählung begann alphabetisch, und schon nach der Nennung des ersten Vitamins, nämlich A, unterbrach mich die Ärztin, während sich auf ihrer Stirn Mitleidsfalten bildeten. Dann fiel das verhängnisvolle Wort, "teratogen", Kinder ohne Gliedmaßen,



Foto: Archiv Susanna Piontek

Kinder ohne Gehirn, manchmal beides, ich solle nicht, man könne nicht verantworten, medizinische Indikation, Pro Familia. Wie betäubt verließ ich als Noch-Schwangere die Praxis, machte am gleichen Tag einen Gesprächstermin bei der Beratungsstelle aus, sagte Thomas nichts, schlief gar nicht mehr, grübelte, stellte mir ein gesundes Kind vor, ein Kind ohne Beine, ein Kind ohne Arme, ein Kind ohne Gehirn, ein Kind ohne Arme und Beine, ein Kind ohne Arme und Gehirn, ein Kind ohne Beine und Gehirn, ein Kind ohne Arme, Beine und Gehirn, wog ab, zauderte, hatte Angst, resignierte und bekam eine Woche nach dem Gespräch mit einem einfühlsamen Psychologen den dann doch erwünschten Termin zum Abbruch. Am Abend vor dem Eingriff ging ich mit Thomas in die Oper, La Traviata. Ich legte die Hände auf den Unterleib, und unhörbar für die anderen verabschiedete ich mich von meinem Kind, sagte ihm, ich wolle ihm zum Abschied die schönste Musik aller Zeiten mitgeben, und dann weinte ich, während die Oper mir Tarnung und Schutz zugleich war. Thomas erfuhr nie, dass er ohne Vitamin A Vater geworden wäre; wenige Monate später konnte er durch Vitamin B eine weitere Stufe auf der beruflichen Erfolgsleiter erklimmen und lernte in seinem neuen Arbeitsbereich eine andere Frau kennen. Zwei Jahre, nachdem er sich von mir getrennt hatte, sah ich ihn eines Tages im Stadtpark stolz einen Kinderwagen schieben; an seiner Seite eine junge hübsche Frau.

Ich habe beschlossen, allein zu bleiben und mich ganz meinen wunderbaren Kindern zu widmen. Wir sind eine starke, wenn auch unvollständige Familie. Und wer weiß, was die Zukunft noch bereit hält ...



Foto: Gut Kreisau VI, Hubert Dammer

Utz Rachowski – Gespenster

Der Pole, mein Freund, Professor Kuczynski, und ich betraten das Schulhaus nach 46 Jahren. Es roch neu. Der Professor war jung. Hier hatten sie renoviert, die Gänge, der Fußboden mit neuem Belag. Die Tafel gegenüber dem Eingang führte den Namen des berühmten Sohnes der Schule, des ehemaligen Schülers, nicht mehr. Neue Rekorde waren verzeichnet. Nicht mehr diese 11,6 Sekunden, die mein Freund, der berühmte Schüler, vor 38 Jahren auf einhundert Meter gelaufen war, alles folgte dem Geruch und war neu. Ich war alt und hatte mit eigenen Augen gesehen, wie er im Juni 1969 über die vulkanrote Aschenbahn lief und als erster ins Ziel kam. Schulrekord. Ungebrochen. Sein Name war verschwunden. Denn alles war neu. Wir klopfen am Direktorzimmer, ein kleiner freundlicher Mann.



Foto: Archiv Utz Rachowski

Der alte hatte zu mir gesagt: Das Betreten des Schulgeländes ist Ihnen ab sofort verboten, und lassen Sie es sich nicht einfallen, sich von Ihrer Freundin auf dem Pausenplatz zu verabschieden. Ihr Klassenlehrer bringt Sie jetzt zum Ausgang. Es ist neunundfünfzig.

Gleich kommt der Fachgruppenleiter Geschichte, sagte der neue Direktor. Ich sagte nicht: Warum ist der Klassenlehrer von damals nach dem Umbruch, nach dem Zusammenbruch, der neue Direktor geworden. Und warum schickte er seine Schüler in die Landeshauptstadt, weil er entlassen werden sollte, weil er ein Spitzel von Anfang an war der Politischen Polizei. Wir waren seine erste Klasse und vierzehn, er kam frisch von der Universität und war jung. Ich fragte nicht, warum bekam mein Freund,

der berühmte Schüler, erst eine Einladung an diese seine Schule, nach dem Umbruch zehn Jahre später, als er schon todkrank war. Erst als die alten Lehrer gegangen waren in ruhige Renten, altersbedingt. Bis auch der letzte Lehrer gegangen war, der ihn kannte und den mein Freund kannte.

Ich war lange weg und weiß nicht, was aus meiner Freundin geworden ist.

Professor Kuczynski kam heute aus Polen, aus Łódź, er arbeitet über die Geschichte und das Leben des berühmten Schülers, meines Freundes. Der Pole ist auch mein Freund, ich führte ihn hierher. Er will Vorträge halten über den berühmten Schüler, auch hier.

Der schweigsame Fachleiter Geschichte ist promoviert und sich einig mit dem Direktor, heute, zu dem öffentlichen Vortrag des Professor Kuczynski in der Stadt, in der städtischen Bibliothek, die inzwischen den Namen des berühmten Sohnes der Schule und der Stadt trägt, kann kein Lehrer und kein Schüler kommen. Auch wenn sein Vortrag sich ausschließlich mit dem berühmten Sohn befasst. Dafür wird der Professor eingeladen in die Schule zu einem Vortrag mit Diskussion zu dem Leben und Wirken des berühmten Schülers. Das findet auch statt später, und der Professor sagt danach, er hätte noch nie so gelangweilte und nicht interessierte junge Menschen vor sich gehabt.

Mein Lehrer für Geschichte, der uns immer wieder jedes Jahr einhundert Jahre Menschheitsgeschichte lehrte, vom Erscheinen des kommunistischen Manifests bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, wenn nichts dazwischen kam. Krankheit und andere Prüfungen. Er war froh, wenn keiner Fragen stellte, und in seinem Kopf schien er schon zu Hause zu sein, bei seinen Schäferhunden, die er für die nahegelegenen Grenztruppen der Armee züchtete.

Aber jetzt entlässt der Direktor den promovierten Fachleiter aus dem Zimmer, der schweigend geht, und lädt den Professor und mich zu einem Rundgang durch die neu renovierte Schule ein.

Gleich noch im selben Flur gehen wir an den neuen Tafeln vorbei, auf denen der Name des berühmten Schülers fehlt. Der Direktor öffnet die Tür eines leerstehenden Klassenzimmers und zeigt auf die Tafel: interaktiv, sagt er. Manche älteren Kollegen wollten schon aufhören deswegen, weil sie ihnen zu schwierig zu bedienen waren. Der Direktor zeigt, was er kann und erläutert: Man kann alles machen, was elektronische Lehrmittel hergeben – Powerpoint, Tabellen mit Statistiken, Landkarten, Fotos. Overheadprojektor muss nicht mehr sein! Auch kann man auf ihnen schreiben mit einem elektronischen Stift. Er führt es vor, wischt es danach wieder weg, breitet weit seine Arme – und in diesem Moment fürchtete ich um sein Leben und war sicher, er würde gleich in der Fläche der interaktiven Tafel verschwinden, eingesogen werden von ihr, wie in einen kühlen Märchenwald, wo neben wunderlichen Dingen auch die grausamen geschehen. Ich Sorge mich, aber der Direktor ist glücklich.

Nach weiteren Turnübungen vor der Tafel, die wirklich mitspielt und elektronische Antworten gibt, lädt uns der Direktor ein in den nächsten Stock. Wir besuchen die Aula, leicht zögernd öffnet sich die Tür, wahrscheinlich, weil ich davor stehe und der Raum leicht widerständig meinen Einlass behindert, erinnert an meine Stimme im Musikunterricht. Aber heute sind dort schriftliche Prüfungen, über siebzig Schüler heben ihre angestregten Köpfe schon beim ersten Geräusch der Tür, denn Ausgang bedeutet ihnen vielleicht auch erinnerte Freiheit, ein Hoffnungsschimmer in den Augen, aber heute nicht, es sind Prüfungen, und schriftliche.

Links, leicht erhöht hinter einem Pult, sitzt ein Lehrer, aschweißes Haar, aber noch jünger, er richtet seinen Oberkörper auf und steht vor dem Direktor stramm im Sitzen. Für einen kurzen Moment wirkte er unentschlossen, ob er vielleicht aufstehen soll. Aber es sind Prüfungen, schriftliche, heute nur ihnen ordnet sich alles unter.

Der Direktor und wir, der Professor aus Łódź, der am Abend dann seinen Vortrag halten wird ohne Schüler in der städtischen Bibliothek, wohin nunmehr auch kein Lehrer sich verirren wird, und ich schauen noch eine Weile über die Köpfe der Schüler in den weit ausladenden Raum der Aula hin zu den großflächigen Fenstern, jeder aber mit verschiedenen Augen, denn der Direktor wohl immer noch glücklich über die neu renovierten Räume, der polnische Professor womöglich etwas unentschlossen und ratlos ungetröstet, und ich – als wäre es mir plötzlich gegeben, weit zurückzublicken, es konnte auch sein, ich war bereits von dieser interaktiven Tafel verhext, die Zugang hatte in einen kalten hoffnungslosen Märchenwald, sah ohnehin in meine fünf Jahrzehnte zurückliegende Jugend hinein, hier am Ort, Marschübungen, der Pausenplatz, auf dem wir im Kreis gehen mussten, Fahnenappelle und mehrwöchige Manöver in den Winterferien, der allererste Direktor am Montag in Majorsuniform neben der Fahne, der zweite Direktor, der es nach dem Zusammenbruch des Landes wurde, obwohl von erster Klasse an Spitzel der Politischen Polizei – aber auch gleichviel sahen meine Auge jetzt hinein direkt ins Herz dieser Zeitröhre, da saßen die Kadetten des Soldatenkönigs, vogtländische Preußen, ihre Rücken wie mit einem Lineal gesteuert, das kleine unterwerfende Aufrichten des Aufsicht führenden Lehrers heute auf seinem Stuhl, beim Eintreten des Direktors, hatte mir in plötzlicher Interaktivität alles gesagt.

Jürgen Fuchs, mein Freund, der berühmte Schüler der Schule, geboren in dieser Stadt, hatte einst geschrieben: Wir werden nie wieder antreten auf einen Pfiff hin.

Berlin, Mittwoch, 14. Nov. 2018



Pražský orloj – Astronomische Uhr, Rathaus Prag Foto: Till Freyburg

*„Revived bitterness
is unnecessary unless
One is ignorant.“*

Aus dem Gedicht „The Past Is the Present“
von Marianne Moore (1887–1972)

„Können wir unseren Mitmenschen vertrauen?“ Teilnehmer einer seit 1981 bislang sechsmal durchgeführten internationalen Studie geben mit der Beantwortung dieser Frage, die Stadt und Land, Regierung und Straße einschließt, einerseits ein alarmierendes und andererseits ein hoffnungsvolles Zeichen. Demnach hat, abgesehen von erfreulichen Ausnahmen, in den meisten Ländern das Vertrauen in die Mitmenschen abgenommen. Ich lese diesen Artikel, erschienen Anfang Oktober 2018 in der „Neuen Zürcher Zeitung“, am selben Tag, an dem ich diese Anmerkungen zur „Roten Kapelle“ abschließe.



*Foto: Konrad-Adenauer-Stiftung.
Bildungswerk Sachsen-Anhalt*

Als ich im Februar 1979 im Windschatten meines Jugendfreundes Ule dessen Oma am Leninplatz in Ost-Berlin besuche, hatte ich ihr als „Lebensbericht“ untertiteltes Buch *Vom Rosenkranz zur Roten Kapelle* bereits gelesen. Die 1902 geborene, weißhaarige freundliche Dame war die hervorstechende Persönlichkeit der Widerstandsgruppe „Rote Kapelle“. Greta Kuckhoff war elegant gekleidet in mausgrauer Nadelcordhose, seidener Blümchenbluse und türkiser Wollstrickjacke. Wir tranken Tee im Wintergarten. Vor dem Fenster erhob sich das tonnenschwere Lenin-Denkmal, dessen Kopf zweieinhalb Jahrzehnte später als Epiphanie im Film *Good Bye, Lenin!* erstaunt.

„Ohne Vertrauen hätten wir es nie zu diesem Zusammenhalt geschafft.“ „Ohne Vertrauen ist das ganze Leben nichts wert.“ Wurden diese Sätze in unserem

kurzen Gespräch vor bald vierzig Jahren wirklich ausgesprochen? Als ich vor kurzem, auf Ules Anraten, den Nachlass seiner Großmutter im Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde sichtete, kommt es mir immer wieder so vor, als seien diese beiden Kernsätze tatsächlich gefallen. Umso mehr, als ich nach und nach verstehe, wie deutlich sich im Jahr 1938 eine der größten Katastrophen des 20. Jahrhunderts abzeichnete, deren vorbereitete Verhinderung aber dennoch kurz bevorstand.

Das Jahr 1938 als Wegscheide

Mit der Unterzeichnung des Münchner Abkommens in der Nacht vom 29. auf den 30. September 1938 besiegeln Deutschland, Italien, Frankreich und Großbritannien nicht nur das Ende der ersten Tschechoslowakischen Republik. Die Unterzeichner Adolf Hitler, Benito Mussolini, Édouard Daladier und Neville Chamberlain legten dort ebenfalls fest, dass die Tschechoslowakei binnen einer Frist von zehn Tagen das Sudetenland zu räumen und an das Deutsche Reich abzutreten habe. An der Konferenz teilnehmen durften weder die Tschechoslowakei selbst noch die mit ihr verbündete Sowjetunion. Die reichsdeutsche Außenpolitik wusste das Mittel einer fragwürdigen „pax germanica“, bei gleichzeitiger Kriegsandrohung im Falle der Nichtunterzeichnung, erfolgreich einzusetzen. Dem italienischen Diktator Mussolini, Moderator des Abkommens, waren die Absichten zur Zerstörung der Tschechoslowakei bereits vor dem 29. September 1938 bekannt. Hitlers Pläne sahen bis zum Treffen in München vor, die Tschechoslowakei in einem gemeinsamen Feldzug gegen Ungarn und Polen zu überfallen. Den notwendigen Freiraum sollte eine Stärkung der revisionistischen Kräfte in diesen Staaten und eine Ablenkungstaktik gegenüber den Garantiemächten eröffnen. Dass Hitler dabei mit verdeckten Karten spielte, demonstrierte sein Verhalten während eines Gesprächs am 15. September 1938 auf dem Obersalzberg: Hitler verweigerte dem britischen Premierminister die Übergabe des Protokolls. Stattdessen erhielt Chamberlain eine gekürzte Fassung, aus der alle kompromittierenden und bewussten Falschdar-

stellungen heraus retuschiert wurden. Die bei den Verhandlungen eintreffende Nachricht von der Mobilmachung der tschechoslowakischen Truppen war inszenierter Theaterdonner, der dennoch einen Wendepunkt markierte.

Den fehlenden „Zwischenkieferknochen“ in der Geschichte Hitlerdeutschlands liefert General Dr. Hans Emil Speidel in seinem 1949 erschienenen Buch *Invasion 1944*. Es ist die durch gewichtige Indizien gestützte These, dass die NS-Diktatur nach fünf Jahren hätte beendet werden können und Hitler in jenen Tagen zu stoppen gewesen wäre. Dem gegenüber stand zunächst einmal der Nebel eines Wahns, der auf weitem Feld bloße Phantasiebilder als objektive Tatbestände erscheinen ließ. „*Der düsteren politischen Lage entsprach die militärische [...] Hitler und Goebbels nutzten massenpsychologische Momente geschickt aus und erstrebten den ‚revolutionären Militarismus‘. Das Ergebnis, daß ein Teil der Offiziere, berauscht von napoleonischen Wunschträumen, ‚Funktionäre‘ wurden [...]*“, schreibt Speidel in der *Invasion 1944*. Dabei räumt er ein, dass sämtlich alle militärischen Führer und Persönlichkeiten „*Kinder ihrer Zeit*“ waren, die „*nicht alles sahen, was sie erkennen mußten*“. Das ist wahr und ging doch auch anders, wie wir am Beispiel von Greta Kuckhoff und ihren Mitstreitern sehen können. Andererseits beschreibt Speidel in seinem Buch eine Bewegung innerhalb der Wehrmacht unter Generaloberst Ludwig Beck, die besonders im Jahr 1938 erfolglos versuchte, dem „zum äußersten entschlossenen Staatsoberhaupt Einhalt zu gebieten“. Die Armeestruktur unter Beck wollte den Führer nach seiner Rückkehr aus München verhaften. Doch eben dazu sollte es nicht kommen. Im Fazit von Speidel heißt es: „*Der außenpolitische Erfolg Hitlers in München, zu dem ihm die Alliierten verholphen hatten, schlug Beck und seinem Nachfolger Halder die Waffen aus der Hand.*“

Appeasement und Desinformation

Die als Sprachlehrerin und Übersetzerin tätige Greta Kuckhoff reiste im Sommer 1938, beauftragt von der Gruppe Harnack-Boysen, nach London. Sie sollte gegen das Münchner Abkommen agitieren und mächtige Verbündete finden. Auch dieser Versuch scheiterte. Die Beschwichtigungspolitik (Appeasement) dominierte auf der Insel und verhinderte eine ausreichende Bereitschaft zum Widerspruch gegen das nationalsozialistische Deutschland. Die massenwirksame Erklärung des Premierministers Chamberlain, die er am 30. September 1938, dem Tag der Unterzeichnung, vom Balkon des Buckingham Palastes an die britische Nation richtete, enthielt das berühmte Credo „Peace for our Time“, das sich nur ein Jahr später als schlimmer Irrtum herausstellte.

Wie weitreichend und erfolgreich Hitlers Desinformatoren die Welt in Atem hielten, belegt das brachiale Scheitern des sowjetischen Volkskommisars für Staatssicherheit, Wsewolod Nikolajewitsch Merkulow. Als Merkulow Stalin am 17. Juni 1941 „einen alarmierenden Vermerk“ vorlegt „über Vorbereitungen Deutschlands für einen Krieg gegen die Sowjetunion“, erhält er eine Abfuhr. Stalin hält den echten Informanten für einen Desinformator. Fünf Tage später erfährt er die Tragik seines Fehlschlusses. Am 22. Juni 1941 griffen deutsche Truppen die Sowjetunion an.

Der von Stalin geschmähte Informant war Harro Schulze-Boysen, ein Offizier im Reichsluftfahrtministerium. Er wusste wie wenige andere von dem bevorstehenden Einmarsch und beschloss, gemeinsam mit anderen deutschen Widerständlern, die sowjetische Seite zu warnen.

Kuckhoffs knappe Bemerkung in ihrer memorierenden Erzählung „*Ules Welt*“, während des kurzen Besuches in London habe ihr Walt Disneys „*Schneewittchen*“ „ein funkelnagelneues Kinderherz neben das versorgte und grämende in die Brust gezaubert“, ist dabei von einiger Bedeutung (BArch N 2506/198 Bl. 145). Bei ihrer Rückkehr wird sie von Arvid Harnack, einem Kopf der Gruppe, gerügt, denn sie hätte mit ihrem Kinobesuch nur wichtige Zeit für die Agitation verschwendet. Harnack war ein an der US-amerikanischen Universität Wisconsin in Madison ausgebildeter Nationalökonom und Vetter des Berliner Pfarrers Dietrich Bonhoeffer. Seine Ehefrau, Mildred Fish, war gebürtige US-Amerikanerin und studierte Literaturwissenschaftlerin. Greta Kuckhoff besuchte, noch unter ihrem Geburtsnamen Margaretha Lorke, ebenfalls die Universität in Madison, wo sie ihr 1924 an der Berliner Humboldt-Universität begonnenes und in Würzburg fortgesetztes Studium der Philosophie, Soziologie und Ökonomie im Jahr 1929 abschloss. Mildred und Arvid Harnack lernte sie im freitags tagenden „Friday Neters Club“ kennen. Die Jahre 1930 bis 1932 lebte Kuckhoff in Zürich und arbeitete sowohl für einen Rechtsanwalt



Foto: Greta Lorke in Zürich, 1932. Im Jahr 1937 heiratete sie den Schriftsteller Adam Kuckhoff (1887–1943). Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand,

als auch als freischaffende Sprachtrainerin und Übersetzerin im Bereich Wirtschaftsrecht. Zurück in Deutschland wurde sie Sekretärin des Soziologen Karl Mannheim am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main. Danach studierte sie kurzzeitig an der London School of Economics. Hauptsächlich aber bereitete sie die Flucht Mannheims vor, dessen Institut von den Nazis bereits im März 1933 geschlossen wurde. Im selben Jahr lernte sie den Schriftsteller Adam Kuckhoff kennen, sie heirateten am 28. August 1933. Ihr Sohn Ule wurde am 8. Januar 1938 geboren. Auch sein Sohn, mein späterer Jugendfreund, wird einmal Ule heißen.

„Mein Kampf“ zur Aufklärung übersetzen

In ihrem Memoiren-Roman *Vom Rosenkranz zur Roten Kapelle* schildert Greta Mann Adam in einer Passage, was entgegen der Rüge Harnacks steht und warum er „Dichter geworden“ ist. Der nämlich irrt sich, „*der denkt, wenn wir erst den Kommunismus haben, kommt das Gefühl für ewige Werte, für Schönheit nicht nur in der Natur, vor allem in den menschlichen Beziehungen, von selbst. Nichts kommt von selbst.*“

Die „Rote Kapelle“ setzte sich aus ganz verschiedenen beruflichen Gruppen zusammen. Am Glauben an Literatur und Kunst halten Greta und Adam Kuckhoff auch in ihren Gefängnisbriefen, kurz vor den sicheren Todesurteilen, fest. In jenem „elitären Zirkel aus Kunst, Wissenschaft und Verwaltung“, der das Dritte Reich stürzen und Opfern der Verfolgung helfen will, gerät sie ohne Zweifel durch ihren Ehemann Adam. Aus Sicht des NS-Terrorregimes ist der Kreis lediglich ein Spionagering, den Leopold Trepper, ein polnischer Jude und Kommunist, Widerstandskämpfer und Publizist, im Auftrag des sowjetischen militärischen Nachrichtendienstes (GRU) aufgebaut hat. Es ist folglich auch die Geheime Staatspolizei (Gestapo), die der Widerstandsgruppe den Namen „Rote Kapelle“ verpasst. Rot für die Farbe des Kommunismus. Kapelle als interne Bezeichnung für eine Gruppe von Funkern.

Zu diesem Ring gehören neben den Harnacks der Publizist Harro Schulze-Boysen und seine extravagante Frau Libertas sowie Sophie und John Sieg, ein in Detroit geborener Sohn deutscher Einwanderer, der sich in den 1920er Jahren in Deutschland niederließ und schriftstellerisch aktiv war. Im Jahr 1933 wurde er als KPD-Mitglied für mehrere Monate von der Sturmabteilung (SA) gequält und festgehalten. Sie alle trafen in Berlin immer wieder zusammen: das intellektuelle Paar, das Paar der feinen Gesellschaft, das Pärchen des Proletariats, das Paar der Häuslichkeit. Herausragend ist an der Gruppe, dass Männer und Frauen gleichstark in die Sache des Widerstandes einbezogen sind. Zu ihren Unterstützern gehört der Schriftsteller und Widerständler Günter Weisenborn. Als die Gruppe während des Krieges auffliegt, geschieht das nicht durch Verrat oder Wagemut, sondern aufgrund der Unbedachtheit und Inkompetenz der Geheimdienstler in Moskau, die Namen und Adressen einiger Berliner Mitglieder in einem Funkspruch erwähnen. Äußerlich war die Vernetzung des Zirkels mit auswärtigen und inländischen Widerstandsgruppen durch einwandfreie Anstellungen in diversen Reichsministerien getarnt. So erhielt Greta Kuckhoff über Schulze-Boysen eine freiberufliche Stelle im Reichsministerium für öffentliche Aufklärung und Propaganda. Ihre Aufträge beinhalten das Übersetzen von Kongressreden, aber auch von Artikeln über die Rassenpolitik der NSDAP.



Foto: Das 1972 publizierte Erinnerungsbuch von Greta Kuckhoff (1902–1981) erlebte in der DDR mehrere Auflagen, erschienen im Verlag Neues Leben. Quelle: GWS-Archiv

Das Jahr 1939 beginnt sie in der Hoffnung, die britische Öffentlichkeit über die wahren Absichten Hitlers mit einer selbstständigen Übersetzung von *Mein Kampf* aufzuklären. Erschrocken ist sie vor allem durch die inszenierte Täuschung von Hitlers Desinformationsbüros in Großbritannien. Als ihr eine andere englische Übersetzung im März 1939 zuvorkommt, führt dies in London zu einer denkwürdigen Auseinandersetzung über den Charakter des Nationalsozialismus zwischen dem sowjetischen Botschafter Iwan Michailowitsch Maiski und dem Mitglied des britischen Unterhauses und früheren Premierministers David Lloyd George. In der Debatte mit Maiski verteidigt Lloyd George zunächst den deutschen Reichskanzler vehement. Die vom Londoner Verlag Hurst & Blackett herausgegebene Übersetzung, für die Hitler selbst das Vorwort schrieb, enthielt allerdings nur ein Siebtel der Originalfassung und wies nirgends auf die Art der Auslassungen hin. Maiski, der das Original kannte, betonte im Streitgespräch die innewohnende Aggressivität des Buches als eine „Bibel des Nazismus“. Hitlers erklärtes Ziel sei die Zerschlagung und Unterwerfung Frankreichs und die Eroberung von sogenanntem Lebensraum im Osten: in Polen, im Baltikum, in der UdSSR und vor allem in der

Ukraine. Lloyd George hielt die Kritik für ungerechtfertigt und „hitlerfeindliche Propaganda“. Maiski schickte Lloyd George nach der Unterredung eine neu angefertigte Übersetzung der vorenthaltenen Buchteile. Dieser zeigte sich aber weniger von den Auslassungen erschüttert als vielmehr von der Tatsache, dass dem englischen Leser viele Kapitel unterschlagen wurden, wie im Kuckhoff-Nachlass nachzulesen ist. (BArch N 2506/132 Bl. 45 f.) Nach Greta Kuckhoffs eigenen Bekundungen arbeitete sie wochenlang gemeinsam mit dem englischen Übersetzer James Murphy an einer vollständigen Edition von *Mein Kampf*. Als Ende 1939 in den USA eine „unbereingte“ Ausgabe erschien, erfährt sie nicht, wie sie in der „Kapelle“ schreibt, ob ihre Arbeit ebenfalls „eingeflossen“ ist. Am 12. September 1942 wurde sie in Berlin durch die Gestapo verhaftet.

Was wäre gewesen, wenn ...

Wir können uns dem Jahr 1938 nur kontrafaktisch, entgegen der historischen Tatsachen, annähern. Mit der Einlassung General Speidels, dem verhängnisvollen Treiben Hitlers nach dessen Rückkehr von der Münchner Konferenz durch Verhaftung ein Ende zu machen, wird das Verhängnis der diplomatisch beschlossenen Beschwichtigung gegenüber dem aggressiven Diktator überdeutlich. Die Widerstandsgruppe „Rote Kapelle“ war eine umsichtige und sich solidarisch mit anderen Gruppen verhaltende antitotalitäre Organisation. Das in der DDR verzerrte Bild einer rein kommunistischen Spionagegruppe färbte sich auf die Rezeption in der Bundesrepublik ab.

Die vielfältigen Berichte über die letzten Stunden der zum Tode Verurteilten stellen die anfangs aufgeworfenen Vertrauensfragen neu. Adam und Greta Kuckhoff werden vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Adam wird, wie viele Mitglieder der „Roten Kapelle“, im Gefängnis Berlin-Plötzensee hingerichtet, Gretas Todesurteil in eine zehnjährige Zuchthausstrafe umgewandelt. Der Briefwechsel der Eheleute wird bis zum Tod Adams zur Brücke über dem Abgrund, den die Machthaber aufgerissen haben. Greta Kuckhoff notiert in ihren nachgelassenen Erinnerungen: *„Am 23. August 1943 teilte mir Pfarrer Ohm mit, daß Adam und 11 unserer Frauen am 5. August in Plötzensee hingerichtet worden seien. Ich erwartete nun, daß ich, die einzig Überlebende der mir bekannten Mitglieder der „Roten Kapelle“, den Weg nach Plötzensee in den nächsten Tagen würde antreten müssen. Das gleiche dachten sowohl meine zu Freiheitsstrafen verurteilten Kameradinnen wie der Geistliche und das Gefängnispersonal einschließlich der Leiterin. Ich erhielt die Genehmigung, in einer Einzelzelle während des Tages meine grundsätzlichen Gedanken, die Erziehung Ules betreffend, niederzuschreiben. Es tat mir wohl, allein sein zu dürfen. Die Niederschrift selbst wurde jedoch nicht vollendet, da die Entwicklung in jenen Wochen so unsicher war, daß sie keine feste Grundlage für meine Erziehungsgedanken bot.“* (BArch N 2506/198 Bl. 102) Im Winter 1943 geht Greta Kuckhoff auf „Transport“ in das Frauenzuchthaus Cottbus. Sie bleibt dort bis zum Herbst 1944 und kommt danach in das Zuchthaus Waldheim, wo sie im Mai 1945 von der Sowjetarmee befreit wird.

Intrige, Wandlitz, Stolperstein

Nach Kriegsende wirkte Kuckhoff in verschiedenen Funktionen und Gremien. Im Oktober 1947 sprach sie auf dem 1. Deutschen Schriftstellerkongress in Berlin. Von 1954 bis 1958 war sie Abgeordnete der Volkskammer, von 1950 bis 1958 Präsidentin der Deutschen Notenbank (DNB). Hier wurde sie offensichtlich Opfer einer Intrige.

Als die Bürger der DDR am Sonntag, dem 13. Oktober 1957, via Radiosender vom Ministerpräsident der DDR, Otto Grotewohl, aufgefordert wurden, dass sie noch am selben Tag zwischen 12 und 22 Uhr die alten Banknoten der Deutschen Mark bei den Umtauschstellen der Deutschen Notenbank abzugeben hätten und neue Banknoten erhalten würden, wird Kuckhoff als Präsidentin der Notenbank davon überrascht. Sie war in den Währungsumtausch nicht einbezogen, dennoch muss sie den „Währungscoup“ vor der Presse inhaltlich vertreten. Politisch überlebte sie den Vorgang nicht.

Im April 1958 trat sie als Präsidentin der DNB zurück. Im Nachlass findet sich ihr persönlicher Blick auf Hintergründe: *„Der Deutschen Notenbank wird der Vorwurf gemacht, daß sie sich über die Regierung stellt oder zumindest möglichst unabhängig von ihr – und damit auch von den Parteibeschlüssen – gestellt sein möchte. Die alten kapitalistischen Reichsbankallüren versucht man aufrecht zu erhalten.“*

Ich habe Gründe anzunehmen, daß die Hauptargumente zu dieser Meinung von den Genossen des Ministeriums der Finanzen stammen.“ (BArch, N 2506/267, Bl. 281) Nach der politisch motivierten Entbindung aus dieser Position engagierte sie sich im von der SED gesteuerten Friedensrat der DDR – ab 1964 als dessen Vizepräsidentin und zugleich als Mitglied im Weltfriedensrat.

Greta Kuckhoff heiratet nicht wieder. Ab 1946 lebt sie in eheähnlicher Beziehung mit Margarete „Grete“ Wittkowski. Diese bestritt mehrere hohe Staatsämter, unter anderem als stellvertretende Vorsitzende des Ministerrats, zuständig für den Bereich Handel, Versorgung und Konsumgüterproduktion sowie als Stellvertreterin des Vorsitzenden Otto Grotewohl. 1968 folgte Wittkowski ihrer Lebensgefährtin auf den Stuhl als Präsidentin der Notenbank. Im Jahr 1972 erschien *Vom Rosenkranz zur Roten Kapelle*, nicht ohne Eingriffe der Zensur. Ein geplantes zweites Erinnerungsbuch, das Kuckhoffs Leben nach 1945 behandeln sollte, kam nicht zustande. In den 1970er Jahre erhielt Kuckhoff eine Residenz in der abgeschotteten Waldsiedlung Wandlitz, außerhalb Berlins (in der dortigen Adam-Kuckhoff-Straße). 2009 erschien mit *Red Orchestra. The*



Foto: Premiere des DEFA-Films „KLK an PTX – Die Rote Kapelle“ im Ostberliner Filmtheater „Kosmos“, 25. März 1971. Greta Kuckhoff (M.) bei dem Besuch einer kleinen Ausstellung mit persönlichen Gegenständen von antifaschistischen Widerstandskämpfern im Foyer des Kinos. Neben ihr die Schauspielerin Barbara Adolph (li.), die sie im Film verkörpert, und der Minister für Staatssicherheit Erich Mielke (re.), dessen Ministerium für den Film „Produktionshilfe“ leistete.

Quelle: BArch, Bild 183-K0325-0043-001 / Fotograf: Joachim Spremberg / Ausgabe 4/2018 / 35

Story of the Berlin Underground and the Circle of Friends Who Resisted Hitler ein neues Standardwerk der US-amerikanischen Journalistin Anne Nelson über die „Rote Kapelle“, 2010 auch in deutscher Übersetzung. Die britische Kulturwissenschaftlerin Joanne Sayner widmete Kuckhoff eine erste umfangreiche Einzelstudie mit dem 2013 publizierten Buch *Reframing Antifascism. Memory, Genre and the Life Writings of Greta Kuckhoff*. Im Mai 2012 verlegte der Künstler Gunter Demnig einen Stolperstein im Gedenken an Greta Kuckhoff in ihrer Geburtsstadt Frankfurt (Oder).

Quelle: Gerbergasse 18 / Ausgabe 4 / 2018: 32-35

Peter Rosenthal – Roberto

Lieber Robert Schopflocher

„Nur wer sich den seelischen Bruch vor Augen führt, den selbst eine scheinbar reibungslose Auswanderung mit sich bringt, wird die Zick-Zacklinie begreifen können, die mein Leben beschrieb. Dabei hatte ich allerdings das Glück, in diesen Jahren der Suche immer wieder auf Menschen zu stoßen, die mir weiterhalfen. Ihnen gilt mein Dank.“ Ich danke Dir Robert.

Weit von Wo heißt Dein Buch über das Leben zwischen drei Welten. Die vierte, die letzte Welt, in der Ruhe versprochen wird, hat es verhindert, dass wir uns, wenn nicht in Köln, so doch in Buenos Aires hätten treffen können. Wir haben uns sehr spät, zu spät, ich hätte fast gesagt begegnet, aber dazu kam es ja nicht. Dennoch weiß ich, dass wir nicht nur Kollegen, sondern Freunde waren, und du weißt, dass weder ich noch Du mit diesem Wort Freundschaft Schindluder getrieben haben.

Ich schreibe Dir, weil ich Deine Stimme vermisse, die ich ja nie gehört habe, und während ich schreibe, höre ich sie, wie sie mich ein letztesmal über drei Ozeane hinweg grüßt – zum letztenmal ein Gruß von Buenos Aires nach Sydney. Statt den Rückflug nach Köln über Singapur zu buchen, fischte ich gerade noch Deine letzte Mail aus dem Postfach heraus, um Dir noch ein letztesmal hinüberzuwinken. In Köln kam die Benachrichtigung, dass Du unerwartet gegangen bist, na ja, was ist schon unerwartet, wenn man die Neunzig voll hat, als Kind, Hitler hinter sich gelassen hat, in der argentinischen Pampa aufwuchs, ein Beruf erlernen musste – Agronomieingenieur –, den man weder wollte noch mochte, um damit auch noch erfolgreicher Sachbuchautor über Hühnerzucht zu werden und zu letzt Schriftsteller, um darüber zu schreiben, an was es in einem erfüllten Leben nach einer „scheinbar reibungslosen Auswanderung“ gefehlt hat. Das war gerade ein langer Satz, der stilistisch viele Lektoren auf die Barrikaden gebracht hätte.



Foto: Archiv Peter Rosenthal

Du aber wirst ihn genau so verstanden haben wie ich: Ein übervolles Leben ist überfüllt, sei es auch mit Leere aber überall wimmelt es von Kommas, Doppelpunkten, Gedankenstrichen, ich hätte fast Semikolons hinzugefügt, aber soweit bin ich gar nicht; ein Semikolon braucht Ruhe, lässt Zeit, das Blatt umzuwenden, soweit bin ich nicht. In mir ist noch die Angst, die Atemlosigkeit der Geschichte meiner Familie, der Flucht – ja, auch nach soviel Zeit. Dir war das immer klar, und aus diesem unerschöpflichen Brunnen der Vergangenheit hast Du die Bücher geschrieben, die Dich zurück in eine Heimat geführt hatten, die Dich ausgespuckt hat: Deutschland. Ich kenne das Gefühl, mich haben meine Bücher zurück nach Rumänien geführt, in die Stadtbibliothek meiner Heimatstadt Arad, wo ich einer Runde von etwa zwanzig Personen, einschließlich meiner ehemaligen Kunst- und Rumänischlehrerinnen, mein Herz auf einem Tablett servierte.

Das Gefühl der Verbundenheit mit der eigenen Vergangenheit ist wie ein Mühlstein, der einen tiefer und tiefer in diesem Brunnen sinken lässt dessen Wasser aber nur ganz, ganz unten schlammig ist: Die Klarheit kommt aus der „richtigen“ Tiefe. Du hast diese Tiefe genau getroffen, es ist eine Tiefe, in der das Herz und der Verstand im Gleichtakt schlagen – wem das zu kitschig ist, weiß nicht, wovon wir reden. Robert, wir erleben hier in Europa eine Zeit, wie ich sie als Nachkriegskind mir nie hätte vorstellen können. Einerseits verblöden wir in Badehosen und Bierflaschen im Halfter am Mittelmeer, andererseits stellen wir Seenotretter, die hilflose Menschen aus dem Mittelmeer fischen, vor Gericht. Die Blindheit, mit der wir geschlagen sind, spiegelt sich in der Sprache und in der Wortwahl, mit der wir unsere Probleme beschreiben.

Wir reden von einem Flüchtlingsproblem. Die Verständigeren versuchen, die „Ursachen“ dieses „Problems“ zu ergründen und verstehen nicht, dass dies gar nicht das Problem ist. Wir sehen nicht soweit die Augen reichen, sondern nur das, was uns nützlich ist, und das macht blind. Wir sind einer kollektiven Blindheit anheimgefallen, die droht, uns mit dem Kopf gegen die Wand zu schlagen, aber wir wehren uns hier in Europa vehement dagegen, die Probleme, die wir haben, anzusehen. Wir sind im Stadium, in dem manche mit gutem Erfolg dem Volk – das sind angeblich wir – suggerieren, dass man die aktuellen Probleme verbieten könnte.

Das funktioniert anhin etwa so gut, wie wenn man das schlechte Wetter verbietet. Du lachst, aber in Rumänien durfte es in der Endzeit der Diktatur nicht mehr als 6 Grad unter Null sein, da man ansonsten - laut eigener Gesetzgebung - als Staat verpflichtet war, die Zentralheizungen höher zu stellen, und dafür gab es keine „Kohle“. Diese zentralen Regulierungsmaßnahmen hatte ich zuletzt in St. Petersburg in einem Hotel erlebt, lange nach

dem Mauerfall als Tourist auf den Spuren Josef Brodskys. Heizung wurde grundsätzlich von den Zentralbehörden erst am so-und-so-vielten Oktober angestellt.

Ob es vorher schon gefühlt unter Null im Hotelzimmer war, interessierte niemand, insbesondere nicht, da die „normalen“ Haushalte schon beheizt waren, wie unsere Petersburger Freunde uns versichert hatten. Aber immerhin ging man dort zumindest mit der eigenen Bevölkerung etwas besser um, als mit den Touristen. Das war in meiner ehemaligen Heimatdiktatur Ceausescu anders – da versuchte man nach außen Gesicht zu wahren, geprügelt wurde nach innen – weiß gar nicht, was kleinkariert ist. Heutige Politiker in Deutschland nennen die Migration „die Mutter aller Probleme“. Saddam Hussein – auch er ein „Schriftsteller“ (ehemaliger) – war der Geburtshelfer dieser Diktion mit seiner Metapher „die Mutter aller Schlachten“.

Ich schreibe Dir das Alles ins Jenseits – der einzige Ort, in den man ohne Pass emigrieren kann – ich schreibe Dir, damit Du weißt, was hier in Deinem Europa los ist, dem Europa, aus dem Du mit Deiner Mutter vor den Nazis fliehen musstest: nach Argentinien, wohin sich Dein Vater auf einer Geschäftsreise abgesetzt hat, um Euch nach einer nicht gar so geringen Zeit mit etwas Glück herausholen zu können – so sieht das aus mit der Mutter und dem Vater aller Probleme, vor denen die Ignoranten die Augen verschließen.

Sei herzlich begrüßt mein Freund

Peter Rosenthal

Köln, 24.09.2018



Foto: Trinity College, Dublin. Hubert Dammer

Benjamin Stein – Einwanderer



Foto: Archiv Benjamin Stein

Wohlbefinden steigt bei mir von den Füßen auf. Ich musste Vierzig werden, um zu entdecken, dass eine halbstündige Fußmassage mich zu entspannen vermag wie eine ganze Woche Urlaub unter der Sonne. Wärme – ja Hitze – und Sonne verschmähe ich allerdings nach wie vor nicht, und im diesjährigen Urlaub hatten wir gleich zu Beginn reichlich davon. Als wir vor acht Tagen auf Lanzarote landeten, wehte es kräftig von Osten, also von der Sahara her, übers Meer. Statt des typischen kanarischen Sommerwetters mit 28°C und leichtem Wind empfingen uns afrikanische Wüstenwinde. Die Strandpromenade und die mit weißen Flachbungalows, Villen und Hotelanlagen gesäumten Straßen von Puerto del Carmen lagen trotz Hochsaison wie ausgestorben unter der aus tupfenlos blauem Himmel gleißenden Sonne bei Temperaturen um 50°C. Die Böen, die uns entgegenschlugen, fühlten sich an, als stünde man im Strom eines überdimensionalen, auf Höchstleistung laufenden Föns. Bei unserer Ankunft in der Bungalowanlage entschuldigte sich die Rezeptionistin mit tränenverhangenem Blick für ihre Zerstreutheit. Am Tag zuvor, berichtete sie, sei einer ihrer Hunde am Hitzschlag gestorben, und sie hätte ihre Nachbarin bitten müssen, heute während der Arbeitszeit den zweiten ihrer Lieblinge mit kalten Handtuchwickeln vorm gleichen Schicksal zu bewahren.

Mich störte die Hitze nicht. Am kommenden Tag lag ich, bewehrt mit Lichtschutzfaktor 50, sogar eine halbe Stunde am Pool, bevor ich mich, aufgetankt mit Wärme und Licht, im nicht klimatisierten, aber doch deutlich kühleren Schlafzimmer unseres Bungalows in den Siesta-Schlaf fallen ließ – der Augenblick des ultimativen Herausfallens aus der Welt, dem Arbeitsstress und dem manischen Nachrichtenverfolgen, den ich schon seit Monaten herbeigesehnt hatte. Es wurde ein langer Mittagsschlaf, bis gegen Abend der Wind drehte, Wolken aufzogen und die Hitze schlagartig nachließ. Die Kinder wollten noch einmal baden. Nach dem Essen gingen wir in die Dämmerung hinein am Strand spazieren. Die Kinder setzen sich in die seichte Brandung, ließen sich von den lauwarmen Wellen überspülen und hatten ihr Vergnügen.

Am zweiten Morgen war das Wüstenwetter überstanden. Die Rezeptionistin berichtete erleichtert vom Überleben ihres zweiten Lieblings. Der Ort erwachte wieder zu Hochsaisontreiben, und auf dem Weg zum Strand entdeckte ich eine Werbetafel, die in Gestalt einer knapp gehaltenen Preisliste in Spanisch und Englisch die Dienste eines ortsansässigen namenlosen Masseurs eher feststellte als anpries. Zu den aufgelisteten Positionen gehörten nicht etwa nur die üblichen Schulter-Nacken-Massagen, sondern auch diagnostische Behandlungen, Aromatherapien und Bein- und Fußmassagen.

Ich träume schon lange von einem Wellness-Urlaub in einem aufwändigen Spa-Hotel: eine Woche Schwitzen in Saunen und Dampfbädern, liebevolle Pflegebehandlungen für Gesicht, Hände und Füße und Entspannen auf gewärmten Lavasteinen und unter den wissenden, wohltuenden Händen charmanter, aber unnachgiebiger Masseurinnen. Die Vermutung trifft zu: Ich bin gewiss kein Verächter weiblicher Reize. Die letzten Sätze, sexuell gedeutet, wären jedoch missverstanden. Meine ansatzweisen Erfahrungen mit solchen Behandlungen decken sich nämlich mit meiner ursprünglichen Vorstellung davon: dass die Energien im Körper eher von der libidinösen auf die kreative Seite gewalkt werden. Weibliche Nähe ist in diesem Fall also eher Katalysator des Poetischen, als sexuell aufladend und damit nicht nur eine schöpferische, sondern auch die deutlich konfliktärmere Variante körperlicher Berührung.

Dass ich einen solchen Spa-Urlaub trotz der verführerischen Vorstellung der aus Tiefenentspannung heraufsprudelnden schöpferischen Energien bislang nie gebucht habe, liegt nur an den absurden Speisegesetzen meiner Religion. Die Rabbiner würden Nacktbadeurlaube in geschmischgeschlechtlichen Spas ohnehin entschieden missbilligen. Das allein stört mich nicht im Geringsten. Unkoscher zu essen, was sich bei den üblichen All-Inclusive-Angeboten der Wellness-Oasen kaum vermeiden ließe, wäre mir hingegen so unbehaglich, dass ich vermutlich die gesamte Prozedur nicht genießen könnte. So stelle ich mir die körperlichen – und damit auch seelischen – Segnungen eines Spa-Urlaubs bislang nur ausschweifend vor. Gebucht hingegen werden Sommeraufenthalte im eigenen Bungalow oder Appartement unter Palmen in Meeresnähe – mit eigener Küche für Selbstversorger.

Die Werbetafel auf der Strandpromenade von Puerto del Carmen ließ nun allerdings eher auf einen Osteopathen als auf einen gewöhnlichen Wellness-Masseur schließen. Sie annoncierte nämlich sogar eine 45-minütige Fußreflexzonenmassage. Über eine solche Distanz muss man schon wissen, was man tut. Und sie annoncierte sie namenlos (also nicht zwingend weiblich) und mobil, das heißt im eigenen Bungalow würde massiert

werden. Einen derart unschuldigen Wellness-Genuss hätte sich selbst der Alter Rebbe von Lubawitsch nicht mit Recht versagen können. Also wurde die Telefonnummer notiert, und vom Hotel aus rief die Rezeptionistin für mich bei der Fußverwöhnungspraxis an und vereinbarte einen Termin für den heutigen Vormittag, 9:30 Uhr.

Die Kanaren sind ein Magnet für Einwanderer. Das war nicht immer so. Die Inseln verdanken ihre Existenz vulkanischer Aktivität. Die letzten größeren Ausbrüche liegen gerade einmal 280 Jahre zurück. Auf der Südspitze von Lanzarote wuchs um 1730 ein gewaltiger Berg aus dem Nichts, und Lavaeruptionen und Ascheregen verwandelten die Gegend in eine bis heute lebensfeindliche Mondlandschaft. Es muss zehntausende Jahre gedauert haben, bis auf den Kanaren, nachdem sie sich als schwarze Lavafelsen aus dem Meer erhoben hatten, überhaupt Landwirtschaft möglich war, um die „Canarios“ zu ernähren. Und dann kamen die Spanier...

Die Kanarischen Inseln gehören zu den letzten Überresten des einst weltumspannenden spanischen Kolonialreichs. Als 1492 Schiffe für die Conquista Amerikas gebraucht wurden, mähten die Spanier die kanarischen Wälder nieder. Ohne die Bäume erodierte die fruchtbare, aber auch dünne Erdschicht über dem Lavagestein, und von den landwirtschaftlichen Ertragsmöglichkeiten blieb nicht viel: Da es kaum regnet, gedeihen ohne aufwändige Bewässerung nur Sukkulenten, Aloe Vera und trockene Bodenflechten, von denen sich Ziegen ernähren können. Die bringen dann wenigstens Käse auf den Tisch. Kurz: Das Leben auf den Inseln war nach dem Raubbau der Spanier kein Vergnügen, und wer es einrichten konnte, machte sich davon – oft in Richtung der Neuen Welt, also den Bäumen nach, die die Kolonialherren geraubt hatten.

Die Auswanderung ebte erst ab mit dem Ersten Weltkrieg. Spanien gehörte zwar nicht zu den kriegführenden Nationen. Im Kampf um die Seehoheit der Kontrahenten gerieten die Kanaren jedoch in die Isolation. Die Versorgungswege – damals vornehmlich zur See – waren abgeschnitten, und das Leben wurde so beschwerlich, dass nach dem Krieg eine neue Auswanderungswelle einsetzte. Die „Canarios“ flohen nicht nur vor Hunger und Armut. Sie flohen auch vor der Spanischen Grippe, die 1918 allein in Spanien bereits acht Millionen Opfer gefordert hatte.

Nur sehr wenige dieser Auswanderer fanden in der Neuen Welt ihr Glück. Die meisten endeten als billige Arbeitskräfte – man könnte auch sagen: moderne Sklaven – auf südamerikanischen Latifundien. Die Großgrundbesitzer zahlten die Überfahrt, eine Schuld, die es dann über Jahre abzuarbeiten galt. Oft waren es Familienväter, die so die Reise nach Übersee antraten und kaum je zurückkehrten oder auch nur Geld schicken konnten. Zurück blieben Kinder ohne Väter und Frauen ohne Männer, die „Venezuela-Witwen“.

Wer es nach Venezuela geschafft hatte, war immerhin am Leben. Die Passagiere des Emigrantenschiffs „Valbanera“ trafen es noch schlechter. Das Wrack des Schiffes wurde im seichten Wasser vor Key West gefunden, nachdem es monatelang als verschollen gegolten hatte. Weder Überlebende noch Leichen wurden gefunden, aber 1.600 Passagiere, darunter 600 „Canarios“ blieben verschwunden.

Wenn man auf Kuba landete, war schwer zu entscheiden, ob man nicht besser ertrunken wäre. Auf der Karibikinsel landeten die Einwanderer in Konzentrationslagern, aus denen sie nur entlassen wurden, wenn sie einen Arbeitsplatz nachweisen konnten. Und die Regierung unterhielt nicht etwa eine Arbeitsagentur auf dem Gelände dieser „Campos de concentración“...

Franco schließlich riegelte die Kanaren ab. Während des Bürgerkrieges ab 1936 galt Emigration als Verbrechen. Man hatte die Wahl zwischen Hunger oder dem Erschießungskommando. Es sei denn, man erfreute sich der Freundschaft des Diktators, wie der offizielle Nationalkünstler César Manrique – begnadeter Maler, Bildhauer, Landschaftsgestalter und Architekt – dem die Kanaren, vor allem aber Lanzarote, ihr modernes Antlitz verdanken. Manriques „Herrschaft“ war so etwas wie eine Ästhetik-Diktatur. Es ist ein schwer zu verdauender Gedanke, dass die Kanaren womöglich der starken Hand Francos und den Visionen des von ihm begünstigten Visionärs Manrique ihr heutiges Prosperieren verdanken.

Heute nämlich wimmelt es auf den Kanaren nur so von Einwanderern, vor allem Deutschen und Briten; und die meisten davon sind „hängengebliebene“ Touristen. Es gibt regelrechte Oasen der Zugezogenen, also Orte, an denen mehr Deutsch oder Englisch als Spanisch gesprochen wird. Wir waren einmal im Süden von Fuerteventura, und vom Tauchlehrerehepaar über den Zahnarzt und die Apothekerin bis hin zur Managerin der örtlichen Autovermietung trafen wir lauter Deutsche. Das hatte beinahe etwas Gespenstisches. Die meisten dieser Einwanderer leben vom Tourismus; und ein Tourismuszentrum wären die Inseln allein des Klimas wegen wohl kaum geworden. Die meisten kunstvoll angelegten Palmenwäldchen und blühenden Oasen, Parks und Ausflugszentren – etwa in der vulkanischen Mondlandschaft um Yaiza auf Lanzarote – gehen auf Ideen und Entwürfe von Manrique zurück. Auch an der pittoresken Kulisse der flachen weißen Häuser, allesamt mit Türen

und Fenstern in uniformem Grün, würden sich die Touristen heute nicht freuen, hätte Manrique nicht mit mächtiger Rückendeckung rigorose Bebauungsvorschriften durchgesetzt. Wie Recht er hatte, kann man in Arrecife sehen. Dort wurde nach Manriques Tod und gewissermaßen als offener trotziger Befreiungsakt das einzige Hochhaus Lanzarotes gebaut, der Glasklotz eines Fünf-Sterne-Hotels und ein so offensichtliches Architekturverbrechen, dass es bei dem einen Fehltritt geblieben ist.

Heute also wandert man nicht mehr aus von den Kanaren, sondern wandert ein. Und als erstes verinnerlicht man wohl, dass das nicht immer so war und warum. Auf der Strandpromenade von Puerto del Carmen habe ich nicht nur das Werbeplakat der Massagepraxis entdeckt, sondern auch ein Transparent. „The Canaries are not Spain. Freedom for our Islands!“, stand darauf. Auf Englisch wohl gemerkt.

Bei dieser Einwandererdichte auf Lanzarote hätte es also gut sein können, dass eine Masseurin aus Köln oder ein Masseur aus Manchester vor meinem Bungalow auftaucht. Aber so kam es nicht. Pünktlich eine Minute vor der vereinbarten Zeit ratterte etwas über den kieselgepflasterten Weg der Bungalowanlage. Ich ging zur Tür und sah einen sehr großen, schlaksigen Mann in weißer Pflegerkleidung und Flipflops, der auf Rollen etwas hinter sich herzog, das wie ein zu schmal geratener Schrankkoffer aussah, hochkant in ein Rollengestell geklemmt. Der böige Wind drohte auf dem kurzen Weg mehrmals, den Koffer umzuwerfen, so dass der Masseur die letzten Meter rückwärtsgehen musste, mit einer Hand ziehend, mit der anderen den mysteriösen Schrankkoffer aufrecht haltend.

Nein, dachte ich, das ist weder eine Monika aus Köln, noch ein Pete aus Manchester. Der Masseur hatte eher etwas Indianisches an sich. Ich tippte auf Mexico, jedenfalls Südamerika. Er war allerdings sehr groß, beinahe zwei Meter, hager bis in die markanten Züge seines gebräunten Gesichts und wirkte sanft, zurückhaltend, wenn nicht gar ein wenig gehemmt. Er reichte mir seine schmale Rechte zu einem bestimmten, aber nicht zu festen Händedruck.

„Hola“, grüßte ich. Dann fiel ich ins Englische, denn erstens spreche ich, was man neurotisch nennen mag, im Ausland ungern Deutsch; und die Wahrheit ist, dass ich zweitens und peinlicher Weise auch nach Jahren mehrwöchiger Sommerurlaube in Spanien (bzw. ehemals spanischen Kolonien) nur eine Handvoll spanischer Wörter beherrsche. Nie und nimmer würde es für eine Konversation reichen.

„Was“, fragte ich und zeigte auf den vermeintlichen Schrankkoffer, „ist das?“

„Die Liege“, antwortete der Masseur, ebenfalls auf Englisch mit jedenfalls unbritischer Klangfarbe.

„Really?“

„Aber ja“, sagte er und machte sich, nicht ohne Stolz, daran, die mitgebrachte, transportable Massagebank auszupacken. Sie steckte in einem Lederfutteral, eine zweifach faltbare Bank aus leichten Fichtenholzbrettern, einseitig dünn gepolstert und mit schwarzem Kunstleder bezogen. Am Kopf- und Fußende ließen sich zwei weitere Bretter im rechten Winkel ausklappen und mit Alustreben als Stützen fixieren. Ich entdeckte die übliche ovale Aussparung am Kopfende der Liege, in die man das Gesicht versenken kann, um bequem auf dem Bauch liegen zu können. Aufgestellt hatte die Bank die optimale Höhe für den indianischen Riesen, so dass ich mich unwillkürlich fragte, ob das transportable Möbel eine Maßanfertigung sei. Aber es war mir unangenehm, danach zu fragen.

„Benjamin“, stellte ich mich, etwas verspätet, vor.

„Carlos“, antwortete er und drückte mir noch einmal die Hand. Dann musterte er mich von Kopf bis Fuß und fragte, um was für Beschwerden es sich denn handele.

„Oh“, sagte ich, „keine Beschwerden.“ Es gehe mir nur ums Wohlbefinden, und ich hätte eigentlich eine Fußreflexzonenmassage bestellt.

Kaum merklich runzelte Carlos die Stirn. Meine Füße, sagte er, seien doch scheinbar in guter Verfassung. „Wir sollten uns“, meinte er, „eher um die Beine kümmern; und die Schultern, herrje die Schultern, die seien ja wohl ‚a nightmare‘...“ Dabei schaute er auf meinen offenbaren Rundrücken, missbilligend, wie mir schien, als wäre ihm unerklärlich, wie man eine solche Haltung auf Dauer aushalten könne.

Das fand ich nicht eben freundlich, was mir wohl anzusehen war, denn er lächelte umgehend und willigte ein: „Also gut, die Füße. – Und die Beine“, setzte er aber hinzu: „Lay down, and we will see...“

Unterdessen hatten sich meine Frau und die Kinder zum Baden fertiggemacht. Glänzend von Sonnenmilch und mit Schwimmflügeln, Taucherbrille, Luftmatratze und Handtüchern bewaffnet standen sie in der Tür, als ich mich gerade meiner Shorts entledigen wollte.

„Aber Papa!“, rief meine Tochter entsetzt: „Der Masseur darf doch nicht deinen Zipfel sehen!“

Carlos sah diskret zur Seite, obgleich ich doch annahm, er würde nicht verstanden haben, was sie gesagt hatte.

„Nein“, versuchte ich, meine Tochter zu beruhigen: „So ist das eigentlich nicht gedacht bei einer Massage.“ Und ich zeigte auf meine baywatchrote Badehose, die ich schließlich immer noch trug; aber ich war mir nicht sicher, ob sie mir glaubte, dass ich wirklich die ganze Wahrheit über den Ablauf einer Massage enthüllt hatte. Jedenfalls redete sie, während die drei zum Pool abzogen, weiter auf meine Frau ein, und die lachte und streichelte ihr über den Kopf. Ich mochte lieber nicht wissen, welche Sorgen sich meine Tochter noch so machte. Jedenfalls war ich nun mit Carlos allein und legte mich, seinen knappen Anweisungen folgend, rüchlings auf die transportable Liege.

Es stellte sich schnell heraus, dass Carlos tatsächlich kein gewöhnlicher Wellness-Masseur, sondern ausgebildeter Osteopath war. Er untersuchte zunächst meine Füße, das heißt, er tastete sie ab, bewegte die Gelenke, streckte die Zehen und strich mit festem Druck am Innenrist entlang.

„As I said“, stellte er fest, „your feet are fit.“

Dann bat er, ich solle mich auf den Bauch drehen, damit er meine Beine untersuchen könne. Carlos strich mit den Fingerkuppen über Waden und Oberschenkel, presste gelegentlich fest mit dem Daumen auf einen Muskel und fragte: „Tut das weh?“ Ich meinte erst, er scherze, bis er schließlich Muskelgruppen in meinen Beinen aufspürte, deren Existenz mir nicht einmal bewusst gewesen war, und die, sobald er seine Finger darauf presste, heftig schmerzten. Also war das Wohlbefinden bei den zurückliegenden Fußmassagen nicht weit genug aufgestiegen, und Carlos hatte Recht: Meine Beine verdienten mehr Aufmerksamkeit. Bei den Schmerzen, den mir seine Akupressur-Untersuchung beschert hatte, wagte ich gar nicht, mir auszumalen, was ich hätte ausstehen müssen, wenn er sich um meine Schulterpartie bemüht hätte.

Zu meiner großen Überraschung knetete Carlos die verspannten Muskeln nicht etwa, sondern löste die Verspannungen mit einigen pressenden Handgriffen und Dehnungsübungen. Dabei erklärte er mir, welche Auswirkungen die Verkürzung verspannter Muskeln auf Gelenke und innere Organe haben könne. Ich fühlte mich bestens aufgehoben.

Während Carlos auf die andere Seite der Liege wechselte, um sich auch meinem anderen Bein widmen zu können, stellte ich die in einem Urlaubshotel wohl naheliegendste Smalltalk-Frage: „Where do you come from?“

„Argentina“, antwortete er und erzählte, dass sein Großvater 1919 von Lanzarote nach Argentinien ausgewandert sei. Vor zehn Jahren sei er, Carlos, wieder zurückgekehrt, um auf der Heimatinsel seiner Großeltern eine Familie zu gründen. Das fand ich spannend. Ich stellte mir die dramatische Überfahrt des Großvaters nach Südamerika vor und dass er eine Mestizin geheiratet hätte – daher das indianische Etwas in Carlos' Gesicht! – und wie Carlos dann, der alten Heimat wieder zu ihrem Recht verhelfend, zwei Generationen später den Rückweg angetreten hatte. Ein „Isleño“ (wie die kanarischen Einwanderer in Südamerika genannt wurden) war wieder zum „Canario“ geworden, einem Einheimischen.

„And you?“, fragte Carlos zurück. Also hatte er, stellte ich erleichtert fest, nicht bemerkt, dass meine Tochter Deutsch gesprochen hatte, geschweige denn, dass er hätte verstehen können, worüber sie so aufgebracht gewesen war.

„Germany“, antwortete ich. Da hielt Carlos inne.

„Really?“, fragte er, und ich hätte dieses ›really?‹ nicht einzuordnen gewusst, wäre er nicht ohne Übergang ins Erzählen gekommen. In Argentinien, erfuhr ich, sei er in einem Ort aufgewachsen, in dem vorwiegend Deutsche lebten, Einwanderer. Er sei auf die deutsche Schule gegangen, weil sie die beste am Ort gewesen sei und hätte Deutsch gelernt.

„Nein!“, durchfuhr es mich: Also hatte er womöglich doch...

„Ich erinnere mich noch“, fuhr er in stockendem, aber fehlerfreien Deutsch fort, „Ich erinnere mich an die Namen meiner Mitschüler: Gert, Susanne, Kurt, Heinz ... Ich war als Jugendlicher in eine Christina verliebt, eine Schönheit mit blonden Zöpfen. Aber es wurde nichts daraus. Das waren ganz feine Leute, die Deutschen. Sie waren so stolz auf ihre Sprache und ihre Kultur.“

Ich wagte nicht, Carlos anzusehen. „Am Brunnen vor dem Tore...“, begann er zu summen und lockerte entgegenkommend den dehnenden Druck auf meinen Oberschenkel, als wollte er mir Gelegenheit geben, in das Lied einzustimmen. Aber mir war nicht nach Singen.

„Wann“, fragte ich, während ich von der Liege aufstand, um mich wieder anzuziehen: „Wann sind diese Deutschen denn nach Argentinien gekommen?“

Carlos hielt inne, und dann begann er, seine Wunderliege wieder zum Schrankkoffer zusammenzufalten, als müsste er genau überlegen, was er antworten sollte. Er zögerte so lange, dass ich schon bedauerte, überhaupt gefragt und ihn, was offenbar geschehen war, damit aus seinen nostalgischen Erinnerungen gerissen zu haben.

„Well“, sagte er schließlich, und obgleich er noch eben so bemüht gewesen war, blitzblankes Deutsch zu sprechen, antwortete er auf Englisch: „Most of them had come right after the war.“



Foto: Berghaus Gut Kreisau VII, Hubert Dammer

Stephen Tree – Esthers Kinder



Foto: Archiv Stephen Tree

Dies ist die Geschichte der ältesten heute noch bestehenden jüdischen Diaspora, die Geschichte der persischen Juden. Sie beginnt 722 v. Chr. mit dem Untergang des israelischen Nordreichs, als der babylonische König die besiegte Bevölkerung *in die Städte der Meder* deportiert, in den Nordwesten des heutigen Iran, und setzt sich nach Zerstörung des ersten Tempels im Sommer 586 v. Chr. fort, als auch die Bevölkerung Judäas ins Exil muss; nicht nur nach Babylon, wo sie *ihre Harfen an Trauerweiden aufhängen*, sondern auch (laut mehreren islamischen Quellen) in die Stadt Isfahan, die zeitweise „al-Yahudiyya“, „Judenstadt“, geheißen und deren Boden- und Klimabeschaffenheit, einer Tradition der persischen Juden zufolge, der Jerusalem entsprochen haben soll.

So leben sie bereits Jahrhunderte unter Persern, als deren König Kyros II., „der Große“, sich 537 v. Chr. Erfolgreich gegen die Babylonier erhebt und den gefangenen Juden die Rückkehr in ihre alte Heimat und den Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem möglich macht. *So spricht Kyros, König der Perser: Mich hat ernannt zum Herrn der Erde der Gott Israels, der höchste Herr, und hat mir befohlen, ihm ein Haus zu bauen in Jerusalem, der Stadt in Judäa.*

Ein schwieriges, sich über mehrere Generationen hinziehendes Unterfangen, dem sich damals keineswegs alle Juden anschließen - handelt es sich doch um einen neuerlichen Aufbruch in ein zerstörtes und verwüstetes Land, dessen verbleibende Bewohner den Rückkehrern nicht nur freundlich gesinnt sind. Die Juden von Schiraz haben später alles, was ihnen an Unglück zustieß, darauf zurückgeführt, dass sie damals nicht auf den Ruf zur Rückkehr gehört hätten. Die Neugründung des jüdischen Staatswesens in Judäa wird tatkräftig durch den persischen Königshof unterstützt. Nehemia, Namensgeber des entsprechenden Bibelabschnitts, der die Mauern Jerusalems wiedererrichtet, ist ein hoher jüdisch-persischer Hofbeamter im Range eines königlichen Mundschenks.

Nehemias König, Artaxerxes II., ist bereits Anhänger des Zoroastrismus, dessen Priester, die Mager, Anspruch auf politische Macht erheben, indem sie ihren Glauben als einzig verbindliche persische Staatsreligion durchsetzen wollen, was zu Spannungen mit anderen religiösen Gruppen führt. Damals könnte sich der Vorgang abgespielt haben, der für die Geschichte der persischen Juden, die sich als „Esthers Kinder“ bezeichnen, und für das Judentum insgesamt von zentraler Bedeutung ist: die Geschichte von der größten Gefährdung und Errettung der Juden, *Das Buch Esther*, das einzige biblische Buch, in dem Gott nicht vorkommt und das ausschließlich im Diesseits spielt, in einem sehr persischen Exil. Der politisch-irdische Charakter wird auch durch den Namen des Festes verdeutlicht, das an diese Ereignisse erinnern soll: „Purim“, von „Pur“, dem „Los“ abgeleitet, das so oder so fallen kann.

Im Mittelpunkt steht ein schönes jüdisches Mädchen, Hadassah/Esther, das, wie viele Juden im Exil, einen jüdischen und nicht-jüdischen Vornamen hat. Als König Ahasweros - Artaxerxes II.? - seine bisherige Frau, Washti verstößt, wird sie deren Nachfolgerin. *Esther aber entdeckte ihr Volk und ihre Geburt nicht, denn Mordechai [ihr Onkel und Vormund] hatte ihr verboten, es zu entdecken.*

Der König ernennt einen Großwesir, Haman, der sich von Esthers Onkel provoziert fühlt. *Aber es schien ihm verächtlich, an Mordechai allein Hand anzulegen, da man ihm das Volk Mordechais angezeigt hatte, sondern Haman suchte alle Juden zu vertilgen [...].* Er setzt einen Tag fest, an dem, auf königlichen Befehl, sämtliche Juden des persischen Reiches mit seinen *hundert und siebenundzwanzig Landschaften* umgebracht werden sollen. Esther wagt auf Mordechais Bitte das lebensgefährliche Unterfangen, sich dem König ungebeten zu nähern. Sie offenbart dem König ihr Judentum, und stellt klar, dass bei der von ihm befohlenen Ermordung der Juden auch sie gemeint wäre. Worauf der König Haman aufhängen lässt, am selben Galgen, den dieser eigentlich für Esthers Onkel Mordechai errichtet hat. Da ein königlicher Befehl nicht zurückgenommen werden kann, wird den Juden das Recht auf Selbstverteidigung gewährt. *Die [...] Juden in den Landschaften des Königs versammelten sich und standen für ihr Leben ein, und schafften sich Ruhe vor ihren Feinden und töteten von ihren Hassern fünfund-siebenzigtausend [...].*

Haman wird für die Juden zum Inbegriff des Judenhassers - ebenso wie für die Judenhasser selbst, die sich gerne mit ihm identifizieren und als seine Rächer sehen. Während die Juden bis heute am 14. Adar (Anfang März) Purim feiern - die Feier des Überlebens im Exil und das einzige jüdische Fest, das noch nach Ankunft des Messias gefeiert werden soll. Das Buch Esther wird in der Synagoge vorgelesen, wobei die Zuhörer bei jeder

Erwähnung des Namens Haman Krach schlagen, und Ausgelassenheit und Freude an den Tag legen. Man spielt die Geschichte von Esther, Ahasweros und Haman nach, wobei Haman die Narrenrolle zukommt - wenn er nicht, wie in Schiraz gebräuchlich, von den Kindern als lächerliche Puppe auf dem Hof verbrannt wird.

Als im Jahre 70 der Zweite Tempel im Jerusalem durch die Römer zerstört und das Königreich Juda in Schutt und Asche gelegt wird, übernimmt die persische Diaspora an den im persischen Machtbereich befindlichen Lehranstalten von Babylon und Pumbedita die geistige Führung des Judentums. Dort wird, in der damaligen Umgangssprache, auf Aramäisch, in hebräischen Buchstaben, die bisher nur mündlich weitergegebene Auslegung zu Bibel und Gesetz schriftlich festgehalten - der „Babylonische Talmud“, das gewaltige Kompendium der jüdischen Religion, dessen reiche Vielfalt frommen Deutern späterer Generationen ermöglicht, ihre Lebens- und Glaubensform unterschiedlichen Zeitumständen und klimatischen Bedingungen anzupassen.

226 gelangt die Dynastie der Sassaniden an die Macht, unter deren Herrschaft es mehrmals zu Judenverfolgungen kommt. Viele Juden fliehen, einige bis nach China, wo sie Gemeinden gründen, die noch Mitte des 19. Jahrhunderts Bestand haben.

Der 642 erfolgende Sturz der Dynastie durch die muslimischen Araber dürfte von den persischen Juden mit Erleichterung zur Kenntnis genommen worden sein. Der Islam betrachtet Juden, Christen, und, in Persien, die Anhänger des Zoroaster als in ihrem Glauben zu belassende „Dhimmi“, also „Schutzbefohlene“, denen man ein halbwegs gesichertes Aufenthaltsrecht zugesteht, das sie sich durch eingeschränkte Rechte und Sondersteuern erkaufen müssen.

Anfangs geht alles gut. Wie ihre Landsleute behalten die persischen Juden, auch nach der arabischen Eroberung, die neupersische Sprache bei, die sie in den ihnen geläufigen hebräischen Buchstaben schreiben. Wie beim ersten erhaltenen neupersischen Sprachdokument, dem Fragment eines persisch-jüdischen Geschäftsbriefs von 750, wo sich ein Kaufmann mit einem Geschäftsfreund in China über die eingebrochenen Preise auf dem Schafmarkt, Musikunterricht für eine Sklavin, und eine Großbestellung von Tuchballen und Narden austauscht.

Als der jüdische Reisende Benjamin von Tudela 1173 Persien besucht, sieht er große, blühende Gemeinden. *Das Land ist sehr weiträumig.* Er berichtet vom Streit der beiden Stadthälften von Hamadan um den glückbringenden Sarg des Propheten Daniel (ein weiterer persischer Jude) - der, auf Geheiß des Schahs, schließlich mit eisernen Ketten unter der die beiden Stadtteile verbindenden Brücke aufgehängt worden sei. Wobei das heute noch bestehende Grabmal Daniels in Hamadan tatsächlich dicht am Fluss liegt.

Mit dem Einfall der Mongolen um 1256 komplizieren sich die Verhältnisse: zum einen erfolgt ein schwerer Zivilisationseinbruch, unter dem die Juden genauso leiden wie alle übrigen, zum anderen schaffen die Mongolen den „Dhimmi“-Status ab und stützen sich bei der Machtausübung gern auf Minderheiten, was diesen zwar Aufstiegschancen bietet, sie jedoch zugleich bei der Mehrheitsbevölkerung nicht beliebter macht. Ein jüdischer Wesir bezahlt seinen Aufstieg mit dem Leben - und mit ihm viele unbeteiligte Glaubensgenossen, deren blutige Verfolgung laut dem christlichen Historiker Bar Hebraeus *keine Zunge nennen und kein Stift niederschreiben kann.* Ein dreißigjähriger jüdischer Arzt rettet sich durch Übertritt zum Islam und wird als *Raschid ad-Din* der berühmteste Gelehrte der Mongolenzeit. Er bringt es zum Großwesir und ist maßgeblich daran beteiligt, dass die mongolischen Herrscher den Islam annehmen. Bis er nach dem nächsten Thronwechsel den Tücken seines Amtes zum Opfer fällt: Hinrichtung wegen Hochverrat.

1501 gelangt eine schiitische Dynastie zur Macht, deren mystisch-ekstatische Religionsauffassung mit stark ausgeprägten Reinheitsgeboten und einer (wie seinerzeit die Mager) um öffentlichen Einfluss bemühten Geistlichkeit das Leben der jüdischen Minderheit nachhaltig erschwert. Von nun an müssen sich Juden kennzeichnen - durch abgesetzte farbige Flicker auf der Kleidung, Schellen am Tschador und anderes mehr. Sie dürfen nur noch bestimmte, für sie und andere Nicht-Muslime reservierte öffentliche Bäder besuchen, müssen sich am Rande von Plätzen vorbeidrücken, dürfen nicht mehr rittlings auf Eseln reiten, ihr Gesicht nicht verschleiern, keine Häuser bauen, die höher als die von Muslimen sind, während bereits bestehende umgebaut werden müssen. Eine von einem Juden einmal berührte Ware gilt als gekauft, wenn es regnet oder schneit, ist ihnen der Ausgang verboten, um die Reinheit moslemischer Passanten nicht durch Spritzer zu gefährden, und ein zum Islam übergetretener Jude rückt zum einzig Erbberechtigten seiner Familie auf. Dennoch bleiben die jüdischen Gemeinden bestehen und versuchen pragmatisch mit der nicht immer leichten Situation umzugehen. Die Gassen der Judenviertel werden schmal und winkelig angelegt, die Häuser weisen keine Fenster zur Straße und nur etwa anderthalb Meter hohe Eingangstüren auf, die man - wie das Grabmal Esthers und Mordechais - nur in gebückter Haltung passieren und damit nicht erstürmen kann. Juden übernehmen wichtige kulturelle Funktionen, die den Schiiten aus religiösen Gründen verboten sind: den Weinbau und das Winzerwesen, das ausschließlich von Männern und Knaben betriebene Schauspiel, und, besonders bedeutsam, die Musik.

In dieser Epoche legen sich „Esthers Kinder“ eine zweite, ebenfalls weibliche Schutzpatronin zu: Serach Bat Ascher, die Thomas-Mann-Lesern aus dem letzten Band der Josephs-Tetralogie bekannte sangeskundige Enkeltochter Jakobs, die diesem als junges Mädchen singend Josephs Weiterleben verkündet hatte, wofür er ihr wünschte, dass sie den Tod nie schmecken möge - ein Segen, der sich weitgehend erfüllt haben soll. In persisch-jüdischer Wahrnehmung ist Serach in Kanaan einem verirrt Schaf in eine Höhle nachgestiegen, die sich als ungewöhnlich lang erwies - und in der Nähe von Isfahan ans Tageslicht gelangt. Während einer besonders schlimmen Verfolgungswelle um 1650 soll sie sich in eine weiße Hirschkuh verwandelt und den damaligen Schah Abbas II. dazu gebracht haben, ihr in diese Höhle nachzujagen - die sie daraufhin verschloss, und erst wiedereröffnete, nachdem der Schah ihr eidlich versichert hatte, von den Juden abzulassen. Die Höhle, in deren innersten Tiefe man das Land Israel gerade noch erkennen könne, ist, wie Serachs nahegelegenes Grab, in das sie nach einem tausendjährigen Dasein dann doch irgendwann fand, zu einer wichtigen Pilgerstätte der persischen Juden geworden, die gern zum jüdischen Neujahr aufgesucht wird.

Ihrer Neigung zu Serach entsprechend, finden sich die großen religiösen Leistungen der persischen Juden vor allem in der Mystik und Exegese. Neben einer reichen religiösen Literatur verfassen sie viele judäo-persische Nacherzählungen biblischer Vorgänge in gereimten Verspaaren, die sie in kostbaren, mit schönen Miniaturen geschmückten Handschriften festhalten – ebenso wie eine Chronik der schweren Verfolgungen unter Abbas II., mit denen sich die Serach-Sage befasst.

Mitte des 19. Jahrhunderts wird ein Prager Jude, der Arzt Jakob Eduard Polak, nach Teheran berufen, um an der neu gegründeten Universität Medizin zu unterrichten. Was er, wegen unfähiger Dolmetscher, notgedrungen bald auf Persisch tut, mit von ihm auf Persisch diktierten Lehrbüchern. Seine 1865 erschienenen zweibändigen „Ethnographischen Schilderungen“ über *Persien, das Land und seine Bewohner* sind noch heute ein Klassiker; er liebt die persische Literatur, die persische Küche und die persische Kultur, der er auch nach seiner Rückkehr nach Wien verbunden bleibt. Er gilt als Mitbegründer der modernen Iranistik und hat viel für die Verständigung zwischen Europa und Persien getan.

Was die Lage der persischen Juden betrifft, ist seine Einschätzung eindeutig: *Sie leben im äußersten Druck und Elend*. Neben ihrer sozialen Ausgrenzung sind sie der Willkür korrupter Gouverneure preisgegeben und einer hohen Kopfsteuer unterworfen. Ihretwegen wendet er sich an die soeben in Paris gegründete jüdische Selbsthilfeorganisation „Alliance Israélite Universelle“, die nach fast zwanzigjährigen Verhandlungen 1898 die ersten modernen jüdischen Schulen im Iran eröffnen darf – und zwar nicht nur für Knaben, sondern ausdrücklich auch für Mädchen. Dies ermöglicht den Französisch-kundigen Absolventen der „Alliance-Schulen“ den Zugang zur europäischen Bildung und der neu aufblühenden Ölindustrie.

Die Aufsteiger ziehen dann aus den jüdischen Vierteln in angenehmere Teile der Städte um, und verkehren gleichberechtigt mit den Muslims ihrer sozialen Sphäre, während die Ärmeren in den engen Quartieren der Innenstadt verbleiben, in denen sie sich sicher fühlen, und aus denen sie nur an Festtagen gemeinsame Ausflüge in die eintrittspflichtigen öffentlichen Parkanlagen machen – lange die einzige Möglichkeit für junge Judenstadtbewohner, vorsichtig und von weitem mögliche Ehepartner ins Auge zu fassen.

Der nächste Modernisierungsschub erfolgt nach der Machtübernahme durch Reza Schah Pahlavi von 1925, einem hohen Militär, der sich als „Atatürk“ des Iran versteht, und den Juden die gesetzliche Gleichberechtigung verleiht. Im Zweiten Weltkrieg wird Teheran zur wichtigen Zwischenstation für jüdische Flüchtlinge, darunter für 1'000 polnisch-jüdische Kinder, von denen einige im Lande bleiben. Sein Sohn, der junge Mohammad Reza Schah Pahlavi ist der erste muslimische Herrscher, der den 1948 gegründeten jüdischen Staat de facto anerkennt und gute Beziehungen zu ihm pflegt.

Etwa 50'000 persische Juden wandern nach Israel aus, meist aus ärmeren Schichten, darunter der in Teheran geborene ehemalige Generalstabschef und Verteidigungsminister Schaul Mofaz, der neue Leiter der oppositionellen Kadima-Partei, und der nicht immer glücklich agierende ehemalige Staatspräsident Mosche Katzav. Man geht von einer Viertelmillion Israelis mit persischen Wurzeln aus.

Um 1960 beginnt das „goldene Zeitalter“ der persischen Juden, in dem sie in kurzer Zeit enorme wirtschaftliche und politische Fortschritte machen - mit der historischen Erfahrung, dass dies ausschließlich vom guten Willen eines nicht überall im Lande beliebten Herrschers abhängt, während die Geistlichkeit nicht aufhört, gegen sie zu hetzen.

Am 1. April 1979 wird die Islamische Republik ausgerufen, am 9. Mai steht der prominenteste Jude Persiens, der siebzehnjährige Habib Elghanian, ein erfolgreicher Industrieller und Philanthrop, vor einem Erschießungskommando: wegen „Korruption“, „Wirtschaftsimperialismus“, „Spionage für Israel“ sowie „feindlichem Verhalten gegen Gott und seine Gesandten“. Elghanian war Anfang 1978, zu Beginn der Islamischen Revolution, trotz

Bitten von Familie und Freunden aus Amerika nach Teheran zurückgekehrt, um seiner Verantwortung für die von ihm vertretenen Juden gerecht zu werden. Sein Leichnam wird erst nach schwierigen Verhandlungen zur Beerdigung freigegeben.

Das löst eine große Emigrationswelle aus, bei der 75'000 der damals 100'000 Juden das Land verlassen. Etwa ein Viertel von ihnen geht nach Israel, 30'000 bis 40'000 in die USA, die meisten nach Kalifornien, wo sie ein Fünftel der Einwohner von Beverly Hills stellen sollen. Die 25'000 im Iran verbliebenen bilden heute die größte jüdische Gemeinde im Nahen Osten außerhalb Israels. Sie ziehen sich in ihre Religion zurück, die sie frei praktizieren dürfen, und stellen einen offiziellen Vertreter im iranischen Parlament. Der bei Berichten über Anklagen gegen Juden wegen „Spionage für das zionistische Gebilde“ die ausländischen Medien bittet, von öffentlicher Kritik abzusehen, da dies die Lage der Betroffenen nur verschlimmere.

Noch bis vor Kurzem herrschte in Persien ein Großwesir, dessen Sympathie für seinen Vorgänger Haman so weit ging, dass er Esther und Mordechai als „Massenmörder“ beschimpfte und 2010 die Plakette „Heilige Stätte“ von deren Grab entfernen ließ. Von der aktiv feindseligen Haltung der Islamischen Republik gegenüber Israel nicht zu reden. Man möchte hoffen, dass, wie im Buch Esther, das Zusammenwirken kluger Menschen und glücklicher Umstände „Esthers Kindern“ die militärische Auseinandersetzung zwischen dem neugegründeten Staat der Juden und dem sich neu behaupten wollenden Reich der Perser, in dem sie so lange und, trotz allem, gerne, beheimatet waren, erspart.



Foto: Berghaus Gut Kreisau VIII, Hubert Dammer

Eugenie Trützschler – Wie der Münchner Stadtplan Frantas Ehre rettete

Prag – Zbraslav 12. März 1982

Genosse Lockenkopf stand wie gewöhnlich zwischen 8.30 – 9.00 Uhr in der Früh mit einem mit Wodka voll gefüllten Senfglas am Fenster seines Büros in der Bartolomejska und betrachtete nachdenklich die vorbeigehenden Passanten. Als das Telefon an seinem Schreibtisch zum dritten Mal läutete, drehte sich der schlanke schwarzhaarige junge Mann widerwillig vom Fenster weg, nahm den Hörer ab: „Hallo“

Als er das Knacken im Apparat hörte, wusste er, es ist Karel, sein Kontaktmann an der Tschechoslowakischen Botschaft in Bonn.

„Hallo“, wiederholte Genosse Lockenkopf.

Dem Knacken folgte ein kurzes Husten.

Karels Stimme klang besonders rau: „Die Frau von der Aktion Nikola muss in den nächsten 24 Stunden in Prag sein. Du weißt schon.“

Die Leitung wurde unterbrochen. Genosse Lockenkopf hängte die Telefongabel ein, dann kehrte er zum Fenster zurück. Doch anders als vor dem Gespräch, konnte er sich jetzt auf die Vorbeigehenden kaum konzentrieren. Das Gesicht der jungen Frau, die nach vielen Monaten Pause wieder kommen sollte, mischte sich solange in das der vorbeigehenden Frauen, bis es mit den anderen verschmolz. Er sah nur noch sie, ihre halblangen dunkelblonden Haare, ihre schlanke Figur. Genosse Lockenkopf musste sich zugestehen, dass er sich über ihr Kommen freute, sogar sehr.



Foto: Archiv Eugenie Trützschler

Nicht nur diese Tatsache war der Grund dafür, dass der Genosse Lockenkopf am kommenden Tag bereits um 7.50 Uhr, also kurz vor dem Zeitpunkt der offiziellen Eröffnung der polizeilichen Meldestelle für Ausländer und im westlichen Ausland lebenden tschechoslowakischen Staatsangehörigen, in der unmittelbaren Nähe des alten Friedhofes Olšany durch den Hinterausgang in die Räume der Behörde ging und sich in den Warteraum setzte. Vor sich breitete er die heutige Rude Pravo aus und begann darin zu lesen.

Kurze Zeit nachdem um 8.00 Uhr der Haupteingang geröffnet wurde, betraten gleich neun Menschen den Warteraum. Wie immer war auch diesmal Elisabeth unter den ersten.

Um 9.05 Uhr stieg er in dieselbe Straßenbahn wie Elisabeth ein. Anders aber, als bei den bisherigen Besuchen, stieg sie nicht in der Stadtmitte, sondern am Busbahnhof aus.

Hier von Elisabeth unbemerkt auszusteigen war angesichts der zahllosen Menschen, die mit ihm ausstiegen, für den Genossen Lockenkopf problemlos. Er folgte ihr die paar Hundert Meter bis zur Haltestelle der Busse, die in Richtung Zbraslav führen.

Auf dem geräumigen Platz in Zbraslav waren sie die einzigen beiden Fahrgäste, die ausstiegen. In diesem Moment lächelte Elisabeth den Genossen Lockenkopf an. Während er spürte, wie gegen seinen Willen sein Gesicht rot wurde, drehte sich Elisabeth von ihm ab und ging mit schnellen Schritten in die Richtung des Schlosses. Genosse Lockenkopf folgte ihr in einem möglichst großen Abstand und überlegte, ob er ihr in das für ihn unbekanntes Schloss folgen sollte oder nicht. Die Variante ihr ins Schloss zu folgen, verwarf er in dem Augenblick als er das Gasthauschild: „Zum König Wenzel“ sah. Genosse Lockenkopf sagte sich, dass eine kleine Erfrischung ihm guttun würde und betrat den Ausschank. Wie in den tschechischen Kneipen üblich, standen trotz der frühen Tagesstunde schon vier Männer im Monteuranzug am Ausschank und tranken Bier.

Als sie Genosse Lockenkopf hineintreten sahen, begannen sie alle zu lachen.

„Was machst du hier“, fragte der Langhaarige und Langbärtige unter ihnen.

Nachdem der Kellner, ohne ihn irgendetwas zu fragen, vor den Genossen Lockenkopf ein großes Bier hingestellt hat, antwortete Genosse Lockenkopf: „Einen Ausflug.“

Die Männer lachten wieder.

„Ich habe noch nie jemanden gesehen, der einen Ausflug im Anzug macht“, meinte der Langhaarige und Langbärtige.

„Du bist noch zu jung. Wahrscheinlich geht der Herr in die Schlossgalerie und hat sich deswegen fein gemacht“, vermutete der dicke Arbeiter, der wohl der älteste unter ihnen war.

„Du hast Recht, zum König Wenzel kann er nicht gehen, den hat man ja umgebettet ... Prost meine Herren.“

Praktisch im selben Moment wie der Langhaarige und Langbärtige hoben gleichzeitig alle fünf Männer ihren Bierkrug. Als sie ihn wieder hinstellten, war der Krug des Genossen Lockenkopf der einzige, der nicht leer war.

„Also doch im Dienst, habe ich es doch gewusst.“ Der Langhaarige und Langbärtige lächelte mitleidig.

„Nein, nein, echt ein Ausflug“, widersprach Genosse Lockenkopf.

„Wohin denn also ... wenn ich fragen darf ... das Schloss hat wegen Renovierung geschlossen.“

Genosse Lockenkopf erschrak so, dass er beinahe den Krug aus der Hand fallen ließ. Der Langhaarige und Langbärtige fing ihn geschickt auf: „Pavel weiß immer alles. Im Gegensatz zu uns ist er nämlich kein echter Arbeiter, er war mal Professor....Außerdem säubern wir und das bereits seit Wochen, jede einzelne Skulptur im Schloss. Prost meine Herren.“

Ohne auf diese Feststellung einzugehen, fragte Genosse Lockenkopf: „Sie denken also, es ist unmöglich, jetzt ins Schloss hineinzukommen.“

„Sicher, außer Sie kommen von der Baubehörde, das kommen Sie offensichtlich nicht ... und zu einem der Leute, die in den Nebengebäuden ihre Werkstätten haben, wollen Sie, wie Sie aussehen, auch nicht.“

Genosse Lockenkopf stöhnte erleichtert: `Da irgendwo wird sie wahrscheinlich sein`.

„Da sind wirklich Werkstätten?“ Da Genosse Lockenkopf überrascht war, klang seine Stimme glaubwürdig.

„Ja, in den Gebäuden, in denen früher die Dienerschaft untergebracht war. Da hat zum Beispiel ein Restaurator eine Werkstatt, dann ein Geigenbauer und ein Steinmetz.“

„Interessant, interessant meine Herren.“

„Jungs, wir müssen jetzt ... es tut uns leid, wir können Sie nicht mitnehmen“, stellte der dicke ältere Arbeiter fest.

Der Langhaarige und Langbärtige klopfte Genossen Lockenkopf auf die Schulter: „Wenn Sie eine Monteurhose anhätten ... ginge es ... aber in diesem Anzug ... nein, beim besten Willen nicht.“

„Ich komme mit, bis zum Eingang“, schlug Genosse Lockenkopf.

Da er sich vor dem Gasthaus zwischen die vier Männer eingereiht hatte, bemerkte ihn Elisabeth, als sie aus Frantas Werkstatt herauskam, nicht.

Genosse Lockenkopf wartete bis Elisabeth weit genug entfernt war, dann trat er an das kleine Haus, aus dem sie gerade herausgekommen war. Nachdem er das Namenschild gelesen hatte, ging er selbstzufrieden zur Bushaltestelle zurück.

*

Wieder in seinem Büro zurück, veranlasste er bei der Zentrale der Staatssicherheit, der zuständigen Meldebehörde, der zuständigen Polizei, der Pass- und Visastelle und der Gewerkschaft für Restaurateure, dass ihm alle nur zur Verfügung stehenden Materialien über diesen Franta besorgt werden.

Prag – Zbraslav 26. März 1982

Genosse Lockenkopf blätterte gerade in den für ihn interessanten Unterlagen über Franta und überlegte, welchen Anlass er wählen sollte, um Franta in seiner Werkstatt aufzusuchen. Aus den Gedanken riss ihn das Klingeln des Telefons.

„Hier Česká Kubice, gerade haben wir einen Mann abgefertigt, der im Namen der staatlichen Restaurationsbetriebe aus München nach Prag ein Bett einführt.“

„Wer ist am Apparat“, fragte Genosse Lockenkopf, dem diese Mitteilung absurd erschien.

„Hier ist der Zoll.“

Genosse Lockenkopf schüttelte ungläubig mit dem Kopf: „Was führt er ein, ein Bett?“

„Ja, es muss sich um den Mann handeln, über den du Genosse Informationen sammelst. Der Auftragsgeber ist die in München wohnhafte Elisabeth Novak.“

„Ein Bett ... Besten Dank Genosse, du hast mir eine große Freude bereitet.“

*

Da es für diese Jahreszeit zu warm war, beschloss Genosse Lockenkopf nach dem Mittagessen nicht mehr in sein kühles und stets dunkles Bürozimmer zurückzugehen, sondern nach Zbraslav - selbstverständlich dienstlich - zu fahren. Um pünktlich 15.00 Uhr beim Dienstschluss wieder zurück in Prag sein zu können, nahm er sein Dienstfahrzeug, einen Lada.

*

Seit dem Augenblick, in dem ihm der bis dahin unbekannte Mann auf einem alten Holzstuhl gegenüber saß, Bier trank und sie ein lockeres Gespräch über das heutige Wetter und den daraus resultierenden Durst führten, überlegte Franta, was dieser Mann von ihm will.

Als der Fremde sagte: „Sie wissen, dass Sie zu den Reisekadern unseres Staates gehören. Das ist eine Ehre, die nur wenige Bürger genießen und natürlich auch eine Verpflichtung“, war ihm klar, woher der Mann kam.

Franta nickte zustimmend und schwieg.

„Sie wissen, dass Sie im Ausland als der Repräsentant unseres sozialistischen Staates, der Bauern und Arbeiter betrachtet werden.“

Franta, dem die Belehrung auf der einen Seite lächerlich vorkam, auf der anderen sie ihn aber beängstigte, nickte wieder, dann versteckte er seinen Kopf in dem Bierkrug. Nach mehreren langen Schlucken fühlte er sich wieder ruhiger und selbstsicher. `Ich muss ihn ablenken`, sagte er sich und zeigte auf die in der Nähe stehenden Bettteile: „Ich bin mir nicht sicher, aber ich nehme stark an, dieses Bett stammt noch aus der Zeit Ludwigs des XIV.“

Genosse Lockenkopf lachte, einfacher und schneller als er dachte, hat er Franta bei dem Zweck seines Besuches: „Ich stelle mir vor eine schöne Frau liegt drinnen.“

„Ja, es gehört einer Frau.“

„Schlank, halblanges hellbraunes Haar...Ich stelle mir vor wie das so sein muss, mit ihr gemeinsam drinnen zu liegen ... Man würde wahre Wunder erleben, oder?“

Franta sah träumerisch in die Ferne: „Ich muss zugestehen, das habe ich mir schon oft vorgestellt ... und ich kenne diese Frau und sogar ganz gut.“

„Wenn wir beide das nicht erleben können ... wäre es nicht interessant, sich das wenigstens anzuhören?“

„Ich weiß nicht.“

„Aber denken Sie mal nach. So ein Bettgeflüster ist doch immer reizend.“ Als Genosse Lockenkopf Frantas skeptisches Gesicht sah, fügte er hinzu: „Nur wir beide würden es uns gemeinsam anhören ... Ich würde eine echten Sliwowitz mitbringen.“

„Das klingt nicht schlecht ... Aber technisch nicht machbar.“

„Aber mein Freund...ich darf doch Freund sagen?“

Während Franta nickte, zog Genosse Lockenkopf ein kleines Abhörgerät aus der Hosentasche: „An alles gedacht ... Jetzt muss ich mich aber beeilen ... Dienstschluss ruft, bis zum nächsten Mal.“

*

Während Genosse Lockenkopf um 15.05 Uhr selbstzufrieden an der Stechuhr vor dem Haupteingang in die Bartolomejska stand, begann Franta im Gasthaus „Zum König Wenzel“ den vier Männern im Monteuranzug am Ausschank seine Begegnung mit dem Genossen Lockenkopf zu schildern.

„Neulich war hier ein so Pinkel im Anzug ... schlank, schwarzhaarig, ... jung ... ich kann mich genau an ihn erinnern ... er wollte ins Schloss und dann ließ er sich vom Professor erklären, was mit den Nebengebäuden ist“, erklärte der Langhaarige und Langbärtige.

„Vielleicht ist er von der Staatsicherheit“, meinte nachdenklich der frühere Professor namens Pavel.

„Daran habe ich auch schon gedacht ... Aber er wollte gar nichts.“

Pavels Gesicht verzog sich zu einer saueren Grimasse: „Einen Fizl, der gar nichts will, den gibt es nicht.“

Franta lachte: „Nur so ein Männerkram, ihr wisst schon ... Die Fizls sind auch nur Männer, Prost meine Herren.“

Nachdem alle Anwesenden ihre Krüge wieder auf den Tresen gestellt hatten, wandte sich der Langhaarige und Langbärtige an Franta: „Raus mit der Sprache, was wollte er?“

„Das ich für ihn ein Abhörgerät ins Bett einbaue.“

Der Langhaarige und Langbärtige lachte: „Das nenne ich originell ... wir alle wollen dann mithören.“

„Ich glaube diese Geschichte nicht ... du musst aber mitmachen, sonst bekommst du Ärger“, warte Pavel Franta.

Prag – Zbraslav 7. - 8. November 1982

Nachdem Genosse Lockenkopf den Anruf bekam, dass Franta gestern wieder aus München zurückgekommen war, entschloss er sich, ihn gleich heute wieder aufzusuchen.

„Ich war zufällig in der Gegend und da wollte ich vorbeisehen und sehen, was es Neues gibt“, sagte Genosse Lockenkopf statt einer Begrüßung.

„Eigentlich nicht viel ... so vor Weihnachten viel Arbeit ... Alle wollen, dass ich ihnen dies oder jenes noch bis zum Heiligen Abend fertig mache.“

„Das verstehe ich ... Sie könnten Hilfe brauchen.“

„Das stimmt, aber von den zentralen Werkstätten bekomme ich niemanden.“

„Vielleicht könnte ich da für Sie ein gutes Wort einlegen“, schlug Genosse Lockenkopf vor.

„Das wäre großartig ... ich wäre da sehr dankbar ... vor allem, wenn ich ins Ausland fahre, bleibt die Arbeit hier liegen ... Manchmal denke ich, dass ich das mit dem Ausland lassen muss.“

„Aber, aber ... Es sind doch Devisen, die Sie unserem Land bringen und die wir dringend benötigen ... apropos ... wann können wir uns das von der Frau anhören?“

„Ich habe es nicht mitgebracht.“

„Sie wollen doch nicht behaupten, dass Sie das Gerät nicht zurückgebracht haben.“ Die Stimme des Genossen Lockenkopf klang verärgert.
„Ich war gar nicht bei der Frau“, log Franta.
„Sie waren aber in München.“
„Ja“
„Dann hätten Sie unter irgendeinem Vorwand hingehen können.“
„Auch ins Schlafzimmer?“
„Natürlich, Sie sind doch der Handwerker ... Sie hätten sagen können, dass Sie etwas noch nachpolieren müssen.“
„Da gibt es nicht zum Nachpolieren ... eine schlampige Arbeit würde meiner Standesehre widersprechen.“
„Mit mir spielen Sie nicht.“ Genosse Lockenkopf drehte sich um und verließ im Eilschritt das kleine Gebäude, die Tür knallte er hinter sich zu.

*

In der Nacht vom 7. auf den 8. November fiel in diesem Jahr der erste Schnee. Es war so kalt, dass er tatsächlich liegen blieb, und da die für die Räumung der Strassen und Gehsteige zuständige staatliche Behörde mit diesem frühen Wintereinbruch nicht gerechnet hatte, blieb nicht nur in Prag, sondern auch in Zbraslav der Schnee liegen.

Die Kälte war für die vier Bauarbeiter Grund genug, dass sie statt um 10.00 Uhr bereits um 9. 00 Uhr auf dem Weg vom Schloss ins Gasthaus „Zum König Wenzel“ durch den bis zu den Knöcheln reichenden Schnee stampften.

„Sieh mal, die Tür zu Frantas Haus ist geschlossen“, stellte der Langhaarige und Langbärtige fest. Der Alte dicke lachte: „Kunststück, bei diesem Wetter wird er aus Prag nicht hinausfahren ... Außerdem kommt er immer später ... ist doch kein Arbeiter.“

„Heute um 7. 00 Uhr war die Tür offen“, erklärte der Langhaarige und Langbärtige.

Der alte Dicke wurde nachdenklich: „Gestern warst du bei der Oktoberrevolutionsfeier ... wahrscheinlich hast du da zu viel gesoffen.“

„Vielleicht ist er doch da“, meinte Pavel, und während die drei anderen Arbeiter bereits weiter „Zum König Wenzel“ gingen, trat er zur Frantas Tür, nahm den Griff in die Hand, öffnete sie und rief: „Franta“. Als er keine Antwort hörte, schloss er die Haustür wieder zu und eilte den anderen Männern nach.

Dass Franta die Haustür nicht abgeschlossen hatte, ließ Pavel keine Ruhe. Nach dem dritten Bier meinte er: „Heutzutage lässt keiner seine Haustür offen stehen ... Franta sicher nicht.“

„Vielleicht sollten wir ihn anrufen oder die Polizei verständigen“, schlug der Langhaarige und Langbärtige vor und rief dem hinter dem Ausschank stehenden Wirt zu: „Rufe Franta an ... du hast sicher seine Nummer.“

Pavel schüttelte den Kopf: „Wir sollen erst Mal nachsehen, was da los ist, bevor wir Franta oder sogar die Polizei herholen.“

Der alte Dicke nickte: „Hast Angst vor den Bullen ... Kein Wunder bei deinen Erfahrungen ... noch ein Bier meine Herren, und dann machen wir eine gemeinsame Inspektion vor Ort.“

Als Franta gegen 11.00 Uhr zu seinem Haus kam und ein Polizeiauto sah, war sein erster Gedanke, sofort wieder wegzufahren. Er zwang sich das Auto in der Seitenstrasse zu parken und das Haus zu betreten, im unteren Geschoss herrschte Ruhe, aber im oberen Stockwerk hörte er Stimmen, eine davon kam ihm bekannt vor. Die Jahrhunderte alten Stufen quietschten bei jedem seiner Schritte. Oben angekommen, sah er drei Männer, davon zwei Polizisten, im Gespräch.

„Einbruch, ein ganz primitiver Einbruch und natürlich mit Diebstahl. Ich hoffe, dass nicht zu viel zu Wertvolles weg ist ... Mit den Kollegen hier habe ich mich abgesprochen. Wir werden Deine Werkstatt im Auge behalten ... Ab sofort stehen Sie unter meinem persönlichen Schutz.“

Als sich Genosse Lockenkopf unterbrach, bemerkte Franta wie ihm der Angstschweiß die Wangen herunterlief.

Prag – Zbraslav 18. Februar 1983

Genosse Lockenkopfs unangenehmem Auftrages wegen verzögerte Franta die Fahrt nach München von Woche zu Woche, von Tag zu Tag hinaus.

Am 18. Februar vormittags erschien plötzlich und deshalb unerwartet nach Wochen in seiner Werkstatt Genosse Lockenkopf.

„Ich habe uns ein paar Flaschen Bier und einen hausgemachten mährischen Sliwowitz mitgebracht“, sagte er nach kurzer Begrüßung und stellte vier Flaschen auf die Werkbank. Als er Frantas fragendes Gesicht sah meinte

er: „Es löst die Zunge und macht angenehm warm.“ Mit einem Flaschenöffner an seinem Taschenmesser, öffnete er zwei Bierflaschen, reichte eine Franta und rief: „Prost“
 „Ein Schweizer Messer“, stellte Franta fachmännisch fest.
 „Ja, ein Mitbringsel von einem meiner Klienten, der dankbarer und zuverlässiger als Sie ist ... also Prost.“
 „Prost.“ Franta, zwang sich die Flasche nicht an den Mund zu führen.
 Genosse Lockenkopf stellte seine halbleere Flasche auf die Werkbank zurück: „In einer Woche feiern wir den Sieg der Arbeiter und Bauern ... Ich weiß, dass ich Ihnen das nicht erklären muss, das wissen Sie. Aber wahrscheinlich wissen Sie nicht, dass von jedem von uns zur Feier des Tages ein Beitrag erwartet wird.“
 Franta, dem einfiel, dass er als Kind an diesem Tag einmal in der Schule ein Gedicht von Ilja Ehrenburg vortragen musste, nickte mit dem Kopf.
 „Weil mein Beitrag in München unter dem Bett einer jungen Tschechin liegt, beantragen Sie noch heute ein Visum in die Bundesrepublik. Sie erhalten es bereits übermorgen ausgehändigt und reisen sofort hin. Am 25. stehen Sie um 7.00 Uhr in der Früh vor dem Rathaus am Altstädter Ring.“
 „Ich werde so tun, als würde ich mir die einzelnen Figuren am Glockenspiel ansehen.“
 „Eine gute Idee, obwohl wir als Vertreter des Arbeiter- und Bauernstaates mit diesen Heiligen nichts am Hut haben ... eher mit dem Uhrmacher, der das Werk gemacht hat.“ Genosse Lockenkopf lachte über diese Bemerkung, die er für witzig hielt.
 „Ob man mich wie den Uhrmacher auch blendet, wenn ich nichts mitbringe? ... Nein, die Zeiten sind schon längst vorbei“, versuchte sich Franta zu trösten, nachdem Genosse Lockenkopf gegangen war.

*

Da aus dem Gasthaus „Zum König Wenzel“ kein Laut zu hören war, dachte Franta, dass es womöglich aus irgendeinem Grund – womöglich wegen einer staatlichen Hygiene Inspektion - geschlossen sei. Um ganz sicher zu sein, ob das Gasthaus zu hatte oder nicht, blieb Franta mit der Türklinke in der rechten Hand stehen und las die neben der Tür angebrachte Tafel mit den Öffnungszeiten. Plötzlich gab die Tür nach, hätte Franta nicht die Türklinke in der Hand behalten, wäre er in den Ausschank der ganzen Länge nach hineingefallen.
 „Du kommt fast zu spät ... wir sind doch immer um 11.30 Uhr hier verabredet, aber zum Essen wird es sicher noch etwas geben“, stellte der Langhaarige und Langbärtige fest.
 „Nach Essen ist mir gar nicht zu Mute ... Erstmal will ich ein Bier trinken.“
 „Du hast doch schon welches mit deinem Fizzl getrunken“, stellte Pavel fest. Als er Frantas fragendes Gesicht sah, fügte er hinzu: „Wir registrieren alles, was in unserer Nachbarschaft geschieht ... Ist doch unsere nachbarschaftliche Bürgerpflicht, nicht wahr? ... Prost meine Herren.“
 Nachdem alle Männer ihre Krüge ausgeleert hatten, meinte der Langhaarige und Langbärtige:
 „Er hat nur das Bier gekauft ... Uns hat er gar nicht beachtet, so eilig hatte er das.“
 Der ältere Arbeiter mischte sich ein: „Zum Glück, stell dir vor, er hätte mitbekommen, dass wir uns die Aufnahmen aus dem Puff anhören ... er würde dann sofort wissen wollen, woher wir das haben.“
 Der Langhaarige und Langbärtige widersprach: „Nein, das glaube ich nicht, so pflichtbewusst wird er auch nicht sein. Er hätte mitgehört ... ich kenne keinen Mann, der da widerstehen würde.“
 „Deswegen war es hier so ruhig ... verstehe ich ... da habe ich wirklich etwas verpasst ... Kann ich mir das nicht ausleihen“, fragte Franta.
 „Ich schenke es dir ... glaube zu wissen, wozu du es wirst brauchen ... Prost meine Herren.“
 „Ausgerechnet der Professor hat eine Quelle für solche Schweinereien ... Wer hätte das gedacht.“ Franta klopfte Pavel dankbar auf die Schulter.

München – 24. Februar 1983

Die Münchner Fußgängerzone zwischen den beiden zentralen Plätzen Marienplatz und Sendlinger Torplatz gehörte zweifelsohne zu den belebtesten Straßen nicht nur in dieser Stadt, sondern sicher Europas. Doch heute - kurz nach 9.00 Uhr - traf man hier nur vereinzelt Menschen. Diejenigen Passanten, die zwischen den beiden Plätzen hin und her gingen, eilten in eins der wenigen Büros, die sich hier in den paar Gebäuden zwischen den zahllosen Kaufhäusern befanden. Zu den ganz Wenigen, die es nicht eilig hatten und in die Kaufingerstrasse - wie diese Fußgängerzone offiziell hieß - nur zum Schaufensterbummeln hergekommen waren, gehörte Franta. Nachdem er aus der U-Bahn am Marienplatz ausgestiegen war, betrachtete er bereits seit fast fünf Minuten - zum unzähligen Male - die tanzenden Schaffler am Rathaus. Wie immer, wenn er hier in München war, verglich er sie mit den Augen nicht nur eines Schreiners, sondern denen eines Altrestaurators mit den Heiligenfiguren am Altstädter Ring seiner Geburtsstadt Prag. Ja, beide Figurengruppen waren echte Meisterwerke. Auch heute hatte er das Gefühl, als würden beide Figurengruppen etwas, trotz der Jahrhunderte, die zwischen ihrer Herstellung lagen, verbinden. Was es war, wollte ihm auch heute nicht einfallen.

Erst als es langsam zu schneien angefangen hatte, merkte Franta, wie kalt es ihm doch war. Er zog die dicke blaue Wollmütze noch tiefer über die abstehenden Ohren, klopfte mehrmals die beiden kräftigen Fäuste aneinander und versuchte die Schnalle des Jackengürtels über seinen korpulenten Bauch in das letzte noch freie Loch zu zwingen. Nach mehreren Versuchen, bei denen er durch das Anhalten des Atems seinen Bauch dazu zwingen wollte, sich zusammenzuziehen, gab er es auf und ließ die beiden Enden des Gürtels frei entlang der braunen abgetragenen Jacke baumeln. Er sah um sich, dann ging er links des Kaufhofs die Kaufinger Strasse Richtung Stachus. Fast in der Mitte der Fußgängerzone wechselte er die Seite, um zu sehen, ob er in den Schaufenstern des Herrenbekleidungshauses Hirmer eine schöne neue Jacke sehen würde, die seine alte ersetzen könnte. Statt aber warme Winterjacken zu finden, waren die Schaufenster bereits voll von neuer Frühjahrsmode.

Franta überlegte kurz, ins Bekleidungshaus hineinzugehen und nach einer passenden Jacke zu fragen, verwarf die Idee aber schnell. Er machte sich klar, dass so eine Jacke mindestens das Doppelte davon kosten würde, was sie ihn in Prag kosten würde. Heute Abend ist er wieder zu Hause und morgen kann er auf eine Jackensuche durch die Prager Geschäfte gehen. Franta stöhnte laut, drehte sich um und ging langsam wieder zurück in Richtung Marienplatz.

Als er kurz vor 9.30 Uhr den Kaufhof betrat, spürte er, wie ihm die Wärme aus dem Inneren des Gebäudes entgegen kam. Schnell zog er seine Mütze und die Handschuhe aus, steckte beides in die Jackentaschen und fuhr die Rolltreppe in den dritten, obersten Stock des Kaufhauses hoch. Eigentlich interessierten ihn die hier zu Verkauf angebotenen Bücher, Hefte und sonstiges Büromaterial gar nicht, aber aus Gewohnheit sah er sich in den westlichen Kaufhäusern immer alles an. Wer weiß, wer ihn dann in Prag in der Kneipe mal womöglich fragen wird: „Und wie sehen die Büroklammern dort aus?“

Er wird dann kurz innehalten und sagen: „Die sind natürlich nicht so wie bei uns ... sondern es gibt bunte, rote, gelbe oder auch grüne ...“

In der Büroabteilung angekommen, fiel Franta auf, dass außer ihm niemand da war.

Vor allem weil er bis zu seiner Abfahrt nach Prag viel Zeit hatte, sah er sich die einzelnen Gegenstände an den großen Tischen an, nahm sie in die Hand und betrachtete sie ausführlich. Er fragte sich, wer wohl etwas mit dieser - für ihn schon unüberblickbaren Auswahl an Sachen - anfangen kann.

Auch Stadtpläne von München standen in einem Regal, drei verschiedene Exemplare.

Franta nahm sie alle auf einmal heraus, verglich ihren Umfang. Ein Exemplar schien ihm ein wenig schmaler zu sein, das steckte er in die linke Jackentasche, die beiden anderen wieder ins Regal zurück.

Plötzlich wusste er, was die beiden Figurengruppen verband: keine unter ihnen stellte einen Verräter dar.

Prag – 25. Februar 1983

Wie in allen Verwaltungsgebäuden gab es auch in der Zentrale der Staatssicherheit in jedem Raum einen Hörfunkempfänger, der ausschließlich dazu diente wichtige Nachrichten der Genossen aus der Leitungsebene den einzelnen untergeordneten Genossen mitzuteilen.

Am 25. Februar 1983, um 9.00 Uhr hörten alle im Hause Anwesenden, nachdem die Nationalhymne und die Internationale gespielt wurde, folgendes: „Die heutige Feier, Genossen, ist etwas ganz besonderes. Es ist der 25. Jahrestag des Sieges der Arbeiter und Bauern über den Kapitalismus ... Wie verbrecherisch dieser Kapitalismus ist und welche Methoden er verwendet, um die Menschen für seine kriegerischen Machenschaften zu gewinnen, kann man dem Text entnehmen, den uns unser verdienter Genosse Lockenkopf heute in der Früh direkt aus dem Rachen des Militarismus aus der bayerischen Stadt München besorgt hat. Danke Genosse Lockenkopf ... Meine Genossinnen und Genossen, Sie alle können es jetzt selbst beurteilen.“

Nach einer kurzen Pause während der es in den Empfangsapparaten knisterte, hörte man in allen Räumen des Behörde: ... `ah, a..ach ... ja ... ach`, eine weibliche Stimme stöhnen ... “ausschalten.. ich sagte, ausschalten“, brüllte in das Stöhnen eine männliche Stimme hinein.

Dem am offenen Fenster stehenden Genossen Lockenkopf wurde es schwarz vor Augen. Das halbvolle Glas Vodka fiel ihm aus der Hand auf die belebte Straße.

Als er das Telefonläuten hörte, glaubte er zu wissen, wer das sein wird, der Klingelton ließ ihn das Glas sofort vergessen.

Eine männliche Stimme, die jedoch mit Sicherheit nicht die seines Vorgesetzten, des Genossen Oberst Josef Hupka war, sagte: „Er hat einen Stadtplan geklaut, stell dir vor, einen Stadtplan. Ist der Mann verrückt?“

Genosse Lockenkopf stöhnte erleichtert: „Stimmt, nur ein Verrückter stiehlt Stadtpläne.“

Da er im Moment weder eine Ahnung hatte, wer ihn anrief, noch um wen es sich handelte, war er froh jetzt abgelenkt zu werden. Er lachte laut in den Hörer hinein.

„Dein Franta wurde von der Münchner Polizei in flagranti erlappt, verhaftet, dann verhört und aus dem Land ausgewiesen ... Nie wieder wird er ein Einreisevisum erhalten.“

Während vor Aufregung Genosse Lockenkopf buchstäblich in seinen Bürostuhl fiel, glitt ihm der Hörer aus der Hand.

In diesem Augenblick betrat, ohne anzuklopfen, Oberst Josef Hupka den Raum, als er Genossen Lockenkopf sah schrie er: „Still gestanden!“

Erst nach mehreren Versuchen gelang es Genosse Lockenkopf, nicht nur stramm zu stehen, sondern auch zu salutieren.

„Allen habe ich erzählt, was ich für einen Mitarbeiter habe, einen, der sich mit der neuen Technik auskennt, sie einzusetzen weiß. Nur deswegen habe ich, hast du Genosse, diesen Auftritt heute bekommen ... Das wird noch ein Nachspiel haben ... Vorerst: Es wird so gemacht wie früher, du stellst einen Fragenkatalog zusammen, den bekomme ich vorab zu sehen, der Mann ... Franta, glaube ich, heißt er ... lernt die Fragen auswendig, und dann fragt er die Frau eine nach der anderen ab. Du hast drei Wochen Zeit, dann liegt mir das Material vor. Verstanden?“

„Ja, aber ...“

„Himmel! Sakra ... dass du noch wagst, zu widersprechen.“ Oberst Josef Hupka verließ eilig den Raum, da die Zimmertür - wie in allen Räumen dieses Gebäudes - gepolstert war, hörte niemand, dass sie zugeknallt wurde.

Nachspann

Da Franta nicht mehr nach München fahren konnte, musste Genosse Lockenkopf, um seine Aufgabe erfüllen zu können, für ihn einen Ersatz finden. Er fand ihn in Jirka.

Erst als Elisabeth im Jahr 2008 ihre persönliche Akte der Tschechoslowakischen Staatssicherheit in Prag ausgehändigt bekam, erfuhr sie von der ganzen gegen sie gerichteten Aktion. Bis dahin hielt auch sie Franta wegen des Stadtplandiebstahls für verrückt.

Aber vielleicht wollte sich Franta nur des unangenehmen Auftrags erledigen?



Foto: Gut Kreisau IX, Hubert Dammer

Warum Exil für unser PEN Zentrum immer noch aktuell ist?

Unser Zentrum wurde 1934 von einer Gruppe von Schriftstellern gegründet, die damals gezwungen waren, ihre Heimat zu verlassen und die sich vor und nach dem Zweiten Weltkrieg für die Rettung ihrer von den Nationalsozialisten verfolgten Kolleginnen und Kollegen eingesetzt haben. Diese Hilfe von Autoren für Autoren ist bis heute eine zentrale Aufgabe unseres PEN Zentrums geblieben.

Natürlich taucht immer wieder die Frage auf, warum unser „Deutscher Exil-PEN“ nach dem Krieg nicht Teil des neuen deutschen PEN geworden ist. Dafür gab und gibt es verschiedene Gründe, auch persönlicher Natur. Über allem aber steht unser Bestreben, sich gegen jede Form von Totalitarismus, Rassismus und Antisemitismus einzusetzen.

Fast täglich hören wir Berichte über Autoren und Journalisten, die ins Exil gezwungen, willkürlich verhaftet, eingekerkert, zu Folter oder gar Tod verurteilt werden, weil sie für die Freiheit des Wortes einstehen. So wie die Gründer unseres Zentrums sind auch wir der Meinung, dass Schweigen keine Alternative ist. Wir wollen uns weiterhin für Gedanken-, Lese- und Redefreiheit einsetzen. Das sind wir heute und in Zukunft den Frauen und Männern schuldig, die mit dem Verlust der Heimat, dem Verlust der Freiheit oder sogar dem Verlust des Lebens für diese eingestanden sind.

Gabrielle Alioth, Sekretär

Neue Mitglieder

Wir konnten im Jahr 2018 insgesamt zwölf neue Mitglieder in unserem Zentrum begrüßen, vier namhafte davon stellen wir bereits im Newsletter 2018 vor:

Wolf Biermann

Alan Posener

Bettina Wegner

Jürgen Maehder

Reinhard Andress



Foto: Archiv Reinhard Andress

Reinhard Andress, Sohn deutscher Emigranten in die USA, ist Professor für deutsche Sprache, Kultur und Literatur an der Loyola University-Chicago. Er unterrichtete ebenfalls an Middlebury College, Colby College, Alfred University und Saint Louis University und war Gastprofessor an der Pontificia Universidad Católica del Ecuador.

Zu seinen Buchveröffentlichungen gehören: *Protokolliteratur in der DDR* (2000) und „*Der Inselgarten*“ – *das Exil deutschsprachiger Schriftsteller auf Mallorca, 1931-1936* (2001). Eine Übersetzung aus dem Spanischen ins Deutsche von Benno Weiser Varons Exilroman *Yo era europeo* als *Ich war Europäer* (zusammen mit Egon Schwarz) ist 2009 erschienen. Zahlreiche weitere Veröffentlichungen zu Exilthemen und Alexander von Humboldt.

Zorin Diaconescu

Ilko-Sascha Kowalczyk



Foto: Archiv Ilko-Sascha Kowalczyk

Geboren am 4. April 1967 in Ost-Berlin, besuchte er von 1973 – 1983 die Polytechnische Oberschule in Berlin-Friedrichshagen, um anschließend (1983 – 1985) eine Baufacharbeiterlehre im VEB Versorgungsnetzbau Berlin zu absolvieren, wo er dann auch von 1985 – 1986 eine Arbeit als Baufacharbeiter im VEB Versorgungsnetzbau Berlin innehatte. 1986 – 1988 war er Pförtner am Institut für Binnenfischerei in Berlin-Friedrichshagen und machte parallel dazu das Abitur an der Volkshochschule Berlin-Köpenick (Abendschule), um anschließend 1988/89 den Grundwehrdienst abzuleisten.

<https://exilpen.org/members/ilko-sascha-kowalczyk/>

Edwin Kratschmer

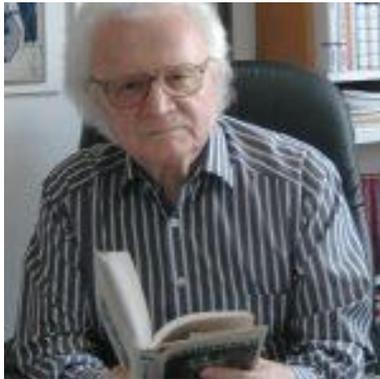


Foto: Archiv Edwin Kratschmer

Prof. Dr. phil.,
Literatur- und Kunsthistoriker, freier Schriftsteller

<https://exilpen.org/members/edwin-kratschmer/#more-2005>

Paul Michael Lützeler



Foto: Archiv Paul Michael Lützeler

Paul Michael Lützeler (* 4. November 1943 in Doveren, damals Kreis Erkelenz) ist ein deutsch-amerikanischer Germanist und vergleichender Literaturwissenschaftler. Er lehrt als Rosa May Distinguished University Professor in the Humanities an der Washington University in St. Louis. Nach dem Abitur studierte Lützeler Germanistik, Anglistik, Philosophie und Geschichte in Berlin, Edinburgh, Wien und München. 1968 wanderte er in die USA aus und schloss sein Studium 1972 mit der Promotion in Germanistik an der Indiana University in Bloomington mit der Arbeit „Hermann Broch, Ethik und Politik : Studien zum Frühwerk und zur Romantrilogie ‚Die Schlafwandler‘“ ab und zog anschließend nach St. Louis, wo er 1973 eine Professur an der Washington University in St. Louis erhielt.

Dort war er von 1993 bis 1995 Sprecher des Faculty Senate Council. An der Washington University gründete Lützeler 1983 das European Studies-Programm, das er anschließend selbst für 20 Jahre leitete. 1985 gründete Lützeler das Max Kade-Zentrum für deutschsprachige Gegenwartsliteratur, das er bis heute leitet. Ebenfalls seit 1985 lädt Lützeler je einen deutschsprachigen Kritiker und je einen deutschsprachigen Schriftsteller nach St. Louis ein, um dort zu lehren und zu forschen. 2002 begründete er *Gegenwartsliteratur. Ein germanistisches Jahrbuch*, das er als Editor in Chief zusammen mit dem Associate Editor Thomas Kniesche (Brown University) herausgibt. Lützeler setzte sich außerdem für Austauschprogramme zwischen der Washington University und europäischen sowie asiatischen Universitäten ein. Gastprofessuren hatte er unter anderem in Princeton, Tübingen, Graz, Greifswald, Mainz, Freiburg, Neu-Delhi, Peking, Madrid und Tokio. Kompakt-Seminare unterrichtete er an den Universitäten in Melbourne, Pavia, Guadalajara, Jerusalem und Zadar.

<https://exilpen.org/members/paul-michael-luetzeler/#more-1978>

Wolfgang Müller

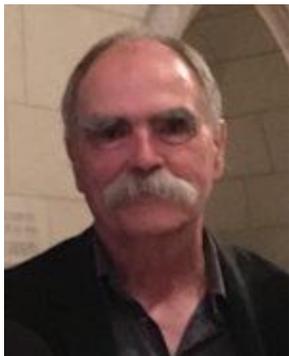


Foto: Archiv Wolfgang Müller

Wolfgang Müller wurde 1946 in Berlin geboren, studierte von 1968 bis 1972 Japanologie an der Humboldt Universität und arbeitete nach Abbruch des Studiums als freischaffender Übersetzer und Dolmetscher. 1974 Flucht nach Westberlin, dann Studium der Germanistik an der University of Wisconsin in Madison.

Ab 1981 unterrichtete er deutsche Kultur, Literatur und Sprache am Dickinson College in Carlisle (Pennsylvania), wo er 1994 das "Writer in Residence" Programm ins Leben rief und 1997 zusammen mit Christine Cosentino und Wolfgang Ertl die "on-line" Zeitschrift *Glossen* (deutsche Kultur, Literatur, Kunst und Film nach 1945) gründete, der er als Herausgeber bis 2016 vorstand. Ab 2009 ist er Professor Emeritus, leitete aber bis 2012 das Deutsche Haus am College.

Eugenie Trützschler von Falkenstein



Dr. Eugenie Trützschler von Falkenstein – Eugenie Fügnerová wurde 1950 in Prag geboren; 1967 Emigration nach München; 1968 politisches Asyl; 1969 Examen als staatliche anerkannte Krankenschwester; 1972 Abitur; 1974 erste Lehramtsprüfung mit Schwerpunkten Deutsch und Geschichte; 1976 Diplom in politischen Wissenschaften an der Universität München mit der Arbeit „Föderalismus in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Verfassung im Vergleich mit der Verfassung der Volksrepublik Jugoslawien“;

1980 Promotion an der Universität München in Geschichte über das Thema: „Kampf der Tschechen im Spiegel der Presse 1861-1879“; 1983 zweite Lehramtsprüfung, anschließend bis 1992 im bayrischen Schuldienst mit Schwerpunkt

Deutsch für Ausländer; 1991-1992 Fortbildung: Deutsch als Zweitsprache mit Türkisch; von 1992 bis 2013 im Thüringer Staatsdienst. Seit 1992 Dozentin an der TU Ilmenau mit Schwerpunkten staatsrechtliche Fragen der Osterweiterung der EU sowie Fragen der Minderheiten Europas.

<https://exilpen.org/members/eugenie-truetzschler-von-falkenstein/#more-1972>

Richard Zipser

Richard Zipser wurde 1943 in Baltimore, Maryland geboren, promovierte in Germanistik an der Johns Hopkins University, lehrte von 1969 bis 1986 am Oberlin College (Oberlin, Ohio). Von 1986 bis 2013 leitete er das Institut für Fremdsprachen und -literaturen an der University of Delaware (Newark).

Zahlreiche Veröffentlichungen u.a.: *DDR-Literatur im Tauwetter. Wandel – Wunsch – Wirklichkeit* (3 Bände, 1985); *Fragebogen: Zensur. Zur Literatur vor und nach dem Ende der DDR* (1995); *Von Oberlin nach Ostberlin. Als Amerikaner unterwegs in the DDR-Literaturszene* (2013).

<https://exilpen.org/members/richard-zipser/#more-2000>

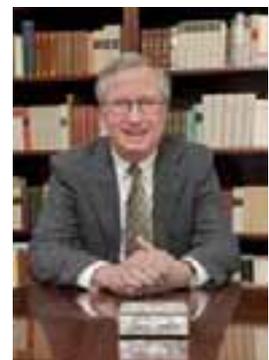


Foto: Archiv Richard Zipster

Auszeichnungen

International Poseidonia Paestum Poetry Award an Gino Leineweber

Gino Leineweber erhielt den **1. International Poseidonia Paestum Poetry Award** in Paestum, Italien (XXIV. International Poseidonia Paestum Poetry Award) für das Gedicht "Hemingway" aus seinem Gedichtband "Hello Darkness".

<https://exilpen.org/members/gino-leineweber/#more-344>



Foto: Archiv Gino Leineweber

Geertje-Potash-Suhr-Preis an Susanna Piontek

Susanna Piontek wurde durch die diesjährige Jury der **SCALG Geertje Potash-Suhr-Prosapreis 2018** für ihre ausgezeichnete Geschichte „*Innenleben, innen leben*“ den Preis zuerkannt.

Die Jurystimmen schrieben unter anderem:

Dieser Text „reißt einen sofort hinein und hält fest. Ein großes, emotionales Erleben wird radikal ehrlich aufgearbeitet. Tief erfahren und bildstark geschrieben ist es trotz leidvollen Inhalts eine zarte, liebevolle Prosa, die mitnimmt und die mit leiden lässt. Man möchte sogleich mehr von dieser Stimme vernehmen.“

„Innenleben, innen leben“ ist „offen und ausdrucksstark“ und „verdient den 1. Preis“.

Dies ist „eine ergreifende Frauengeschichte und diese müssen immer wieder erzählt werden“.

Wir möchten uns diesen lobenden Worten anschließen.



[der Text, mit dem Susanna Piontek gewonnen hat, ist auch im Newsletter abgedruckt]

Wir gratulieren herzlichst!

Verleihung des Ovid-Preises

Der OVID-Preis soll die in der Charta des Internationalen PEN niedergelegten Grundsätze fördern.

Ovid, der bedeutende römische Dichter, der wegen seines freien Geistes ins Exil verbannt wurde, ist ein würdiger Namensgeber für den vom PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland vergebenen Literaturpreis.

Der OVID-Preis wird all zwei Jahre auf Vorschlag der von Vorstand des PEN Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland bestellten Jury für das schriftstellerische Lebenswerk einer Autorin/eines Autors vergeben. Preisträger müssen nicht Mitglied des PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland sein. Über die Vergabe entscheidet die Jury gemeinsam mit dem Vorstand des PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland. Die Verleihung des Preises erfolgt in würdigem Rahmen in der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt/M.

Mitglieder der Jury:

Renate Ahrens
Gisela Holfter
Utz Rachowski
Axel Reitel
Frederick A. Lubich
Gabrielle Alioth
(Leitung ad interim)



Ion Theodorescu-Sion (*TeoSion*), *Ovid im Exil*, Öl auf Karton, 36,5x43,5 cm (1915)

Deutsches Jahrbuch über OVID und Prof. Guy Stern

Das sehr beliebte Jahrbuch *ANNO. Das Magazin der Medienjubiläen*, herausgegeben vom Institut für Kommunikationswissenschaft der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Herausgeber und Chefredakteur Prof. Dr. Markus Behmer, Dekan der Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften, brachte in seiner Folge Nr. 17 (2017) auf der Doppelseite 180-181 den Beitrag unter dem Titel *Urvater aller Dichter im Exil*, in dem der Priv.-Doz. Dr. Heinz Starkulla jr. (vor 36 Jahren mit seinem gleichnamigen Vater meine Universitätslehrer der Journalistik an der Universität München), u. a. ausführte:

„Vor 2000 Jahren starb Ovid. [...] In den zwei Jahrtausenden seither hat sich die tragische Figur des Dichters Ovid – des Freigeistes, der um seiner Kunst willen aus der Heimat verbannt wird – zum Ersten in einer langen Kette von Schriftstellern konturiert, die von den Machthabern ins Exil getrieben worden sind. In diesem Jahr hat das PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland (ehedem Deutscher Exil-PEN) den Ovid-Preis für herausragende literarische Veröffentlichungen ins Leben gerufen. Als erster Preisträger wurde der Nestor der germanistischen Exilforschung, der 95-jährige Guy Stern, für sein Lebenswerk ausgezeichnet [...].“

Unvergessen ist sein Auftritt bei einem kommunikationswissenschaftlichen Symposium an der Universität Bamberg im Jahre 2013; damals ging es um die US-Aufklärertruppe „Ritchie Boys“ (zu der Guy gehörte) und die Neugeburt der bayerischen Presse 1945.

Und auch diese Neugeburt stand unter dem Motto aus Ovids *Metamorphosen*, das die Sekretäre des PEN Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, Gabrielle Alioth und Hans-Christian Oeser, ihrer Anthologie der Echos auf Ovid vorangestellt haben, die bei der Preisverleihung an Guy Stern präsentiert wurde: ‚Omnia mutantur, nihil interit.‘ Alles wandelt sich, nichts geht verloren.“

Der Beitrag ist u. a. mit einem sehr gelungenen Bild von Prof. Guy Stern illustriert. Wie mir Doz. Starkulla bei unserem ersten Treffen nach 36 Jahren mitteilte, kennen sich Guy Stern und er seit 60 Jahren, als er noch mit dem Vater für ein Jahr in Amerika die Schule besuchte, wo sein Vater als Gastdozent für Journalistik tätig war.

Paul Tischler

Aus den Tätigkeiten unserer Mitglieder

Guy Stern – Fernsehbeitrag aus dem Holocaust-Museum

Am 6.11.2018 konnte man im ZDF in dem Reportage-Magazin „Frontal 21“ einen Beitrag über unseren derzeitigen Präsidenten Guy Stern in einem Bericht aus dem Holocaust-Museum sehen:



Foto: Julian Stratenschulte/dpa – Quelle: <http://www.mz-web.de/25534762> ©2017

Guy Stern im Mai 2016 in seiner Geburtsstadt Hildesheim, deren Ehrenbürger er ist.

Als Synagogen brannten – 80 Jahre Pogromnacht

Guy Stern war 16 Jahre alt, als in Deutschland die Synagogen brannten. Seine Eltern hatten ihren ältesten Sohn ein Jahr zuvor nach Amerika geschickt, in der Hoffnung, er könne dort reiche Menschen finden, die für die jüdische Familie aus Hildesheim bürgen. Es gelang ihm nicht, seine Eltern und Geschwister wurden von den Nazis deportiert und ermordet.

Guy Stern, als Günther Stern geboren, kehrte als Soldat der US-Army in das zerstörte Deutschland zurück und erfuhr erst dann vom Schicksal seiner Familie. 1998, zum 60. Jahrestag der Reichspogromnacht, sprach Guy Stern als inzwischen renommierter amerikanischer Germanistikprofessor vor dem Deutschen Bundestag. Damals war er optimistisch, dass Deutschland aus den Schrecken des Nationalsozialismus gelernt hat.

Heute, zwanzig Jahre später, ist die jüdische Gemeinde in Deutschland besorgt: Die Zahl antisemitischer Straftaten steigt, in den Parlamenten sitzt eine rechtspopulistische Partei, die Verbrechen der Nationalsozialisten verharmlost.

Wie bewertet Guy Stern, der seine Familie durch den Holocaust verloren hat, die Entwicklung in Deutschland? Frontal 21 hat mit ihm über Verfolgung und Krieg gesprochen. Stern erzählt, warum ihm der Aufstieg rechter Parteien Angst macht.

Quelle: <https://www.zdf.de/politik/frontal-21/frontal-21-vom-6-november-2018-100.html>

Peter Rosenthal – Graphic Novel Tigersprung

Durch Initiative unseres Mitgliedes [Peter Rosenthal](#) und der Mitinitiatoren [Boaz Kaizman](#) und Marcus Seibert ist der Film „Tigersprung“ ab jetzt in voller Länge online zu sehen.



Der Film „Tigersprung“ wurde mit vieler privater Unterstützung realisiert: durch die Förderung der NRW-Filmstiftung und durch eine erfolgreiche Crowdfunding-Kampagne.

Das Konzept war von Beginn an, den Film „Tigersprung“, der so ermöglicht wurde, mit Ihnen/Euch in Originalfassung zu teilen. Nun ist es soweit!

Der Link zu „[Tigersprung](#)„

Der Film:

Der Graphic-Novel Dokumentarfilm „Tigersprung“ erzählt die Geschichte von Ernst Berliner, der 1966 nach Köln zurückkehrt, um mehr über die Ermordung seines Schützlings, des Radweltmeisters Albert Richter im Gestapogefängnis zu erfahren.

„Die Welt wäre eine andere ohne Europa. Deswegen habt ihr Feinde“



*Foto: Timothy Snyder, 49, ist Historiker an der amerikanischen Elite-Universität Yale
Quelle: picture alliance/picturedesk.com/Christian Müller*

Nach zwei Jahren Trump warnt Historiker Timothy Snyder, die „automatische Resilienz“ amerikanischer Institutionen zu überschätzen – die Gefahr sei nicht gebannt. Die EU hält er hingegen für höchst erfolgreich, trotz russischer Zersetzungsversuche.

Der Historiker Timothy Snyder zählt international zu den wichtigsten politischen Intellektuellen. In seinem Buch „Der Weg in die Unfreiheit“ analysierte der Amerikaner die Methoden, mit denen die russische Oligarchie die Demokratien des Westens zersetzt. Mit seinem Pamphlet „Über Tyrannei“ reagierte Snyder auf die Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten, die seine düsteren Prognosen zu bestätigen schien, und rief zum Widerstand auf.

WELT: In Ihrem Buch „Über Tyrannei“ klingen Sie sehr pessimistisch, was die Resilienz der amerikanischen Institutionen angesichts der Zerstörungswut Donald Trumps angeht. Aber bei den Kongresswahlen haben die Demokraten das Abgeordnetenhaus zurückerobert. Waren Sie zu pessimistisch?

Timothy Snyder: Ich glaube nicht an die automatische Resilienz amerikanischer oder anderer Institutionen. Ich schrieb das Buch im Dezember 2016. Wenn seitdem einige gute Dinge passiert sind, dann liegt das an der harten Arbeit einiger investigativer Journalisten, der Mueller-Kommission und vieler Initiativen und Nichtregierungsorganisationen, von denen einige erst als Reaktion auf Trump entstanden sind. Viele der Kandidaten, die sich 2018 zur Wahl stellten, waren Neulinge, die als Reaktion auf Trump beschlossen, in die Politik zu gehen.

WELT: Es kommt also auf die Menschen an, nicht auf die Institutionen?

Snyder: Ich will nicht sagen, dass Amerikas Institutionen wertlos sind. Aber sie sind unvollkommen. Bedeutet also der Sieg der Demokraten in einem der Häuser des Kongresses, dass alles in Ordnung ist? Nein. Der Sieg

selbst zeigt, wie unvollkommen das System ist. Die Demokraten verloren sogar Sitze im Senat, obwohl sie bei den Wahlen für die Senatsitze sieben Millionen Stimmen mehr bekamen als die Republikaner.

In Georgia hatte der republikanische Kandidat für den Gouverneursposten zuvor als Justizminister drei Millionen Namen aus der Wählerliste gestrichen. In den vergangenen sechs Jahren haben 22 Bundesstaaten Gesetze verabschiedet, die das Wahlrecht einschränken. Es gab bei der Wahl 1500 Wahllokale weniger als zwei Jahre zuvor. Kurzum: Das System funktioniert gerade noch so, dass die Menschen die Verhältnisse ändern können. Aber es ist keineswegs vollkommen demokratisch. Die Gefahr ist nicht gebannt.

WELT: Sie zitieren den Staatstheoretiker Carl Schmitt, auf den sich die Nazis beriefen. Schmitt sagte, der Ausnahmezustand sei die Stunde der Exekutive. Und nun erwägt Trump die Ausrufung des Notstands, weil er kein Geld bekommt, um seine Mauer zu bauen.

Snyder: Ich bin nicht der Einzige, der Lehren aus den 1930er-Jahren zu ziehen versucht, um die Gegenwart zu begreifen. Und dazu gehört die Gefahr des Ausnahmezustands. Dank unserer Interventionen hoffe ich, dass die Amerikaner jetzt nicht so naiv sind wie noch 2016. Wir haben ja auch in den letzten zwei Jahren einiges gelernt darüber, wie eine Demokratie von innen heraus zerstört werden kann.

Wenn also Trump laut über Ausrufung des Ausnahmezustands nachdenkt, gibt es jetzt Netzwerke, die aufhorchen und reagieren. Aber besorgt bin ich doch. Denn die Verwandlung der Weimarer Republik in die nationalsozialistische Diktatur wurde ja auch vorbereitet durch ein fortgesetztes Regime von Notverordnungen am Parlament vorbei. Und immerhin gab es ja 1933 den Reichstagsbrand und eine starke kommunistische Partei, während die Gefahr an unserer südlichen Grenze eine vollkommene Fiktion ist.

WELT: Eine wirkliche Bedrohung, die Trump richtig sieht, ist China.

Snyder: Und da vertritt Trump auch den neuen Mainstream in den USA. Auch die Demokraten sehen, dass man sich China entgegenstellen muss.

WELT: Ist es dann nicht kontraproduktiv, sich über Russland zu echauffieren, das im Grunde bloß Gazprom plus Atombomben ist?

Snyder: Nein. Es gibt einen Zusammenhang zwischen China und Russland. Gegen uns und gegen die EU macht Russland das, was die Chinesen aus Gründen des Takts nicht tun. Die Russen suchen außenpolitisch sofortige Bedürfnisbefriedigung, während die Chinesen langfristig denken. Die russische Zersetzungspolitik gegenüber dem Westen dient also China. Sie nützt Russland gar nicht. Warum schwächt Russland den Westen, obwohl China für Russland ein viel größeres Problem darstellt als für den Westen? Warum machen sie uns zu Feinden, obwohl wir geopolitisch gesehen ihre natürlichen Partner sind?

Die Russen reden viel von Geopolitik, aber sie benehmen sich wie die Kinder in dem Experiment von Walter Mischel, die der Versuchung nicht widerstehen konnten, die ihnen vorgesetzten Marshmallows sofort zu essen, obwohl sie mehr Marshmallows bekommen hätten, wenn sie gewartet hätten. Es ist befriedigend, die Ukraine zu überfallen, die Krim zu annektieren, die US-Wahlen zu beeinflussen, europäische Populisten zu unterstützen. Geopolitisch ist das zwar Unsinn. Aber das hilft nichts. Wir können ihnen das nicht durchgehen lassen. Und wir können Trump nicht durchgehen lassen, dass er sich von ihnen helfen ließ, die Wahl 2016 zu gewinnen.

WELT: Trump ist auch deshalb ein Unglück, weil er dem europäischen Antiamerikanismus neue Nahrung gibt. Jetzt reden die Europäer davon, sich von Amerika zu emanzipieren. Aber uns fehlt die Hard Power, das wirklich zu tun.

Snyder: Hoffentlich irren Sie sich. Denn Trump ist Ausdruck eines Trends. Barack Obama war eine sympathischere Gestalt, aber auch ihn hat Europa nicht besonders interessiert. Amerika orientiert sich nach Asien, und Europa muss lernen, für sich selbst zu sorgen. Der Antiamerikanismus ist genauso ein Komplex der Abhängigkeit wie die Unfähigkeit, ein Europa ohne Amerika zu denken.

Es ist also gut, wenn sich die Europäer fragen, wie viel Hard Power und Soft Power sie haben. Immerhin stellen sich die Europäer einigen der wirklich wichtigen, also nicht fiktionalen Herausforderungen des Jahrhunderts: dem Klimawandel, den digitalen Menschenrechten und digitalen Monopolen, dem Offshoring großer Reichtümer, der Ungleichheit.

WELT: Aber genau in diesem Augenblick scheint Europa auseinanderzufallen. Hier die Visegrad-Staaten, dort Großbritannien, hier der Norden, dort die Club-Med-Staaten, hier ...

Snyder: Aber der entscheidende Punkt ist: Niemand marschiert irgendwo ein.

WELT: Noch nicht.

Snyder: Und in der Regel ist die Art, wie Europäer übereinander reden – mit einigen Ausnahmen wie Salvini über Macron, die Polen über Brüssel, Orbán über ziemlich alle – im Vergleich etwa zu den 1930er-Jahren qualitativ völlig anders. Und selbst den Brexit, der übrigens nicht stattfinden wird, erledigt die EU auf ihre normale, höchst langweilige Art, nämlich indem sie zwei Jahre lang darüber redet. Der Brexit belegt also nicht unbedingt, dass die EU nicht funktioniert. Sie belegt doch auch, dass sie durchaus funktionieren kann, selbst angesichts einer existenziellen Herausforderung.

WELT: Ende des 20. Jahrhunderts schrieb Jeremy Rifkin über den „europäischen Traum“ und Marc Leonard ein Buch mit dem Titel „Why Europe Will Run the 21st Century“ (Warum Europa das 21. Jahrhundert bestimmen wird). Das klingt alles heute schon wie Schnee von gestern.

Snyder: Das Interessante ist ja für die Außenwelt, dass die EU so anders ist als China. So anders als Russland. Und einer der wichtigsten Unterschiede ist diese hochkomplexe, gut artikulierte Art, mit internen Differenzen umzugehen. Das können China und Russland nicht. Europa wird also immer unordentlich und desorganisiert aussehen, während China und Russland aus der Entfernung wie gut geölte Maschinen aussehen. Was aber eine Schwäche darstellt.

Noch einmal: Die EU ist die einzige Organisation, die den Willen und die Größe hat, die wirklichen Herausforderungen des Jahrhunderts anzugehen. Weder die Besetzung der Krim noch der Bau einer Mauer zu Mexiko hat etwas mit diesen wirklichen Herausforderungen zu tun. Die Chinesen wollen das 21. Jahrhundert benutzen, um ihr eigenes Volk digital völlig zu beherrschen. Die Amerikaner hoffen, dass im 21. Jahrhundert alles irgendwie gut ausgehen wird.

Die Europäer sind die einzigen, die ernsthaft versuchen, das 21. Jahrhundert im Sinne ihrer Ideale, der Menschenrechte und des Rechtsstaats zu beeinflussen. Eine halbe Milliarde Menschen, die in rechtsstaatlichen Verhältnissen leben, die einen hohen Lebensstandard, ein langes Leben und ein hohes Maß an Zufriedenheit genießen – sie sind ein Faktor in der Welt. Die Welt wäre eine ganz andere ohne dieses Europa. Deshalb habt ihr ja Feinde.

Quelle: <https://www.welt.de/politik/deutschland/plus187290578/Timothy-Snyder-Die-Welt-waere-eine-andere-ohne-Europa.html> (Stand 05.02.2019)

Frederick A. Lubich – My Continuing Battle with Tongue Cancer

or

Spring Songs into Autumn Sonatas

For Lynne

Frederick A. Lubich

Preface

Part I of the following text was originally written towards the end of September 2018 as a response to my friends' good wishes and further inquiries after my recent tongue cancer surgery. Since my response also contained additional medical and statistical information on oral cancer, including its early symptoms and warning signs, several readers suggested that I make the text available to a larger audience. And so it is reproduced here as part I in a slightly expanded version.

As I was writing my rather grim update and similarly gloomy outlook about life and death, my current misery started to trigger more and more memories of much better times long gone by.

They took me all the way back to Sète, a port and seaside resort on the Mediterranean in Southern France, where I spent some time with friends in the summer of 1971. Sitting on the rocks looking over the blue water, sparkling in the southern sun and watching the rolling waves breaking onto the beach, I started to imagine writing a love story associated with the sea. But I dismissed it immediately as a quixotic phantasy, since I thought such stories must have been already written in countless variations since the time of antiquity.

"One day, love will find you" ... Although this is a line by the rock band Journey which would not become an international hit until several years later, my inner voice might have already mumbled it quietly, long before it came rocking and rolling my way from a country far away. At least clairvoyants could see it that way and explain it like some kind of flash forward into the darkness of my future. Anyway, I never forgot that day overlooking the Mediterranean Sea, day-dreaming of my future destiny.

And now, almost half a century later into my life's journey and after my latest encounter with mortality, I have decided that it is time to write this love story and write it exactly as it was happening to me over the past years and decades, especially since it had become a central part of my own biography. And so I added this story as part II and III to this narrative, interweaving it also time and again with part I. I also added some additional imagery related to its itinerary.

As usual, my mind kept wandering, getting carried away further and further, but hopefully, this sentimental journey of the second and third part can also serve as a counter vision to the first part. Or to put it in Freudian terms, the pleasure principle is by nature always more enjoyable than the death principle. In short, remembering the misery of death will always remind us to celebrate the miracle of life, and above all its quintessence, the magic and mystery of love. Love is life galore, love conquers everything, or as the ancient Romans put it so succinctly: *omnia vincit amor!*

I: Tongue - Tied and Speechless But Still Alive

September

Dear Friends on both sides of the Atlantic,

I would like to thank all of you who wrote or called during the past weeks after my operation, sending me your prayers and good wishes, offering to help and even bake me some special German cake. Since some of you also had specific questions regarding how I am doing and how we are coping, I decided to answer all of you in somewhat more detail.

It was in May 2018, when I felt the growing pain in my tongue might be more than just another sore from a recent bit into my tongue. However, for two more months, a nurse assured me that it was only an ulcer and a

mouth rinse with saltwater and baking soda would take care of it. It wasn't until July 2018, that a biopsy confirmed that that this was much more than just an ulcer. My operation was scheduled for August 21.

Clearly, my cancer turned out to be a determined head hunter. Apart from some minor skin cancer operations on my chest, all of my six more or less major operations since 2005 were in the area of neck, nose and tongue. One operation cut out tissue affected by follicular lymphoma, another drilled a dime size hole into my nose to eliminate a carcinoma, and of the four tongue surgeries the most recent one was also by far the biggest one, since my inner enemy had quite suddenly returned with an unprecedented ferocity.

In an operation lasting eight hours, the doctors ended up cutting out more than half of my tongue, which was then reconstructed with tissue taken from my leg, leaving a scar from the hip all the way down to the knee. In addition to providing me with a new patch-work tongue, the rest of my lymph nodes around the neck had to be removed too. So my necklace of stitches also looks with a bit of imagination like the traces of a patched-up decapitation. Thus, this covered-up beheading turns out to be quite symbolic, as the survival rate for tongue cancer is only 50-60 %. Statistically speaking, I could have lost my head – along with the rest of my body – quite a long time ago. But how many more times will I be able to beat the odds before I run out of luck?

Lucky me! This time around I had escaped the final cut of the knife, waking up from my surgery tongue-tied and speechless – but still alive.

While my tongue and neck remained swollen for several weeks, the rest of my body has shrunk substantially, as I have lost twenty-five pounds in this last battle round. As far as regular breathing is concerned, I get most of my air through a trach going right into my trachea, and all my so-called food I get exclusively through a gastric tube. The latter could remain in place for several more weeks or months or – if the streak of my bad luck continues – for the rest of my life.

And forget talking: More than four weeks after surgery, my speech is still mostly babble bubble, sounding somewhat like Donald Duck backwards, only much slower. And every now and then, my gibberish is interrupted by a growling sound as if coming from the underground, vaguely reminiscent of the howling of Jim Morrison from the Doors, one of the great musical idols of my youth. In short, calling my linguistic challenges a speech impediment would be quite a compliment. I speak mostly in tongues nobody understands. And while others are straining to read my lips, I am trying to catch my breath, since simply finishing one or two more or less incomprehensible sentences can still be quite an exasperating experience.

Because I often cannot say the simplest words, I have to write them down either on an erasable notebook or on sheets of paper I have been stacking up in ever growing piles over the last couple of years at home and in my office. They are all recycled photocopies of discarded academic articles, former administrative correspondences etc., which keep reminding me one more time of former research activities, other forms of bureaucratic absurdities etc., but those empty back pages always make perfect scratch paper.

As if I saw it coming, this growing tumor appeared to be designed by my destiny's morbid sense of humor. As I look at all those paper towers, I am reminded of a vivid phantasy from a long time ago, when I was growing up in West Germany. I must have been eleven or twelve years old, when I imagined that I had been given a certain amount of words in my life and after I had used them all up I would have to remain silent forever.

Maybe the song "Silence is Golden" by the Four Seasons also had an influence on my strange flight of fancy – which in reality seems to have landed me half a century later on the other side of the Atlantic in this current tongue-tied mess. I remember hearing "Silence is Golden" in my youth on radio AFN, the American Forces Network, which at that time was entertaining the American troops stationed in Europe with popular music from way back home.

Be that as it may, little did I know at that time, that I would not only end up talking like those American troopers, but also babbling like those Babylonian builders in the fable of that infamous Tower of Babel. And if one wants to add an additional riff to my biblical narrative, one could make the case, that now with my half native and half artificial tongue, I can even up the ante to their Babylonian brinkmanship and garble my German and English all the better into perfect bilingual gibberish.

In other words, forget talking a mile a minute, forget the Eagles' driving rock song "Life in the Fast Lane", forget Bob Dylan's rocking sing-along "Forever Young" or to bring it even closer to home, forget all that late romantic rush of German "Sturm und Drang". Instead, keep in mind the coming of death, the final, inescapable exit door, which the Doors had called that ultimate moment, when we no longer can run and hide, because the time has

come to “break on through to the other side”. Academic scholars with ambitious publication agendas have always lived with so-called deadlines, but this deadline has no definite date on which both sides, author and publisher can agree upon – this deadline will hit you sooner or later, no matter if your work is done.

As far as my near future is concerned, I will need dental surgery, speech therapy, extensive radiation and maybe additional chemotherapy, to be topped off by treats like having to pay hefty bills, since our insurance company does not cover all the costs of that extensive surgery. And all of that does not guarantee at all, that I will ever be able to eat and talk again half way normally, let alone teach a foreign language with the necessary clarity. Not to mention the penultimate question: Will my inner enemy come back? After all, a successful operation is by no means a guarantee, that the tongue cancer will not return for a final and fatal blow. That happened to someone in our closer circle of acquaintances not so long ago.

Pondering all my woes along with their future scenarios, I feel strongly, I really needed all that oral cancer like a “hole in the head”, as the Jewish American saying goes. And speaking of not being able to speak: After my first major tongue operation in 2005, I regained my speech about one week after my operation. However, for some reason, in my first telephone conversation with my mother in Germany, I sounded much more Yiddish than German. All I had to add was playing a Klezmer lidl on my old high school fiddle, in order to further underscore the riddle of my new pronunciation and linguistic transformation. In my younger years, I had played the violin with youthful determination, although my modest musical talents always kept me well-grounded through all those years. But now, speaking to my mother, her far-away “Buuf”, as she used to call me in my youth, sounded in deed like a fiddler high up on his roof.

Speaking of Yiddish: Years after my first tongue operation, I started to have longer and longer conversations with my good friend and best Yiddish speaking buddy, Rabbi Michael Panitz. In the course of our rambling discussions we found out that the Yiddish dialect of his Eastern European grandparents shared many similarities with the German Moravian dialect of my own parents and grandparents, who after World War II were expelled from their ancestral home in the Bohemian hinterland of former Czechoslovakia.

In the beginning of this year, having coffee again with Michael at Borjo’s, our favorite local coffee house in the University Village of Old Dominion University, he told me another one of his funny Yiddish proverbs. This time it was about having a “been in hals”. It literally means to have a leg in one’s throat and figuratively speaking it suggests having a thorn in one’s side. This Yiddish kaffeeklatsch took place half a year before I was diagnosed with the latest thorn in my throat. In other words, Michael’s proverb turned out to be quite a telling self-fulfilling prophecy, since now I am trying to talk quite literally with bits and pieces of my leg and my tongue. And while at times this can sound quite funny – for me in the long run it is no fun.

What’s in a word? Given my story, one could add a final irony to my case history. In medical lingo, tongue surgery is called glossectomy after the Greek word “glossa” for tongue and language. Mulling over my calamity, my position as managing editor of “Glossen”, a bi-lingual online journal on transatlantic, German-American cultural relations and political developments after 1945, could also be in imminent jeopardy. Maybe the name glossectomy is doubling as an ominous writing on the wall, spelling out my pending editorial fall? Or maybe, the linguistic coincidence is only meant to be tongue in cheek? Fate’s tickling of my funny bone so to speak?

Considering my new condition, with all its known and unknown challenges, Lynne turned out to be once again my greatest fortune in my current misfortune, as she became an inexhaustible source of practical help and emotional support. And on top of it with her, I was also in the good hands of a practicing psychotherapist with a lot of experience in mental health who could share all her professional wealth. But for the time being, forget the Freudian “talking cure”. In the first days after my operation, whenever darkness threatened to come over me, she simply was my daily sunshine, my sunny California girl of our youthful years from way back when. Leonard Cohen described such magic moments of natural healing most evocatively in his haunting “Anthem” from his album *The Future*: “There is a crack, a crack in everything, that’s how the light gets in.”

In conclusion, I would like to also shine a light on the reality of tongue cancer and have my story serve as a lasting lesson for all of you, including all your friends and all your enemies – should you have some. In my younger years, I smoked like a chimney, often rolling my own cigarettes with Dutch Drum tobacco and of course always without filters. And I was doing it for fifteen years. Whereas lung cancer is quite common as a result of smoking, tongue cancer in comparison is quite rare. Oral cancer accounts for only 3% of all forms of cancers and the percentage for tongue cancer is even lower. And it can have all different types of causes besides smoking.

All the more reason to be aware of the fact, that a persisting pain in the tongue can be so much more than just a lingering canker sore. Early detection and timely intervention are absolutely essential in preventing further if not fatal damage. After all, who wants to leave before one's time, especially if you feel you are still in your latter-day prime? Not to mention Bob Dylan's paean to youth and its endearing belief in its eternal truth.

"Den Fluch in Segen verwandeln", to turn the curse into a blessing, that is one of my favorite words of wisdom from the German-Jewish-Argentinian writer Robert Schopflocher, whom I met in Buenos Aires at the beginning of this century. Our brief encounter led to a growing friendship via electronic correspondence that lasted for fifteen years until his death. Inspired by his guiding principle, which for me has turned out to be true on several occasions during the past several years, I am also trying to come to terms with the curse of my cancer.

In other words, I have become quite grateful to my deadly enemy that he has granted me since the time of his first appearance so many more years to live and enjoy life to the fullest. And I hope, I will be able to cherish all those things again, which we usually take so much for granted, and I am sure, I will do it even more consciously. Simple things like being able to eat and speak ... enjoy good food and good conversations ... the exchange of silly jokes, the sharing of sudden ideas ... the joyful interplay of good company and lasting friendships ...

Again, my text turned out to be much longer than intended. But since I can't talk I have to write. So let me write, turning the curse that has been cast upon me into a blessing: May you all be blessed with good health! "Bleibt gesund", each and every one of you here and on the other side of the Atlantic. And last but not least, I wish you "a gezunt af dein kop", as the Yiddish greeting goes, which in English means health to your head!

But I would like to expand its blessing for a healthy head, including its mental health, for all of you by wishing you "Gesundheit" for the rest of your body too! Or as the ancient philosophers of Lynne's Italian ancestors put it so much more eloquently: "mens sana in corpore sano"!

With this in mind, we both wish you all the best,

Lynne and Frederick

II: From the Old World to the New World – Flashbacks and Soundtracks

October

"Do not go gentle into that good night,
old age should burn and rave at close of day,
rage, rage against the dying of the light."
Dylan Thomas

The Welsh poet Dylan Thomas, who had to leave this world at the young age of thirty-nine, could only imagine what facing death at a much older age could possibly mean. As much as I agree with his first two lines, I would like to phrase the third line quite differently – as the reader of this text will be able to see further down – by following Bob Dylan's poetic imaginary. Not only had he borrow his name from Dylan Thomas, he also rewrote the latter's poem about dying as a kind of counter ode to eternal youth:

"Forever Young"
"May you build a ladder to the stars
and climb on every rung,
may you stay forever young."
Bob Dylan

But before I get lost in the stars, I need to back up a bit down here on earth. In the beginning of September, it seemed like Mother Nature was raging toward our area in Southern Virginia in the shape of Hurricane Florence. Contrary to her poetic name which is rooted in the Latin word for "florens" meaning flowering, evoking images of a beautiful spring, this Florence threatened to unleash a huge autumn storm with horrendous, destructive force.

I was barely out of the hospital and back home, hardly being able to walk, let alone eat and talk, when the authorities of the city of Norfolk, our current hometown, issued an evacuation order for our area. Since our house is surrounded by more than a dozen of high trees and only a stone's throw away from the water, we were not only in danger of being severally flooded by rising tides, but also of being badly hit by falling branches and

uprooted trunks. Since we had moved to this area twenty years ago, we had lived through quite a few hurricanes, but none threatened to be as dangerous and devastating as this one. So, for the first time, we decided to leave everything behind and head further inland toward higher ground, all the while imagining a worst case scenario, in which our home would be destroyed beyond repair.

However, Florence changed its course shortly before landfall, our area was spared, and we did not have to leave after all. In hindsight, the forecast of this hurricane struck me as a kind of natural reflection of my own battle with cancer, which wrecked me like a hurricane – to paraphrase one of the signature tunes by the German rock band Scorpions – and left me behind in physical and emotional shambles. But at least, our house remained intact – if only to stand ready for the next round, when another hurricane would hit the ground.

“Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr“ ...“ Whoever has no home now, will not build one any more“, Rainer Maria Rilke wrote in his poem “Herbsttag” or “Autumn Day”. Our house was built in the late sixties of the last century. It is a three-story building with flat roofs, brown cedar shakes on its sidewalls, which are covered in moss and ivy. On the second and third floor, it has large windows so that one gets the impression from the inside, that one is living in a tree house since the dense crowns of several trees are surrounding the building.

Two windows in the house are quite narrow, but they run from the ground floor to the top floor, thereby evoking the look of loopholes in an old medieval fortress. That look is reinforced by one of the balconies resembling a long battlement walkway that used to be part of a fortress and its further fortification. In other words, our house creates the impression of being an architectural hybrid somewhere between a modern “Bauhaus” and a mediaeval “Trutzburg”, a stronghold defying all adversities. I mention all these architectural details, because our house also happens to be, as one can see further on, a telling reflection of its current inhabitants, who were born and raised in quite different worlds.

To top it off, a beautiful spiral staircase connects all three stories of the house and forms its centerpiece, which can also be seen from the outside through the large, top-to-bottom windows on the front of the house. That spiral staircase was probably also the first feature that caught Lynne’s attention who discovered the house soon after we arrived in Norfolk. Being the daughter of an architect, she has always had an interest in interior design. According to the real estate agent who sold us the house, it was featured soon after its completion in the journal *Better Homes and Gardens*.

Over the years, the building apparently fell somewhat in disrepair, but it was beautifully restored at the end of the nineties by its previous owner. At that time, the housing market was down and we were extremely fortunate to buy it a very affordable price. Here, our daughter grew up before she left home for college almost ten years ago, moved on to Berlin and now spends all her free time traveling the world just like her parents used to do in their younger years.

Following the motto of *Better Homes and Gardens*, which we casually ignored for the most part of our time living in this house, we have finally begun to make substantial repairs and improvements on our home and garden. Until two years ago, the ground around the house resembled a jungle full of large bushes, wildly growing bamboo, and too many tall trees. But more recently, we had a few bushes and trees removed and then we turned the major part of it into a blossoming garden by planting more and more flowers, various bushes and even some seasonable vegetables.

And more than ever, I spent my time reading and writing in our garden or down on the white sandy shores of the Elizabeth River, whose large delta merges right there with the waters of the Chesapeake Bay. In the distance, one can see huge cargo ships coming up and down the river and if one is lucky enough one can even spot dolphins gliding through the nearby water. And every now and then, a flock of wild geese rises in flying formation into the blue sky. People who have visited us have called our home and garden and the surrounding area a “paradise” – and we happily agree.

In the first weeks after my surgery, as I was slowly shuffling through our house, trying not to fall, I stumbled upon the following phrase by the German language philosopher Martin Heidegger: “Die Sprache ist das Haus des Seins” – “Language is the house of being.” This quote goes on in English: “The thinkers and poets are the guardians of this dwelling.” That statement struck me as particularly ironic in my current situation, in which our house literally resonated with my garbled words and sentences, which in the beginning could get quite loud in my growing frustration to get them out. In the meantime, I have learned to lower my voice or shut up altogether. After all, I feel, I am no longer at home in the spoken word. As it were, I am dwelling in my linguistic

ruin. So there, Herr Heidegger, you know what I mean! And to top it off, my own demise and final decay might be just a short shot away.

“Sei allem Abschied voraus”, be ahead of all farewell, Rilke wrote in one of his “Sonnets to Orpheus”. Like no other well-known poet of the twentieth century, this German-Bohemian poet from Prague was a life-long wanderer. For him saying farewell to people and places was a perennial experience. Recently, I have been reminded a lot of Rilke’s verse as I enjoy the sunlit mornings in our house and the peacefulness of our garden. But maybe this is, as they say, the quiet before the next storm, the final hurricane that will take me away.

“These fragments I have shored against my ruins”
T. S. Eliot, “The Waste Land”

As even my short-term future appears quite uncertain, my mind is drifting more and more back into the past. Or to put it more precisely, it drifts back into the future. This paradox perspective, so popular in the discourse formation of postmodernity in the mid-eighties of the last century, sounds more and more promising, because it suggests – *spes contra spem* – the further one wanders back into the past, the longer the uncertain future will last. In reality, it is of course a foolish escape, a quixotic escapade, but I happily embrace it just like all the Doubting Thomases throughout history who kept telling themselves *ad infinitum* “I believe it, because it’s absurd” or as the scholiasts of the Middle Ages put it: “*Credo, quia absurdum*” ...



Frederick in the Williamsburg section of Brooklyn, July 2018

“Last Exit to Brooklyn”, is not only the name of a once quite controversial novel by the American writer Hubert Selby from the year 1964, but also the name of a film by the German film maker Uli Edel with the film score by the British rock musician Mark Knopfler, both from the year 1989. This title also turns out to be a telling description of our last travel destination this past summer shortly before I received the bad news about my necessary operation. Considering the uncertain outcome of my battle with cancer, our long weekend in Brooklyn could also be the last real outing in our long journey through life together.

The mural in the Williamsburg section of Brooklyn in the preceding picture is a memorial to Andy Warhol and Jean-Michel Basquiat, a native of Brooklyn. Both of them were two of New York City’s most celebrated artists of the Pop-Art-era and both of them had to die before their time, especially the latter who was only twenty-

seven years old at the time of his death. In hindsight, his last paintings with all their skulls and skeletons reveal themselves as ominous premonition of his imminent destiny. Years after their death, the bio-pic *Basquiat* featured a prominent cast including David Bowie in the role of Andy Warhol. And here I stand in front of the mural, taking a short break from our stroll through Williamsburg, a favorite quarter of young artists – but internally I am already on the run from the growing threat of my deadly tongue.

Looking at that colorful mural, I am reminded of the vibrant graffiti art towards the end of the last century all over New York City, where we lived from 1984 -1992 in Manhattan on the Upper West Side. It was also during that time when Keith Haring was a rising star in the art world, using the billboards of New York's subway for his remarkable sketches. I remember in particular a drawing with the inscription "Still Alive in '85". I even took a picture of it, which I still have somewhere in the chaos of my countless files and boxes.

Keith Haring's inscription on his subway graffiti turned out to be the artist's writing on the wall, because he too was doomed to die soon after, felled by the plague of Aids, which at that time was killing so many young talents in New York's artistic community, including one of my students at Columbia University. How young they all were. Some had hardly arrived in their adult life and already they had to go.



Lynne and David Bowie flirting in the Brooklyn Museum, July 2018

Ziggy Star Dust Memories: In the spring of 1973, I saw David Bowie in a small music hall in Newcastle, England where I lived at the time. He was in his Ziggy Star Dust phase and I was immediately struck by his colorful persona and flamboyant performance. Of one scene, I have particularly vivid memories. As he was strutting around the stage in his super high platform shoes, he stumbled over the cable of his microphone and went down to the ground but rose again so gracefully that he reminded me of a fallen angel. Right then and there I knew that he would become a sparkling star in the musical universe of our generation.

"Time is waiting in the wings"
David Bowie, "Time"



Collage of David Bowie in the exit hall of the Brooklyn Museum, July 2018

Like no other rock star, David Bowie saw the world as a stage where he played out his life in various roles turning it into a life-long “Gesamtkunstwerk”, a total work of art. Lynne and I spent almost the whole afternoon at the exhibition and it turned out to be a veritable “recherche du temps perdu”, a search for things past, whose growing stream of consciousness down memory lane I try to follow in the subsequent passages. After all, the repertoire of favorite songs, which we have cherished throughout our lives, is an inexhaustible reservoir of sentimental memories.

A few months after I had seen Bowie live in England, I moved back to Germany to continue my studies in Heidelberg. The city was not only home to Germany’s oldest university, it was also the favorite haunt of Germany’s most prominent romantic poets. And to this day, this picturesque town is known for its magic powers to make people fall in love. “Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren”, I have lost my heart in Heidelberg, is one of Germany’s best-known popular songs.

That was the town where Lynne and I met in the summer of 1973. From a romantic point of view, she was a dream girl who seemed to walk and talk at times, as if she too was an angel who had fallen out of the sky. But in a more pedestrian reality she was just another American exchange student from San Diego in Southern California. The year before, she had studied French in Geneva, but on a trip to the Black Forest, she fell in love with Southern Germany and so she came back the following year. As it turned out, she too was a great fan of David Bowie. When he was touring Germany, this time in the guise of the White Duke, we made sure to see his concert together.



Lynne as Dream Girl from California in Heidelberg in the mid-seventies

“Hello, I love you, won’t you tell me your name?
Hello, I love, let me jump into your game”!

....
Do you think you will be the guy
to make the queen of the angels sigh?”
The Doors, “Hello, I Love You”

I still remember very clearly my first impression of her. She came down a sunlit staircase wearing high wooden platform shoes. They were very fashionable at that time which made her long legs look even longer. Another early memory is of her last name on the plate on her door, which intrigued me immediately, because it clearly was not an English name. And so I began to wonder about her family heritage.

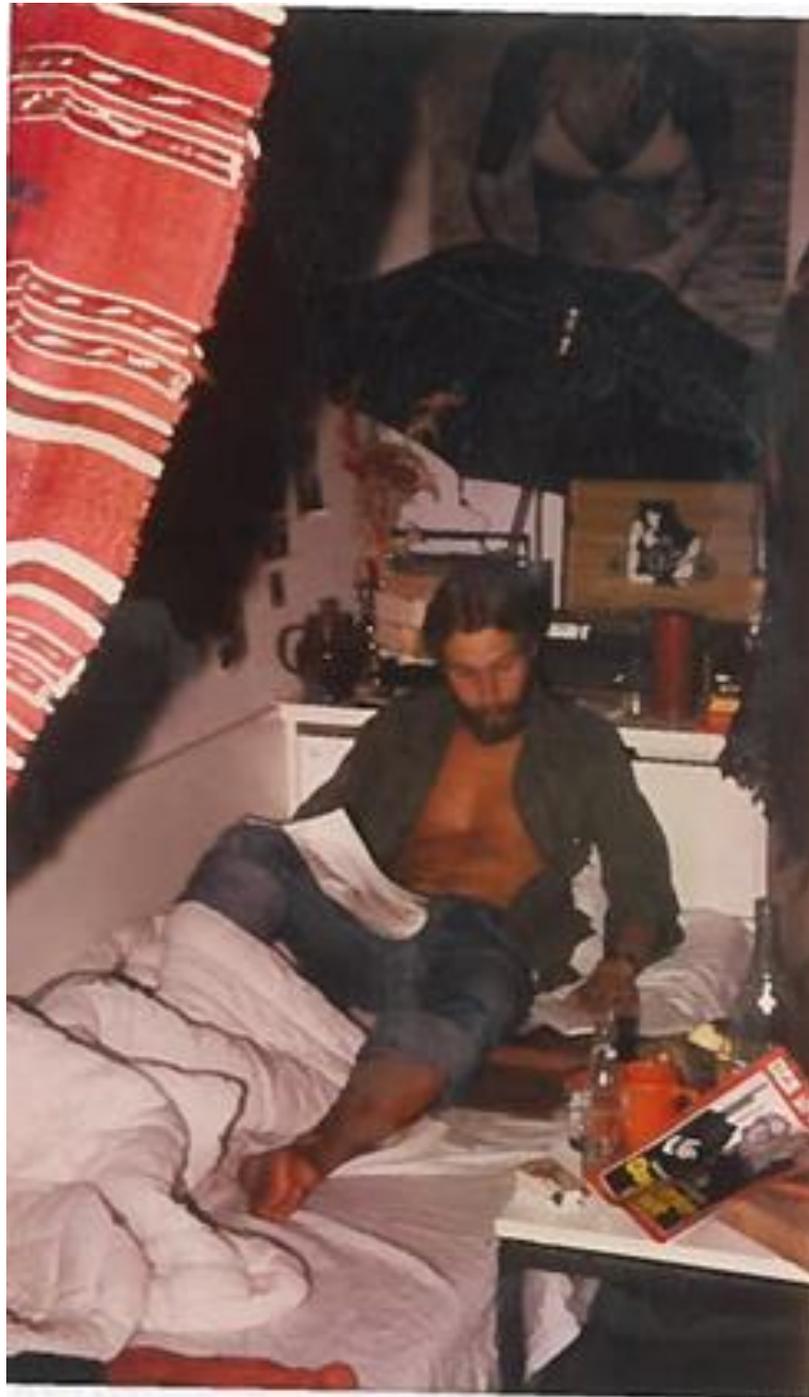
“Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen”, Goethe wrote. In other words, what you have inherited from your fathers, acquire it in order to own it. This advice certainly holds true when it comes to Lynne’s relationship with her paternal heritage. Her father’s roots were in the Italian Campagna Romana, right there, where Johann Heinrich Wilhelm Tischbein had painted his famous portrait of Goethe in front of his classical panorama. Since her father’s first language was Italian, his first born daughter grew up with a strong Italian identity along with words and phrases of its melodious vocabulary.

In addition, her vivacious temperament and effervescent exuberance also was a clear reflection of her father’s Mediterranean mentality and so it made perfect sense for her, to keep the family name Dell’Acqua for the rest

of her life. From the water! What an evocative maiden name, resonating and undulating with the ebb and flow of the waters, as if she were an Undine straight out of the Brothers Grimm's fairy tales, or an Arcadian nymph, one of Mother Earth's mythological daughters.

In any case, instead of frolicking in the Pacific Ocean off the coast of San Diego, my ragazza dell'acqua with her deep roots in the Campagna Romana soon became my Roman Dolce Vita and my Romantic Commedia Dell'Arte. And I with all my German-Bohemian roots, became her poor poet in his Heidelberg attic, wondering about words he had never heard and worlds he had never seen, in other words, day-dreaming his American Dream

...



Frederick as a Poor Poet in Heidelberg in the mid-seventies

During our heydays in Heidelberg, we loved to re-enact famous paintings from German and European art history, often turning them into a modern day parody. It was our way of "Lebenskunst", which meant for us not only the art of living but also living art. Here, I am reliving the painting "Der arme Poet", The Poor Poet, by the late romantic painter Carl Spitzweg which is one of the most well-known paintings in German art history. The photo includes of course also the obligatory umbrella in the original painting where it is supposed to shelter

the poet in the attic from the rain coming through a leak in the roof. I am sure, that umbrella will come in very handy down the road on that latter day, when a final storm will lift the roof and blow the poor poet forever away.

Looking back at this photo of the young poor poet on his unmade bed, I am struck by two additional visual features in the background. One is an image of Jim Morrison, the front man of the Doors, on the inside of the lid of the tape recorder, the other is a poster of Raquel Welch, the screen siren of Hollywood, coming out of the water. Those two were not only the poster boy and poster girl couple of my adolescent phantasies in the late 1960's, these two young Californians would also remain my lifelong idols and ideals of female beauty and musical genius.

Throughout the years, I visited Morrison's grave in the Père Lachaise Cemetery in Paris whenever I could. And as far as Raquel Welch was concerned, not only did she grow up in San Diego to become "Miss San Diego", she also had that same Latina allure as my Bella Donna Dell'Acqua. And before I knew it, my poor poet woke up one morning from his dream and voilà – que será, será – found himself right there in Southern California.

"Is this the real life? Is this just fantasy?
Caught in a landslide, no escape from reality"
Queen, "Bohemian Rhapsody"

Although my American Dream Girl and her Poor Poet from Germany came from quite different worlds, the two of us were on the same wavelength when it came to our passion for rock music. And there is a good reason for its enduring power. Like no other art form, good rock music is raw energy that comes from the gut and from the heart. And my girl from the water sure had a lot of emotional energy that could rise to a level of rushing and gushing enthusiasm. In addition, she loved to dance and she also had a great talent for it, whereas I had the lyrics in my head and the melodies in my heart, but as music sometimes comes and goes, its rhythm did not always make it all the way down to my legs and my toes.

In Heidelberg, our favorite discotheque was the "Whisky a Go Go", a cosy night club and bouncy dancing hall named after the famous "Whisky A Go Go" on Sunset Strip in West Hollywood, which was the home of the world's largest names in rock music. Here, my California Girl loved to rock and I would roll until we were soaring, body and soul.

However, back down on earth, the two of us were in many ways a study in contrast. Whereas she was very much a child of the New World and its modern times, I was very much a child of the Old World. And in my mind I was often drifting and tripping back into even older days long before our time.

So let's return one more time and let's go again east to the land of Bohemia and Moravia, the Slavic homeland of all my ancestors, who were also called German Bohemians, because the king of Bohemia had invited them to farm his land.. On my maternal side, they had emigrated from Germany in the twelfth century during the time of Emperor Barbarossa and the Staufen dynasty of the so-called Holy Roman Empire of the German Nation. Along with them on their long trek eastwards came the Jews, who left their prospering communities along the Rhine and elsewhere behind, fleeing persecution during the times of the crusades. Many of them moved further east to Poland and Lithuania, the Ukraine and Russia, but many of them also settled in Bohemia and Moravia, adding very much to the multi-cultural mix of this multi-lingual area. All the way to World War I, they were proud citizens of the mighty, ever expanding Habsburg Empire, whose territory once incorporated even parts of today's Romania and Northern Italy.

During the period of European Romanticism, Bohemians became known as itinerant musicians all over Europe, giving rise to the notion of a bohemian lifestyle which culminated during the *fin de siècle* in its musical representation by Giacomo Puccini's opera "La Bohème". To this day, Bohemians of all walks of life have a reputation for being musical and emotional. "Aus Böhmen kommt die Musik," the music comes from Bohemia, is the title of a well-known German folksong. Indeed, Bohemians love to sing and dance, and if they have lost their ancestral home they are known for being nostalgic and sentimental. My family certainly was, especially when some of them had a bit of a Schwips from their Czech Pilsner Urquell or some other Slovakian Slivovitz.

Given our ancestral histories and our elective affinities, it was no wonder, my ragazza romana and her bohemian innamorato were made for each other like two star- and moonstruck lovers. The following image below is a cut and paste montage from years ago showing both of us in Heidelberg in the mid-seventies, when

the city was also affectionately known as Highdelberg in some higher circles. And those angels down there waiting in the wings sure seem to promise some pretty high jinks.



De Rerum Natura



*East meets West
and Now meets Then
and you are the best,
again and again.*



Per Aspera ad Astra

"Girl, we couldn't get much higher"

From the looks of this snapshot, the two of us certainly are in high spirits. Maybe we had concocted some bubbly brew. She certainly is her true effervescent self and appears to be quite amused, whereas I seem to be somewhat dazed and confused. Be that as it may, we sure are ready to have some fun, some good old Commedia Dell'Arte, maybe even a dance with the stars like that legendary goddess Astarte, who was known to ride across the nightly sky in ancient Babylon. She certainly was no Maya with seven veils, according to the Chaldeans and their wonderful visions and starry-eyed tales.

So come on, you improvise and I extemporize! You do the flash backs and I do the sound tracks. I'll play "Il Dottore", your Nutty Professor, and you play "Ma Bella Donna Dell'Arte", my Blue Angel, starring in a divine comedy just like the one by Dante Alighieri. Come on, life is a cabaret and the show must go on! Remember, it always takes two to tango! But if you rather rock and roll, then I'll ask ...

"Scaramouche, will you do the fandango,
thunderbolt and lightning,
very, very frightening ...
Galileo, Galileo
... Figaro ...
Magnifico!"
Queen, "Bohemian Rhapsody"

But forget that Figaro in this scenario! Who needs a Spanish hair cutter when you can have Galileo Galilei, the great Italian star gazer and cosmic trail blazer of the late Renaissance. After all, we're in the seventies of the twentieth century, the New Age of freedom and excess, of sex and drugs and rock and roll, of youthful rebellion and universal consciousness. In short, we're in coming "Age of Aquarius", whose dawn the musical "Hair" would celebrate with a lunar dance and celestial exuberance: "When the moon is in the seventh house ... and love will steer the stars."

On top of all those stellar constellations, my Madonna Dell'Acqua also had the right name for this new Aquarian Age and all its higher aspirations. Finally, the earth seemed to be aligned with the universe and it was high time to spread our wings, and for our musical to soar with its final hymn: "Let the sunshine, let the sunshine in"!

“Angels fight, angels cry,
angels dance and angels die”
The Doors, “We Could Be so Good Together”

In our magic moments, the two of us were a real dream team, a marriage made in heaven, as they used to say in the olden days, but I am afraid I must burst the bubble, because down here on earth the two of us could also be real double trouble. Passion after all is a powerful potion and the wear and tear of our emotions quite often was getting the better of us. Or to say it with Lady Gaga who like Madonna is also a Paisana Romana just like my Bella Donna Dell’Acqua.

“I want your drama ... I want your love.
I want your revenge ... You and I could write a bad romance!
I want your ...oh oh oh ... your Rama-Ramama ... and Gaga-oooh-la-la.”
Lady Gaga, “Bad Romance”

I could not have articulated it any better! By the same token, this aria buffa with its meshuggene coloratura reminds me vice versa of the Yiddish word “Besherte”, a term of endearment for soul mates who were truly destined for each other. The word is rooted in old Anglo-Saxon, when it meant to cut up things and share them with others and it survived in modern high German as “Schere” for scissors and “Bescherung” for sharing gifts at Christmas time. But in German it also gained an additional meaning in the ironic colloquialism “eine schöne Bescherung”. In this case, it does not translate into “a beautiful present” but it rather means “what a mess.” In other words, it could also characterize the dream team as double trouble full of storm and stress.

Suffice it to say, sometimes we could be both heaven and hell! Or at least some modern version of what the romantic poet William Blake had called *The Marriage of Heaven and Hell*. In this poetic masterwork, he proclaimed that without opposites there cannot be progress. Generations later, this dialectical world view would influence among others Aldous Huxley’s most famous book *The Doors of Perception* which in turn became the source of inspiration for the Doors.

From youthful “mess” to old-age “progress”: Looking back at our long journey through life, I am happy to report, that William Blake was right. The two of us weathered all the storms along the road quite well together. And what is left of our darker realities, are all the highlights of our life and our love, of which we sometimes could not get enough. After all, we were not Florian Illies’ “Generation Golf”, we were born to be wild just like John Kay’s “Steppenwolf”. We were flower children of Mother Earth and part of that Woodstock Generation that was raised on Californian reveries and Bohemian rhapsodies, coming out of the waters and out of the woods.



Frederick in the footsteps of Joseph von Eichendorff’s
“Good-For-Nothing” at the foot of the Hohenstaufen in the early seventies

The mountain of the Hohenstaufen rises right behind my hometown of Göppingen in southern Germany and it still has some ruins of the ancestral fortress of Emperor Barbarossa from the twelfth century. At the time this picture was taken, my musical idols were the itinerant gypsies, the Sinti and Roma, who were roaming the hinterlands of the Habsburg Empire all the way from Romania up to Bohemia. My mother still remembered them as they were passing through her little village. However, when I realized that in comparison with their virtuosity I was also a musical good-for-nothing, I left my good old fiddle way behind. And I also knew, that I had all their wandering melodies singing and dancing in my mind.

Following in the footsteps of Eichendorff, the poet, is however quite another story. He is the quintessential representative of German Romanticism, whose lyrical texts have been set to music by various composers numerous times. His poetic themes and sceneries of romantic ruins and moonlit landscapes, of youthful wanderlust, and last but not least, of "Fernweh" and "Heimweh", those untranslatable yearnings for far-away countries and – vice versa – the longing for returning home again, all these romantic leitmotifs and nostalgic trajectories have become an integral part of Germany's cultural imaginaries. And as I realized in hindsight, they had also become very much part of my own life-long phantasies.

„Aus dem Leben eines Taugenichts“, From the Life of a Good-For-Nothing, that is the title of Eichendorff's most well-known novella. In it, the author's young, happy-go-lucky protagonist takes his violin and sets out for Italy, following in turn in the footsteps of Goethe's classical "Italian Journey". I must have been about the same age as Eichendorff's young protagonist, judging by his peach fuzzy face, when I traveled for the first time to Italy, and I even outdid my role model by hitch hiking most of the way. Only, this time it was not by old-fashioned horse-drawn carriages but by modern-day cars with much more horse power. And in the warm summer nights of the south, I would sleep under the stars and dream of what they might have in store for me.

Back home, way back home in my ancestral homeland, Eichendorff's family tree had deep roots in the land of Upper Silesia, which was once also part of the Habsburg Empire. His family even had a small summer castle in Sedlnitz, today's Sedlnice in the Moravian countryside, which was then known as Kuhländchen, where my maternal forebears had lived for centuries as farmers. Eichendorff spent many summers there, and since my mother's birthplace Partschendorf, today's Bartošovice, was the neighboring village, she visited Eichendorff's near-by castle already as a young school girl, which was an experience that turned her into a lifelong admirer of him and his poetry.

As a young man, Eichendorff not only studied in Heidelberg, he too fell in love in this romantic city on the banks of the Neckar, and to top it off, he too had harbored dreams of setting sails for a new life in America. However, for Eichendorff, that dream never became a reality. In addition, his loved one had left him, adding to his emotional misery. His poem "Das zerbrochene Ringlein", the broken little ring, became one of the most well-known songs of unrequited love in the German lieder cannon. In it the poem's protagonist says that he will leave home and roam the world as a "Spielmann", an itinerant minstrel, trying to forget all his sorrows somewhere in a far-away land. The poem begins: "In einem kühlen Grunde", in a cool valley ...



Lynne in a cool valley in beautiful spring somewhere around Heidelberg

The beauty of spring and the joys of love have always been a double phantasy since the beginning of poetry. To give just three examples from the canon of German literature. Walther von der Vogelweide, the great traveling troubadour during the time of the courtly love tradition in medieval Germany, describes in his poem “Unter der linden auf der heide” or “Under the linden tree in a meadow”, a young maiden’s fond memories of her secret romantic tryst with her loved one in a bed of broken grass and beautiful flowers.

Following that medieval model, young Goethe wrote his poem “Mailed” or May Song, which became also known as “Maifest” or May Fest, in which the poet wanders through spring meadows together with a young girl he is in love with. The poem is an exemplary song of erotic innocence and poetic experience, that became the lyrical epitome of German “Sturm und Drang” with all its exuberant reverie.

Eichendorff, a poet of the next generation happily revisited Goethe’s youthful vision and epic enthusiasm. Goethe had found his first true love in Italy and he eternalized their shared passion in his “Roman Elegies”. Eichendorff’s love poems also focus on the allure of the foreign, most notably in his poem “Schöne Fremde” whose *double entendre* of “beautiful stranger” and “beauty of foreign lands” is untranslatable, no matter how much poetic license one applies.

“Heimweh” is another one of those poems and it does not translate into homesickness – which for non-native speakers of English will probably always resonate with words like sea sickness, or any other sickness which causes the sick one to throw up. “Heimweh” on the other hand translates literary into a woeful longing for home. The first line of this poem reads: “Wer in die Fremde will wandern, der muss mit der Liebsten gehen”, If you want to wander to far-away lands, you have to go with the one you love the most.

Eichendorff probably even channeled Led Zeppelin to make sure I get the message. After all, they were clearly spelling it out what their message was all about, beginning with title of the song:

“Going to California”
“Someone told me there is a girl out there,
With love in her eyes and flowers in her hair.”

And as it were, with a “whole lotta love” to give and to share. In other words, the

Love
of a true lover,
the love of a caring wife,
and the love of a wonderful mother,
enough to last for much more than one life.

But stubborn as I was in those days and clueless what the future could bring, I left my loved one behind, leaving for America all by myself in August of 1977, probably thinking that absolute independence would be my ultimate heaven. It soon turned out to be another major moment of bad romance on our itinerary. That bad stretch went from August until December. By November, it seemed we had drifted “worlds apart”, as the rock band Journey put it in their song

“Separate Ways”
“Here we stand worlds apart,
hearts broken in two, two, two,
sleepless nights, losing ground,
I am reaching for you, you, you.”

And with their chorus refrain, that arena band from San Francisco drove their message home like an orchestrated wake-up call ...

“Someday love will find you,
break those chains that bind you”

Considering the fact, that I somehow re-enact Eichendorff’s dreams and poetic phantasies, the romantic irony of that last line was not lost on me, as the band Journey seems to sing in their own way about the poet’s broken heart and his little broken ring. In any case, by the end of that year, the two of us were re-united again in New York City, where I picked up my loved one in the John F. Kennedy airport – and then our hearts went overboard!

This was not the first time we had come close losing each other, but this time we had found each other for good. However, we never wore wedding bands. We did not even consider them. Maybe deep down we both were afraid we would break them again.

Ithaca is the name of the little town in the foothills of Cornell University in upstate New York, where I continued my studies at that time. In hindsight, the name Ithaca struck me as a good omen, because it reminded me of the Homeric rhapsodies of Odysseus and his epic and erratic “nostos”, his long return home to his beloved Penelope in Ithaca. It is the archaic model of all adventures stories about faraway lands full of heroic bravura and melodramatic nostalgia. Ever since I had devoured Homer’s *Iliad* and *Odyssey* in the classical German translation by Johann Heinrich Voss during my earlier years in the Gymnasium, I loved his ancient world of travel and adventure.

As it turned out, my Penelope had brought me home to her own country. We just did not know it at that time. So Eichendorff’s poem “Heimweh” actually turned out to be my “Fernweh” for her home in the New World far out West. The following summer, the two of us traveled together across this seemingly endless continent in Greyhound buses all the way to California, where we continued our continuing education – which apparently never seemed to end – in San Francisco and Santa Barbara.

And it certainly was the right time and the right place to be in California. Songs like “California Girls” by the Beach Boys, “Hotel California” by the Eagles, and “Dreamin’ California” by the Mamas and Papas perfectly captured that far out *zeitgeist*, that vibrant energy and effervescent atmosphere of those years on the West Coast. And with his song “San Francisco”, beginning with the lines “If you are going to San Francisco, be sure to wear some flowers in your hair”, Scott McKenzie was the gentle pied piper for all those flower children who flocked to that rainbow city, the last flourishing outpost of artists and bohemians way up there on the Pacific Coast.

Since the Gold Rush in the nineteenth century, the Golden State of California has loomed on the horizon as the New World’s Manifest Destiny, a mythical Promised Land and modern Paradise Regained. As the country was being settled, more and more names for streets, parks, and beaches in California conjured up these paradisiacal phantasies. When the cultural historian Anthony Heilbut wrote his seminal study on the German expatriates from Nazi Germany who had found a refuge in Los Angeles, he called his study “Exiled in Paradise”.

Oh how we enjoyed roaming the Mojave Desert in spring when all its flowers were in bloom. And how we loved spending summers on the remote beaches north of Santa Barbara, wearing nothing more than a few beads and a sunny smile. And when the sun was setting, my California girl would turn into Carlos Santana’s “Gypsy Queen” in colorful veils and when the moon was rising, I would become her moonstruck man and she would become Santana’s “Black Magic Woman”.

“California Dreaming”, that was the American Dream as “Paradise Now”, just like the American traveling troupe The Living Theatre had called their most popular play. In hindsight, California was our endless summer of love, or to put it somewhat more prosaically, it was the last four years of our carefree, long-lasting youth, before the real world of a professional life finally caught up with us. And so, we hit the road again, leaving the West Coast and heading back to the East Coast.

“Lehr- und Wanderjahre” is what Goethe had called the formative years of learning and wandering of Wilhelm Meister, the protagonist of his classical *bildungsroman*. In my case, my years of learning and wandering lasted close to thirty years, in which I studied and taught at a dozen universities in Germany, England and America. In other words, the wannabe fiddling gypsy of my youth had become a “gypsy scholar” instead, as this lifestyle is called in the English-speaking world.

Moving from university to university in pursuit of tenure always reminded me of medieval minstrels wandering from castle to castle in pursuit of a permanent ministerial position. Looking back, I could not have fared any better. On the long and winding and sometimes rocky road, where we so often had to decamp, my fair lady turned out to be a real lady tramp. In other words, we truly had become our American Dream, I was her wandering gypsy scholar and she was my wandering gypsy queen.

“On the Road again”, Willie Nelson’s country song became the favorite soundtrack of our meanderings through this world. And Robert Frost’s poem “The Road Not Taken” was our alternative guide in search for orientation and our final destination. Which of course always begged the question: Is there an ultimate destiny, let alone preordained itinerary, in a world of so much coincidence, permutation and imponderability?!

“Fortuna velut luna ...” thus begins the “Carmina Burana”, a collection of songs from the High Middle Ages, whose entry line suggests that fate and fortune are as fickle as the moon. This Latin phrase about the moon could have also been the source of inspiration for Giuseppe Verdi’s famous aria “La donna è mobile”, suggesting that woman is fickle. Waxing moon, waning moon, ebb and flow that come and go. So come, my gypsy queen, my queen of hearts, come and be my fortuneteller! Come show me all your lucky cards ...



My Lady Luck and Lucky Star
Lynne in an old hotel in New England in the mid-eighties

Tell me, tell me, what is written in the stars! What is our fate! My Fair Lady From the Sea, tell me all about that sparkling Pearly Gate! That magical blue lagoon, that dark abyss of Mother Earth, of eternal death and eternal rebirth, mysterious no-man’s land of eternal death and rebirth! That no-man’s land of all mankind, that blossoming meadow of the Blue Flower, that no romantic will ever find. And again she is rolling her dark brown eyes, just as she did when we lost paradise. And while she keeps smiling her beguiling smile, I keep searching for that utopia, that mythic womb and tomb of the Magna Mater.

„Wohin gehen wir? Immer nach Hause“
Novalis

Where are we going? Always direction home! Wrote Novalis, the romantic dreamer of the Blue Flower. My own scholarly journey on the road home came to an end in Norfolk, Virginia at Old Dominion University. As it turned out, the name of the university literally signifies a home coming since the word “dominion” has its root in the Latin word domo, meaning home. Already the wandering students in Eichendorff’s “Taugenichts” novella had come to the realization at the end of the road: “Beatus ille home, qui sedet in sua domo”, happy is the man who resides in his own home. After my long academic itinerary to find the right place and the right university, I could not agree more.

Finally, I had a solid base from which I could talk myself into more and more lecture tours, which over the years took me to over thirty countries all over the world. I figured, if I was no good as a gypsy musician, I could at least could make up for it as a gypsy scholar. Or to put it differently, the fiddler on the roof had become a real **luftmensch**, frequently flying the friendly skies, a talking head and so-called Turbo Prof who would talk until his last listener’s ears would fall off.

And after everything was said and done, I felt thankful that after all, I had not become a bum, a German “Bummelstudent”, as we used to call perennial students without a home and nowhere to go. But at the bottom of my Bohemian heart, I will always remain a Good-For-Nothing, Eichendorff’s wandering “Taugenichts”. As a matter of fact, in recent years, I have identified more and more with him, so that I even ended up publishing some of my own poetry under his pseudonym. For example, the following poem of mine together with the painting by John William Waterhouse, the Pre-Raphaelite painter, appeared in Norfolk’s monthly **Downtowner** last fall under the name F.A. Taugenichts.



Twilight over Tidewater

"I have heard the mermaids singing "

*The days are getting dark and darker, the leaves are shivering and falling,
the fogs are rising from the river, life is dying, death is calling.*

*Yet deep below the murmuring water I can hear the mermaids sing,
that after winter, ice and snow, once again there will be spring.*

The name of this painting is "The Lady of Shalott", who according Arthurian legend was yearning for the knight Lancelot. Since she is confined to a tower near Camelot, she reminds me of the Brothers Grimm's Rapunzel, which in turn was the name I had given Lynne in Heidelberg because of her long hair at that time. In the meantime, her hair is much shorter just like the name Rapunzel, whose abbreviated version is however still my favorite term of endearment for Lynne.

The original version of this picture poem shown above is a postcard and it was part of a project I had called “poetry to go”, because people can buy postcards, give them to friends or send them around the world. I also love to publish these picture poems in newspapers, because many more people can read them for example at the morning breakfast table and have some food for thought on the way, as they get ready for another busy the day.

The above example is just one of several dozens of poetry postcards, which I produced with different texts, themes and images soon after I had had my first battle with tongue cancer. I had them reproduced by the thousands and sold in different stores in and around Norfolk as well as in Germany with all proceeds going to cancer research. Since last winter, the local newspaper *Hampton Roads Gazeti* is printing my series on the four seasons not only to celebrate them but also to raise cancer awareness. When we started that project, I would have never thought, that I soon would be battling my own cancer again and more than ever.

“I have heard the mermaids singing”
T.S. Eliot, “The Love Song of J. Alfred Prufrock”

Norfolk is an old harbor town from America’s colonial period here at the mouth of the Chesapeake Bay in an area which is also known as Hampton Roads, since it combines old towns like Hampton and Norfolk with newer towns like Chesapeake and Virginia Beach. Together, they are forming a larger metropolitan area of a total of seven cities with over one and half million people. In addition to Hampton Roads, the region is also known as Coastal Virginia, but it is probably most naturally described as Tidewater, since the tides of the Atlantic inundate so many of its marshes and wetlands, meandering waterways and major rivers tributaries.

Considering its natural location, this area is also the home of the mermaid, whose colorful statues adorn grace many public places. It wasn’t until we had lived here for some time, that it dawned on me, that my California girl from the water also was one half of a two-part mermaid configuration. In accordance with mythical mermaids, who are half maid and half fish, Lynne was born in the sign of Pisces and I was a born Virgo. If one puts the two zodiac signs together, they form a perfect mermaid, a true Meerjungfrau, as she is called in German.

In other words, even from an astrological point of view, the two of us are a match made in heaven and – vice versa – down here on earth, Southern Virginia was our natural destination where we finally found our home. “Virginia is for Lovers”, is the official motto of this state, and who could argue with that. There is an endearing recording by Charles, singing “Carry me back to Ole Virginnny”, an old minstrel song from the nineteenth century and the Rolling Stones chimed right in with him in their bluesy country rock song “Sweet Virginia”, in which they even seem to trace our own journey home from the West Coast to Coastal Virginia ...

“Thank you for your wine, California ...
yes I got the desert in my toe nails
and I hid the speed inside my shoes ...
yeah come on down to Sweet Virginia ...”

How fitting that this blues ballad about coming home is featured on their double album “Exile On Main Street”. Yeah, it is good to be home at last. Or, as the forefathers of my better half from the Campagna Romana would have put it: Pisces, Virgo, Virginia – ubi bene ibi patria.

Nomen est omen: According to Lynne’s mother, the first name of her daughter is also associated with water in the mother tongues of her maternal ancestry from Norway and Sweden. I could never verify this. But it certainly was part of her attempt to reclaim her own ancestry and ethnic identity, which she loved to celebrate in the adventure stories and Nordic myth forging of seafaring Vikings. That ended up impressing her younger son, but not her first-born daughter. She always remained her proud patriarchal father’s “numero uno”, his first-born girl from the water.

However, looking at the proliferation of her name here in Tidewater seems to bear out her mother’s claim. More than a dozen lanes and lakes, parkways and waterways are compound names that contain Lynne’s name in various combinations, including “Lynnhaven”, which is of course my favorite variation. And as if to drive home her aquatic identity all around the Tidewater community, my California girl from the water ended mounting the number plate from her father’s car which she inherited after his death onto her own little Honda

S 2000 sports car. It reads “Dell H2O”. And she still loves to drive in the fast lane, which sometimes drives me insane.

“Gremium matris terrae”, the Womb of Mother Earth. That is what poetic scholars of matriarchal mythology call the world of water, the aquatic source of all terrestrial life. Coincidentally, the area of Tidewater in Southern Virginia is also one of the most flooded areas on the East Coast, because the global rising of the sea level is compounded here by the local sinking of the mainland. No wonder, mermaids feel at home here. Unlike land-locked humans they go with the flow when it comes to flooding, and since they have fish tails they don’t have to act like a fish out of water.

“Bridge Over Troubled Water”: During the course of our life together, I have come to the realization, when ebb comes to flow, and push comes to shove my better half can become an amazing bridge over troubled water, strong and supportive as if made out of rock and stone. That was especially evident, when she had to take care of most of the preparations for our hurried evacuation during the last hurricane. She rose to the occasion with so much equanimity, almost bordering on serenity, that she reminded me of “La Serenissima”, the superlative with which the Venetians had crowned their regal Renaissance city a long time ago. The last time I saw Venice it was in late fall and the city was flooded again, but I was struck by the casual, easy going attitude with which its citizens took care of what they call “aqua alta”.

“She’s like a Rainbow” has always been one of my favorite songs by the Rolling Stones ever since I heard it in the sixties on the radio. And I was especially taken by the playful piano play. The last couple of weeks, whenever I started to feel down as if I would drown, my girl from the water rose like a rainbow above it. I have never seen her like this before. Probably because I had never been in such dire straits. And just like we were re-enacted art in our younger years, art is now vice versa re-invigorating our older lives, like this mermaid on the following picture.

Every mermaid in Tidewater is painted in different colors and sometimes they also wear different accessories. This particular mermaid comes in rainbow colors, projecting a message of hope that is reinforced by the word “Hope” which she holds in her outstretched hand. It is also the password to the building, where we hope, the daily six-week radiation treatment will help me in my battle with cancer.



[Mermaid at the entrance to the radiation oncology building of Norfolk’s General Hospital](#)

If “Hope” is the last password for all those who have been struck by cancer, then “Hope Against Hope” describes the conflicting absurdity all those must feel, who know that they are terminally ill. It is a morbid desperation, the Romans used to call “*spes contra spem*”. But I have a better password through this final absurdity I am borrowing it again from Lynne’s Roman ancestry: “*Omnia vincit amor*”! It opens every door and for mermaids it would be an easy escape right here along the Atlantic Shore with all its harbors, floodgates and waterways. And on top of it, as far as I can see, it sure would be an exciting escapade, riding the waves all the way out to the open sea.

Last Exit Norfolk: “From Here to Eternity.” The most iconic image of the film “From Here to Eternity” by Fred Zinnemann from the year 1953 is certainly the beach scene in Hawaii, in which Burt Lancaster and Deborah Kerr are lying and embracing each other in the rolling waves of the surf that is rushing and crushing towards the shore. The powerful ebb and flow of the water and the evocative trajectory of the poetic title “From Here to Eternity” in turn are reminiscent of Goethe’s panoramic allegory “*Gesang der Geister über den Wassern*”, song of the spirits over the waters. Since Fred Zinnemann was an Austrian immigrant to America, he might have been quite familiar with Goethe’s poetry.

Goethe’s poem describes the course of the water from a spring in the mountains all the way down to the sea, and it turns the subsequent natural process of evaporation and eventual return to earth in the form of rain into a philosophical contemplation about the physical-metaphysical nature of the eternal recurrence of the same. The poet concludes his poem with the transcendental equation: „*Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser, Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind*“. Soul of man, you are like the water, fate of man, you are like wind. I know of no other poem that describes the psychic energy of humanity, its vibrant vitality and its longing for regeneration and lasting immortality more powerfully than this poem.

III: Spring Songs into Autumn Sonatas – Last Escapades and Final Serenades

Frederick A. Lubich

November

The days are getting shorter and the nights are getting longer. Some morning, fog is hovering over the water, clouds roll in and the day stays gloomy. But on other days, the sun rises brightly, and the sky turns deep blue, dappled with white popcorn clouds, and the Indian summer sparkles in all its bright and luminous autumn colors.

It is the beginning of November and I am in my third week of radiation. The first side effects begin to show and they are in the words of the radiologist “more acute” than anticipated. The growing sores inside my mouth and my increased incapacity to swallow have made it virtually impossible to speak. And the doctors tell me it will get worse before it will get better although they concede that some of the side effects of radiation might be permanent.

“So now faith, hope, and love abide. But the greatest of these is love”, wrote Saint Paul in his letter to the Corinthians. But if I have learned something this fall, then it is this: Hope and despair, optimism and pessimism are not emotional commodities that can be switched on and off like heating and cooling on an air conditioner. Joy and sadness, light and darkness, come in waves and as November rolls in, the days will grow grayer and grayer. And as far as I am concerned, Rilke’s advice to be ahead of every farewell also holds true when one is faced with one’s own body and its challenges to heal.

If one can hope for heaven, one can also fear the coming of hell, in my case, the realistic possibility that I will never regain the capacity to swallow normally again. Which would mean, that I will never be able to eat and drink again. All right, it would not be quite hell, but it won’t be a picnic either. Forget Manet’s “*Déjeuner sur l’herbe*” or his “*Bar at the Folies-Bergère*”. Or closer to home, forget the German pantry, all its handed down recipes along with all its time tested kitchen philosophy, such as ...

“*Die Liebe geht durch den Magen*”, or as the English version reads, “The way to a man’s heart is through his stomach”. It is a proverb, that celebrates the art of cooking for those who you love. Lynne loves to cook and concoct new dishes, but if I can’t eat or drink, forget all that loving preparation, the shared shopping in anticipation of a good meal! Forget all the vegetable growing in spring and the apple picking in fall! Forget all the feasting with family and friends, forget the festive wining and dining of social gatherings. Every toast is a

well-meant insult and every “bon appétit” a friendly blow below the belt! And if I am just by myself, thirsty or hungry along the road, forget a fast food burrito or just a cup of coffee to go ...

All I have is that same old fake food, going day in and day out through my gastric tube! But if misery and necessity are the mothers of invention, maybe I can give my food supply some psychopathic twist and nurture some sado-masochistic relationship, where the gastric tube could play the sadist and the stomach in turn the masochist. And if this too comes to naught, at least it was some food for thought.

Sometimes I wonder, if all that youthful German “Sturm und Drang” had turned into the American “Storm and Stress”, as the usual mis-translation of this expression goes. After all, it is well-known that stress can cause not only ulcers but also cancer. And as much as I have always enjoyed the stormy part of the equation, the brainstorming and trailblazing of teaching, writing and research, I have also been very stressed out over too many projects the last couple of years. Maybe, cancer was the high price to pay and the final lesson to learn.

What kind of life would that be, where all my higher aspirations have sunk to the lowest of expectations, that is, the desperate hope that I do not aspirate. Who needs dysphagia of all things which means difficulty of swallowing, thereby mixing up trachea and esophagus. The latter can cause pneumonia and – if worse comes to worst – what the medical profession calls exitus. And not to forget, aspiration also describes the initial stage of drowning, which is always something to keep in mind, if one’s home is right next to the water in a flood-prone zone!

Whatever the outcome of all these possibilities might be, the facts are that in my life not only my best dreams have come true, but my worst nightmare too. Who would have thought that I would run out of words, in other words, end up with a tongue that bleeds and hurts, until it was more or less cut out. When I come to think of it, it is a procedure reminiscent of a gone by age, when torture racks where the latest rage and its trials and tribulations were the prize to pay for eternal salvation. My beloved grandfather still was a strong believer that every adversity here on earth was a test and if passed a step on the stairway to heaven.

As a young boy, every Good Friday I suffered with Christ on his way to the cross. Legend had it in those early days that a good Christian would have to be ready to play such a passion play all the way. Years later it dawned on me that there were two kinds of passion plays and God knows as I had already confessed years before, I grew up likening the second version so much more.

Saints used to have a golden glow, at least that’s what Russian icons show. But so often it was their earthly misery, which earned them their saintly radiance. But I already know now, that any good old vibration is so much better than the best of the latest radiation. In short, as long as I am here to stay, I would prefer to be radiant the old-fashioned way. Just as we were on those sunny beaches in Southern California, when paradise was it and the sky was the limit!

“Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt” is a German expression, for which there is no good equivalent in the English language. It means literally jubilating all the way up to heaven and feeling despondent all the way down to death. In a nutshell, it describes extreme mood swings between ecstasy and agony and is a poetic way of paraphrasing a bi-polar disorder. For the first time in my life, I am struggling not to sink deeper and deeper into that emotional wasteland and its devouring darkness.

This particular underworld has also become known as “Cancerland” which is the title of a medical memoir about cancer. At least, my timing could not have been any better, because the diagnosis of my cancer was perfectly aligned with the month of July, when this book also became the Amazon Best of the Month Book. Not to mention the fact, that the month of July is also the month of Cancer, the fourth astrological sign in the Zodiac. In any case, in that world where cancer rules, there are days, when my struggle seems like such an uphill battle and I feel, all I have left is the end of my rope, some gallows humor and a slippery slope.

A couple of weeks ago, before I became completely mute, I have started to venture onto the nearby campus or even further downtown to see an evening movie but I keep running into colleagues and acquaintances, who don’t recognize me anymore. It is, because I have lost so much weight and also had to shave off my beard for the construction of my radiation mask. On top of it, I always wear now a dark blue cap, which I never did before. An old friend gave it to me and since it says “Navy” in big letters on its front, it probably further adds to the general alienation effect I now have on friends and acquaintances.

“People are strange when you are a stranger ...” goes one of the Doors’ darker songs. And when I start speaking in my growling voice, I can’t blame people if they look at me, as if I stepped right out of some old horror movie

and gothic story, where the dead keep haunting the living they left behind. This estrangement could actually work both ways, since in those olden days, some dead were rumored to believe that they were still alive, and so they kept walking and talking as if they were still among the living.

This is the dark side of German Romanticism, the twilight zone of spooky *Poltergeister* and uncanny *Doppelgänger*. And if I consider the fact that by now I actually could be quite dead, had it not been for some serious medical intervention, then this morbid phantasy could now in deed be my new, alternative reality. But fortunately, that forsaken road I have not taken! Thanks to that magic knife, my doctors were wielding, I am still alive! But then again, on second thoughts, maybe I only think I am?

Anyway, I am happy to tell myself that I am not quite dead yet. And looking at it from this point of view, the picture of my doom loses quite a bit of its gloom. Lightening it up even more is the realization, that despite all my grief, I am becoming Lynne's daily comic relief. Since my voice has morphed into a droll intonation with undertones of melodramatic exaggerations, I feel quite often that I sound like some village fool from times long gone by. Or maybe even better, like a court jester in a castle up on the hill, amusing his fair lady with fairy tales of storm and stress and knights and damsels in love and distress, who wine and dine the evening away.

On the other hand, there is always the possibility, that I had already my last supper the night before that bloody surgery. Maybe the Grateful Dead from San Francisco were right after all:

“The bottles stand empty,
as they were filled before,
time there was and plenty,
but from that cup no more.”
The Grateful Dead, “Ship of Fools”

If the party of my life is indeed over, if I have run out of time and if I have run out of words, why keep trudging into the future, where everything drags and hurts? As I progress with my radiation, I feel am losing energy and motivation. And I am also afraid I might lose focus and judgement finishing this narrative. Ever since I had heard King Crimson's song “Epitaph” in the early seventies somewhere in Southern France, I have been haunted by the refrain of this song “Confusion will be my Epitaph” ...

But isn't every end also a new beginning? So let's forget King Crimson, forget that cancerland, that wasteland of things to come! Let's go back to the wonderland of our past, let's channel its dreams and let's have a last blast. Instead of the questionable Figaro, let's join the respectable Hidalgo, that noble knight Don Quixote de la Mancha. And you, my Dolce Vita from San Diego could play his Dulcinea del Toboso. Come on, let's fool ourselves again, just like all those wise men and women have done since way back when. Whether reality or fantasy, you will always be my fair lady, my lady tramp! Remember those windmills out there in La Mancha? That battle clearly was mind over matter! So come on, together we can beat the latter, that latter-day misery, that unspeakable glossectomy. Who needs such rotten realities if you can have fabulous knight errandries!

And don't forget that kitchen in Heidelberg! And all those wild Walpurgis Nights! Remember that witches brew with which you enchanted me, filling me with all that joy because I was sure you were Helen of Troy. And ever since we drank from that magic potion, we have loved each other with great passion and lasting devotion!

“You got your spell on me, baby,
you got your spell on me, baby”
Santana, “Black Magic Woman”

And that spell has been lasting for almost half a century. In other words ...

“We have been together since way back when ...
you are the one that makes me shout,
still the one that I dream about ...
We're still having fun!”
Orleans, “Still The One”

The band Orleans was formed in Woodstock, New York in the early seventies and this song is as old as our relationship. So listen, my dear, we are both still here and before we have our final fall, let's have a last ball, a

ball that will last forever! Like those Venetian masquerades, they are by far the best balls for such a time consuming endeavor. And when it comes to those latter-day things, let's not listen for whom that deadly bell rings! Remember, as long as we are alive, death has to wait out there in the wings.

And last but not least, if we dress in unisex clothing, I bet you that death will be full of loathing, since his work will be more complicated, because, they say that dream-teams cannot be easily separated! At least, that's what old wives' tales tell. But God knows what really happens on that slippery slope between heaven and hell! In any case, life is a cabaret and a commedia dell'arte, a dress rehearsal for death, a march funèbre and dance macabre

...



Lynne and Frederick in Heidelberg: With "Sturm und Drang" and "Forever Young"
Der geigende Tod auf den Seitentafeln zu dem narrischen Tanzpaar ist Teil eines Bildes von Alfred Rethel mit dem englischen Titel „Death as an Avenger“ (1851)
aus William Vaughan, German Romantic Paintings Yale, University Press, 1980. S. 236

This photo reminds me of my grandmother who used to say when I as a little boy became a bit too rambunctious for her: "Deech stech der Hoovr" This Moravian proverb, still stuck in Middle High German, translates roughly into "your oats are pricking you", meaning that one is antsy for some mischief. My grandmother loved pithy proverbs and playful doggerels and as her grandchild I could easily continue this tradition with words of wisdom such as ...

Knusper, Knusper, Knäuschen,
die zwei sind aus dem Häuschen.

If this German nursery rhyme evokes memories of Hansel and Gretel lost in the woods, then this would not be untrue, because there are days and nights, when the two of us feel just as lost in a labyrinth of menacing uncertainties. Only, this time around, we are not caged by an evil witch, but trapped by an inner beast, hungry and eager to devour me in a final feast.

By the same token, I think my lady tramp should also unleash her inner vamp! She could be a rambunctious dancer and trample to death this snake of a cancer. Just like Madonna, our Lady in Heaven once did, standing on the sickle of the moon, stamping evil out all the way down to its underground.

Oh Ma Bella Donna, with all your vivid imagination and your livid indignation, and above all with that fancy footwork of yours, you could easily kick in any wall, smash any door and shut any gate, behind which that monster might be lying in wait. I know, you would get a great kick out of it. So you go girl! And while you bounce and pounce, I would be happy to loudly announce our mid-night show right there in Heidelberg in the Whisky a Go Go.

Let's begin with the Kuhländler "Zigeunerpolka" and then move on to Montmartre in Paris and do the Can Can! You throw up your legs while I speak in tongues! And then it is off to Vienna, from where we waltz down the

Blue Danube all the way to the Black Sea, where we could join Glenn Miller's big-band orchestra, singing and swinging along with its "Moonlight Serenade". And then lets rave and revel the night away with David Bowie's

"Let's Dance"

Let's sway, while color lights up your face,
Let's sway through the crowd to an empty space ...
Let's sway under the moonlight, this serious moonlight ..."

And while the moon is shining so bright, turning the fall into a midsummer night, and while we are on a full moon roll, dancing away our body and soul, we could team up and tease him, as he is hiding there behind his left and right wing, playing his dirge on his one bony string. I could stick my tongue out at him and you with all your pizzazz could twist and shout: Hello Grim Reaper, come "kiss my ass" ...

But knowing this is Goethe's most famous phrase, you would do it with such an amazing grace, that even death would want to be alive, so that he can court you just like the devil used to do. And I bet you, he would shake, rattle and roll, desperately playing his brittle fiddle, pretending he is on death parole, but little does he know about the art of life and the longing for love, way down here on earth and high above. This Lord of Darkness knows nothing about fun in the sun! This Angel of Death knows nothing about the wings of desire, all he cares about are the dying and stoking their smoldering funeral pyre.

But the bottom line is, he does not know how to rock and roll, all he really can do is counting the dead and their latest toll, which of course he then quickly forgets time and again, because to his constant dismay and lasting distress, he is the Master of Eternal Forgetfulness. As it is, he can't even remember the difference between May and September, let alone the fact that he is on the other side of the Styx! And Mr. Memento Mori, remember, Styx is not that hard rock band with blockbuster hits like "Don't Let it End"!

On the other hand, speaking of "Don't Let it End", all those of us who are still alive, will always remember, because it is still our best bet:

Rock and Roll is forever!
And it will never forget!

At least that's what Bob Seger claims on one of his records. And he is right, we all must record the good and the bad, and especially the good before we forget! And then, all the good can become God and Goddess rolled into one. And just imagine, the world would become a divine comedy and sickness and death will be ancient history.

"Per aspera ad astra", that old Roman proverb describes a cosmic trajectory, which one could translate somewhat freely as: "From a world of misery to a realm of stellar glory". Considering my uphill battle with cancer, I take that Roman view of rising hope any day over the gloom and doom of my slippery slope.

"Stella Maris" Star of the Sea, that is the crowning title of Mother Mary, who as "Mater Dolorosa" had transcended all her worldly misery and ascended to heaven to become the Queen of the Night. In *Faust*, Goethe converted this Christian imaginary into the Eternal Feminine, who at the end of his play draws his dying hero heavenward. And Mae West, God bless her soul, completed this flight of fancy by proclaiming with her usual thespian flair: "Good girls go to heaven and bad girls go everywhere".

Et vice versa et nota bene: Mulier est porta diaboli, woman is the devil's door, opening up to a bottomless floor! During the Dark Ages, some men of the cloth would spread rumors that the beauty of woman, is the work of the devil! And if she was in love and on fire, then the devil was in league with her burning desire. But if one looks at it from a scholarly point of view, none of it can be possibly true.

According to Christian mythology, Lucifer was once an archangel, who as his name already reveals, was carrying the light, before his fall into darkness. But the fact is, the figure of the devil from his horns all the way down to his hooves is nothing but a pathetic parody of the fabulous faun in pagan mythology. Faun and nymph were the natural couple in the Arcadian Paradise, they were son and daughter of Pan and Galatea, the God of Shepherds and the Goddess of the Water, who watched their off-springs quite happily frolicking in the dunes and reeds on the islands off the coast of the Mediterranean Sea.

Oh, how I loved those sunny days and far-away trips, when a beautiful face was enough to launch a thousand hips! So come on, let's return to that Golden Age, when Homeric visions and Arcadian dreams made the front page of world history! It was then and there that Mother Earth gave birth to her wonderful world of heaven on earth.

À la Recherche du temps perdu! That day dream on the shore of Sète in Southern France, that erotic epiphany became a self-fulfilling prophecy! But how do I know, I was not fooled? Well, first of all, don't ask, don't tell! But if you need to know the truth, I can tell you, if beauty comes ashore and push comes to shove, I'll always be a fool for love!

And on top of it, the options are absolutely foolproof, as far as I can tell. If you can dance with an angel from heaven, who on earth would want to dance with a devil from hell! And for heaven's sake, you don't have to go into outer space! All you have to do is look at her angelic face! And if you hear her resounding laughter, that sounds as if it came from far out, then you know it is the laughter of angels when they keep falling off their cloud.

That celestial experience reminds me of the Camino del Cielo, the Road to Heaven, on top of the mountain range along the Pacific Coast from Santa Barbara all the way towards Los Angeles, the City of Angels and hometown of the Doors. Those guys sure knew how to gaze at the stars. And how could we ever forget their magic song "Touch Me", a song for all seasons, when we would sing and dance and laugh and cry: "I 'm gonna love you till the stars fall from the sky."

So come on, let's go on a ride with the Doors, come join me on their "Moonlight Drive", and then on with their "Riders on the Storm"! Come on, come on, let's ride out that disaster storm. And then we will wait on top of the mountain with them, "Waiting for the Sun". And in the early morning, I will hear you again, your joyous rebel yell from way back when, letting all the world know, that darkness can never win, because all we have to do is let the sunshine, "let the sunshine in"!

Thank God, our Father in Heaven, and thank Goddess, our Mother Earth, that those Dark Ages are gone and that we are still living in the Age of Aquarius. And with its music still in the air, here and there and everywhere, we can breathe till doomsday comes. And don't forget the good news of the Doors: "Music is your only friend, until the end"! I could not agree more, especially since she is the one who can show me the way to heaven's door. All I have to do is track her sound and follow her laughter all the way from down here and up to the hereafter. Because she is my muse, my music, the musical of my life, and she has always known how to enjoy a good jive.

Let's go to your place, let's go to your place"
Lena Lovich, "Home is Where the Heart is"



Ma Serenissima as Appassionata at the piano in Heidelberg
 Die allegorische Dame auf den Seitentafeln zu Lynne am Klavier ist von Alphonse Mucha, trägt den Titel „Evening Star“
 und ist aus der Serie „The Moon and the Stars“ (ca. 1900) aus Rosalind Ormiston, Alphonse Mucha, Masterworks,
 New York, Metro Books, 2007, Seite 191

Maybe she is playing Beethoven's "Moonlight Sonata" or maybe even his "Appassionata". On the other hand, she might also be riffing on Chuck Berry's "Roll over Beethoven"! Or maybe she is just rocking the socks off Liberace! But whatever she does, she does it ... *sempre con brio e molto vivace!*

"Chi va piano va sano" was never her credo, although it does not mean that those who go to the piano will stay sane. In this case, the Italian saying is about the right pace, in other word: Slow and steady will win the race. So, you go girl, let's go crazy again! Who wants to stay sane, when you have another chance for life in the fast lane!

But then she seems to shift gear and – oh Mama Mia – begins to cruise into Leonard Cohen's Hallelujah, until all the angels high up there line up and chime in: "Come up and join us! Where have you been?" And with a triumphant rebel look she continues to play her favorites from the American Songbook, plays Boogie Woogie and Rhythm and Blues and then she tops it off with Bob Seger's "Old Time Rock and Roll". Because that has always been the music that soothed her soul, her wandering soul so full of love, of which she gave me more than enough to create a bond that will last a life time and far beyond ...

And so she will always be my Songs Over the Waters, my May Songs and my Autumn Sonatas. And when the time has come and the devil's curse will be again a blessing in disguise and then the two of us will be back in paradise. Because she has always been Goethe's Eternal Feminine and Eichendorff's Beautiful Stranger, she has always been my Bella Donna and kindred spirit flying high as a kite, my Lady Madonna and Queen of the Night, and last but not least she will always be my Lady Gaga, my Gypsy Queen, my Black Magic Woman, my fallen ...

Blue Angel

and my piano girl
 in all the honkytonk bars
 and in turn my stairway to heaven
 all the way up to the moon and the stars!
 Because she has always been my guardian angel,
 before she came tumbling down from that heavenly dome,
 and she knows her way back just like that rising evening star,
 that shines a light on the darkening road, leading us safely all the way home!

“Evening Star” is the title of Alphonse Mucha’s allegory, which forms both sides of the three-part tableau above. However, this Evening Star seems to frown, as if she could not face my Blue Angel’s evening gown. But such an illustrious star knows nothing about the Kiss of Death and that it can burn terrible holes into any evening dress. As a result, these hot pants certainly had to be properly patched. But looking at it from the bright side, such this distressed denim hosiery became vice versa the *dernier cri* of the seventies and their rag-tag fashion industry.

Alphonse Mucha, the creator of the “Evening Star”, was one of the most prolific and popular artists of the international Art Nouveau movement around 1900. This painting is part of a four piece series called “The Moon and the Stars”. Mucha is also the artist of the following mirror image called “Autumn”, which is a part of a four-part series he called “The Seasons”. He was a Czech Moravian and thus belonged to the multi-ethnic and multi-lingual culture of the Austro-Hungarian Empire that saw its last creative flourishing shortly before its final demise after World War I.

Eichendorff’s poetic merging of floral and stellar imagery, most notably in his poem “Mondnacht”, experienced a powerful renaissance in Mucha’s Art Nouveau, where the flowers of the earth easily morph into the stars of the universe. Given such psychedelic transmutations, the expression “far out” had become the favorite exclamation of starry-eyed flower children and tripping hippies from every nation, globetrotting all over the world. And those two soul-mates from the Bohemian-Moravian hinterland of the Old World certainly were some of their earlier seers and singers giving shape to their new sensibility.

Which gets me back on my cosmic sound track. Just like the upward “New Frontier” of the American Dream, the best of our rock stars were always eager to push the horizontal boundaries, beginning with Rolling Stones’ “She’s Like a Rainbow” and Pink Floyd’s “Dark Side of the Moon” all the way to David Bowie’s cosmic disco tunes, with which he took off from planet earth in order to sing and dance with the universe. Which begs the question ...

Quo vadis? Sub specie aeternitatis? Where are you going? In view of eternity? When it comes to such latter-day things, we have the same age old answers in stock from ancient Roman times all the way up to the Age of Rock. And we still don’t know anything about life after death, the migration of the soul, our origin and our ultimate goal! The only thing we can hope for and still believe ...

“Knowledge comes with death release”
David Bowie “Quicksand”

“Gypsies, Tramps and Thieves” is a song by Cher who is also one of Lynne’s great idols, not only because she is a great singer and performer, but also because of her strong sense of independence and fashionable flamboyance. This particular song also resonates with our own nomadic realities and phantasies. Looking back at our itinerary, our life together also falls more or less into three gypsy stages. The first two stages played out to the tune of the gypsy fiddler and gypsy scholar, whose artistic aspiration and professional realization represent and reflect to varying degrees the merging of our two biographies.

Our third stage could be described by our current situation, where everything seems to be in more or less chaotic transition. This is most evident in our preparation at the beginning of this year, to make major renovations to our house from the kitchen all the way up to the top floor. These attempts have been upended by my cancer, and now we are stuck with emptied or rearranged rooms and numerous boxes which keep cluttering the floors, creating the impression that we are sort of camping out in our own house if not getting ready to decamp altogether and hit the road again.

Cher’s vagabonds certainly would feel at home in such a makeshift place with so much up in the air, and I certainly do too, especially since also the garden adds to that transitory camp atmosphere with all its fluttering laundry. The latter we had to hang out on lines in the garden, because one of the several appliances that broke down in the course of the year was the dryer. To round out this world of outcasts, as Cher’s song describes her gathering of gypsies and tramps, the thieves would have to be brought in too.

Since I need a gallows reprieve, I would be happy to play the role of that thief. Because I am afraid to run out of time, I would certainly try to steal some more, and if it just every day a tiny bit in the hope that it would add up and that I could get away with it. But as is well known, time itself has been on the run from the beginning of

time! The only way to catch up with it – or at least to slow it down if not to make it stay – would be trying to run the opposite way.

“Memory is the only paradise
from which we cannot be driven.”
Jean Paul

November is the month of Thanksgiving. There is no doubt, we have reached the autumn of our lives and it is high time for our thanksgiving, for our gratitude for the plentitude we have received from Mother Earth and her children. O my sunny California Girl, you have been the sunshine of my life! And as I look back, the lights and highlights of our lives shine even brighter. It is the same feeling one has after all long day at the beach and the glowing continues way into the night. I think now is the time, that we both catch all the rays we can get and turn the last stretch of our road into a Sunset Boulevard and its dead end into a festive Holiday Inn. And then enjoy the remaining light and the twinkling twilight before all that darkness sets in.

From the Romantic Road out of the Hohenstaufen Wood all the way to Sunset Boulevard in West Hollywood! Oh my flower girl, how I remember all our May Songs from the spring time of our love! And now they are all returning as Autumn Sonatas. Look and listen, the crisp autumn air is full of sparkling flashbacks and crackling soundtracks and I happily agree with Jim Morrison’s song, because he sings also about you, my girl from the water ...

“I found an island in your arms / a country in your eyes.”
The Doors, “Break on Through to the Other Side”.

From the West Coast to the East Coast, from Southern California to the island of Manhattan and all the way down to Southern Virginia, in other words, from sea to shining sea, you made my American Dream a sparkling reality. And it was ultimately you, who opened all the doors to a world of possibilities, in which my Old World phantasies could turn into the New World realities.

Had I stayed in Germany that could have never become a reality. In other words:

“You make me real,
you make me feel like lovers feel ...
So let me slide into your tender sunken sea,
you make me throw away mistaken misery.”
The Doors, “You Make Me Real”

In the olden days, they cut out your tongue, when you were a convicted liar. So there must be some kind of mistaken identity, because I have always aspired to that truth which John Keats in his “Ode on an Grecian Urn” had so memorably defined as “beauty is truth, truth beauty” And this is the absolute truth: My girl from the sea has turned my life into poetry and our love into a romantic comedy! And now, our memories are becoming more and more nostalgic elegies, triptychs along our long and winding road.

“I’ve been to Hollywood, I’ve been to Redwood,
I’ve crossed the ocean for a heart of gold.”
Neil Young, “Heart of Gold”

I am coming to the end of this sentimental journey in search of things past, the hot and humid summer months of July and August have turned into the cooler days of the fall. As I sit in our garden, the leaves are tumbling down, forming a lush carpet of red and yellow on the ground. And when there is a breeze in the air, one can hear the waves of the nearby water gently rushing ashore.

Thanksgiving is the meaningful holiday for people around the world, since it invites all religions to participate in the festivity of gratitude. One of the many tradition in Heidelberg is the yearly “Heidelberger Herbst”, celebrating the harvest of its farmland around the city. The avatar of all goddesses associated with the abundance of the earth is the Alma Mater, the Roman goddess of knowledge and nourishment. During the Renaissance, she was depicted holding a cornucopia or a big bowl filled to the brim with fruits. And quite often she was surrounded by other mythological figures taking part in the festivities.



Lynne as Kore, celebrating the abundance of the Alma Mater in Heidelberg in the mid seventies
 Die allegorische Dame auf den Seitentafeln zu Lynne mit der Fruchtschale ist von Alphonse Mucha, trägt den Titel „Autumn“ und ist aus der Serie „The Seasons“ (1897), *ibid.* Seite 105

Kore means maiden in ancient Greek. She is however better known as Persephone, the daughter of Demeter, who was worshipped in antiquity as the “Doorway of the Mysterious Feminine”. Persephone was adored as the goddess of eternal spring and in Renaissance art, she was often portrayed with flowers in her hair. In celebrating the fertility of Mother Earth, she glorifies the magic cycle of death and rebirth, the flowers of spring and the fruits of fall, the four seasons in all their natural beauty, dancing in perfect harmony with Antonio Vivaldi’s *Quattro Stagioni*.

And how they all tried to catch that smile, that angelic smile of La Gioconda, from Leonardo da Vinci’s Mona Lisa and Sandro Botticelli’s *Prima Vera* to Giacomo Puccini’s *Golden Girl of the West*. But I think my Bella Donna caught it best. And from a musical point of view, no serenade could have captured her elusive soul any better than “Mona Lisa” by Nat King Cole:

“Are you warm, are you real, Mona Lisa?
 Or just a cold and lonely loving work of art?”
 Nat King Cole, “Mona Lisa”

Art versus life and life as art in search for a golden heart! Nothing but far-out phantasies? Fact is, ever since I had met my Gioconda from California, my Golden Girl from the West, she kept taking me on youthful flights of fancy. In one of my lonely nights after I had left her behind in the Old World, I wrote the poem “An eine Nympe”. It describes in seven stanzas a nymph’s spirited flight from antiquity all the way to modernity and how I could feel her already in the love songs of ancient Greeks and Romans and Spanish Moors, those medieval troubadours, whose verse in turn inspired Petrarch’s poetry in praise of female beauty, spanning the arc all the way into modernity. The last two stanzas of my poem are part of this trajectory trying to catch some fleeting glimpses of her on her transatlantic journey to rejoin me in the New World.

“So habe ich dich in Wien, Paris und Amsterdam gesehen,
 in Cafés, auf der Champs Elysee und in alten Grachten in Brabant,
 doch erst als du von der Gangway in New York City in meine
 Arme gelaufen – hab ich wieder die Nympe in dir erkannt.
 Ich fühle dich wieder im Traum eines arkadischen Hirten,
 der sanft und heiter an meine Schläfen schlägt,
 und ich sehe dich in den Armen eines glücklichen Fauns,
 der in meinem Herzen nach seinen Wurzeln gräbt.“

This poem was published in the German poetry magazine *Cimarron* in June 1978 and it was one of my last poetry publications in Germany, before my academic future in America began to completely preoccupy me for the next quarter of a century. I was tempted to translate those two stanzas, but I fear I would probably lose rhyme and rhythm and so I prefer to leave them untranslated. After all, every translation is a form of treason, or as the Italians would say “traduttore, traditore.”

O Sole Mio, o Amore Mio, o Ma Bella Luna Dell’Acqua! How does one translate such sound cascades without betraying their mellifluous melodies? Everything has its rhymes and rhythms! Every life has its inner melody just like every season unfolds in songs, sonatas and symphonies. And as words fail, they can become words on wings rising high above the silence of any metaphysical poet or clairvoyant prophet.

And as I look up through the falling leaves, into a deep blue autumn sky, I remember Kurt Weill’s “September Song”. Like no other composer of the Weimar Republic, who was driven into exile, he had enriched the musical repertoire of modern music, from the stages of Berlin and Paris all the way to the Broadway in New York. This song he had composed in New York for a Broadway musical shortly before the outbreak of the Second World War, complementing Maxwell’s lyrics with a deeply felt melody.

Throughout the years, this song has never failed to move me to tears. And now I also know the deeper reason for it. It is Rilke’s adage “be ahead of every farewell”. Looking back on the many years the two of us have spent together, I have come to the realization that this current year crystalized into something like a summary of our itinerary. It was in May, when I first felt that my tongue cancer had returned but at that time it was misdiagnosed as a mere ulcer. It was not until the following fall, that Weill’s “September Song” sounded more and more like a travel log about the last months of our journey, maybe even like a Cassandra call, a musical writing on the wall. In any case, in the last months, Kurt Weill’s melody kept welling up in me with a growing elegiac intensity.

“It is a long, long while / from May to December,
and the days grow short / when you reach September ...
And the days turn to gold / as they grow few,
September, November / and these few golden days ...
these few precious days / I’d spend with you,
these precious days I’d spend with you.”

Kurt Weill, “September Song”

Epilog

“Death be not proud”
John Donne

Soon December will arrive and winter will be here with all its snow storms and freezing winds raging through cities and countryside. That is the time when Mother Nature appears to be dying too and Death seems to be emboldened to claim his victory. And in one of these coming Decembers, probably sooner than later, he will knock on my door, telling me with his usual pride that my time has come to cross over to the other side.

But then, I will tell him that it is my true perception and romantic conviction that in reality he is knocking on heaven’s door and that from now on I really don’t need him anymore! Because when I have finally run out of breath, my loved one will be my angel of death. She will rise like a blue angel out of the water and shine like a rainbow across the sky, hover for a while over some evening clouds and then she will join me again and together we will forever be a transatlantic reverie of ...

colorful flowers and sparkling stars,
a dream team in heavenly harmony,
two free spirits and wandering souls
in a timeless rock and roll phantasy.



Alphonse Mucha, „Combinaisons Ornamentales“
Detail aus seiner Serie „Combinaisons ornamentales“ (1901), *ibid.* Seite 79

21. November 2018

[Mit freundlicher Genehmigung, Nachdruck aus Glossen Vol. 44]

Materials submitted to Glossen may be duplicated or reprinted elsewhere if the original author agrees and if the original source (author and Glossen) is acknowledged. Copyright for individual contributions to Glossen remains with the authors unless indicated otherwise.

Fred Viebahn – Rita Dove: Sonata Mulattica

Ein Leben in fünf Sätzen und einer Posse. Gedichte. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Fred Viebahn

HAYDN, BELAUSCHT

beim Komponieren der ersten Londoner Symphonie, Nr. 93 in D-Dur

Es ist ein Trauerspiel, immer
Sklave zu sein,
aber wenn schon zur Sklaverei verdammt, dann besser
der Oboe schmetternde Tyrannei

als eines Mannes grausame Launen.
Ich verblieb auf Esterhaza,
schrieb Musik für die Welt
inmitten Gezänk und Geldsorgen,

mit nicht mehr Rechten,
das Palais zu verlassen
als eine preisgekrönte Legehennen.
Selbst nach Miklos' Tod,

als sein tontauber Sohn
den Schloßhof
mit Militärparaden füllte,
zögerte ich: Nenn es

Angst vor Veränderung, aber ich
war schon mal heimatlos
und nicht wieder auf Hunger erpicht.
Ich war's zufrieden. Gelegentlich glücklich:

Es gab Aufträge
genug, des Fürsten Bariton
vergessen zu lassen und
sein Verlangen nach mehr

und mehr *Divertimenti*.
Mein stolzestes Andenken:
daß Mozart mich Freund nannte.
Meine herzigste Erinnerung:

wie des schwarzen Domestiken Kind
seine Geige absetzte und strahlend
wisperte (im Takt zur Musik!):
"Papa."

Die merkwürdigste Belohnung kam aus Spanien
als Entgelt für die *Sieben letzten Worte*
unseres Erlösers am Kreuz --
ein riesiger Schokoladenkuchen, aus dem Goldmünzen quollen.
Doch mein feinstes Geschenk von allen
war der Anblick Johann Peter Salomons,
wie er mit seiner üppigen Nase und extravaganten Pelerine
über meine Türschwelle stob:

"Ich komm, dich zu holen", sagte er.
Es war Dezember. Am fünfzehnten
verließen wir Wien
Richtung London, jene herrliche freie Stadt.

ACH, WIEN

Die wirklich grandiosen Städte sind niemals verlegen:
Sie haben ihre eigene Musik; sie verrichten ihre Geschäfte.
London wogt, Rom brodeln, Paris promeniert;
Dresden steht starr, blickt zum Himmel, verängstigt.

Wien tragt in einer sich langsam verengenden Spirale.
Goldne Fassaden säumen die Prachtstraßen, Ring auf Ring
einer Kurve folgend, die so sanft ist und aufreizend
wie das Lächeln im Gesicht einer schönen Rivalin.

Du kannst dem nicht entkommen; überall ist ein Kreis.
Spür deine Knie sich beugen und strecken,
wie du jeden Schritt erwägt. Summ dabei mit;
ergib dich dem Schwung, begib dich in die Trance.

Ah, süßer Skandal: Keiner gibt's zu,
aber diesen Tanz kennen wir alle.

LUDWIG VAN BEETHOVENS RÜCKKEHR NACH WIEN

*O ihr Menschen die ihr mich für Feindseelig störisch oder
Misanthropisch haltet oder erkläret, wie unrecht thut ihr mir...
--Das Heiligenstädter Testament*

Drei Meilen von meiner Wahlheimatstadt
liegt ein Dorf, wo ich Frieden fand.
Die Welt war dort ein ruhiger Ort,
selbst die mächtige Donau nicht mehr
als ein blasses Band, über die Landschaft geschlungen
von nachlässiger Mädchenhand. Diese Stille

ward mir zur Erholung befohlen.
Die Hügel waren spätsommergolden;
ich hatte zwei Zimmer und eine kleine Küche
treppauf gelegen im hinteren Teil eines Häuschens
am Ende der Herrengasse.
Von meinem Fenster konnte ich in den Hof schau,
wo sich eine Linde himmelwärts wandte --
ein belaubter Nabel, dem Licht zugeneigt,
gekrümmt vom schieren Akt der Sehnsucht --
und ich nährte mich von der Sonne, als könnte das allein
die Stille um mich herum demontieren.

Zuerst wütete ich. Dann wütete in mir Musik,
so plötzlich aufwallend, ich konnte nicht schnell genug schreiben,
meine Erregung zu lindern. Ich hielt ein,
eine Lampe zu zünden, und was immer ich verpasst hatte --
Lerchen auf ihrem Nestflug, Kirchenglocken, des Schäfers
Lied zur Abendeinkehr -- stürzte sich auf mich, und wieder
wütete ich.

Ich bin von Natur eine Feuersbrunst;
lieber hüpf ich umher,
als stillzusitzen und mich anschauen zu lassen.
Drum kehrte ich, als meine stolze Stadt
ihre Zigeunerröcke ausbreitete, in sie zurück,
brennend auf ihr größeres, stetiges Licht.
Nennt mich roh, übellaunig, schlampig -- ich sage euch,

jede Zärtlichkeit, die ich je erfuhr,
war nichts als
vereitelte Gewalt, ein Schmerz
so dauerhaft und tief, die leichteste Berührung
erweckt ihn ... Es ist unmöglich,

sich genug zu sorgen. Ich kam zurück
mit einer zweiten Symphonie
und 15 Pianovariationen,
die ich Prometheus nenne,
nach dem abtrünnigen Titanen, dem Halbgott,
der wusste, dass die schlimmste Sünde ist zu nehmen,
was nicht zurückgegeben werden kann.

Ich lächle und verbeuge mich, und die Welt ist schrill.
Und obwohl ich mich nicht mit Gebrüll
-- Seht ihr nicht, dass ich taub bin? --
zu verständigen wage, kann ich das Lauschen nicht lassen.



Foto: Archiv Rita Dove und Fred Viebahn



Präsident:
Günter Kunert

Sekretär:
Burkhard P. Bierschenck
burkhard@bierschenck.de

**Schatzmeister
Mitgliedsbeiträge
Kontoverwaltung:**
Gino Leineweber
cybergino@online.de

Beisitzer:
Jutta Birmele
Freya Klier
Axel Reitel
Guy Stern
Fred Viebahn

Bankverbindung:
Credit Suisse AG
CH-8070 Zürich:
IBAN: CH02 0483 5138 0290
3100 1 BIC: CRE5CH33

Justitiar:
RA Winfried Seibert, Köln

Redaktion PENinfo:
Burkhard P. Bierschenck
burkhard@bierschenck.de

Redaktion PEN News:
Axel Reitel
axel.reitel@berlin.de

Website:
www.pen-zentrum-ausland.de

Geschäftsführer:
Hubert Dammer
hdammer@gmx.de

Adresse:
PEN ZENTRUM AUSLAND
c/o Burkhard P. Bierschenck
Am Brombeerschlag 20
D-81377 München

PEN Center of German-Speaking Writers Abroad
-- A Member of International PEN --

Berlin, 27. März 2018

Grußadresse an die Europäische Akademie für Bildende Kunst Trier und die Union der Opferverbände der Kommunistischen Gewaltherrschaft e. V.

anlässlich der Veranstaltung *Ein vergiftetes Geschenk? Die chinesische Karl-Marx-Statue in Trier*

mit Julia Klöckner, Bundesministerin für Ernährung und Landwirtschaft, Vorsitzende der CDU Rheinland-Pfalz; Prof. Dr. Christian Söffel, Sinologe, Universität Trier; Dieter Dombrowski, Bundesvorsitzender der Union der Opferverbände Kommunistischer Gewaltherrschaft e. V. (UOKG) und Vizepräsident des Landtages Brandenburg (CDU); Dr. Hubertus Knabe, Direktor der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen; Andreas Ludwig, Beigeordneter der Stadt Trier und Dezernent für Umwelt, Planung, Bauen und Verkehr; Tienchi Martin-Liao, Präsidentin des Unabhängigen Chinesischen PEN Zentrums, Helmut Fraendorfer, Stellv. Direktor der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen

Sehr geehrte Frau Ministerin, sehr geehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer, das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland hat derzeit über einhundert Mitglieder in der ganzen Welt, von denen viele die Auswirkungen kommunistischer Gewaltherrschaft persönlich erleben mussten. Dieser Staatskommunismus scheiterte schließlich an seinen systembedingten Mängeln und dem Widerstand der durch ihn unterdrückten Völker. Die "Theorien des Klassenkampfes" erwiesen sich als realitätsfern und menschenfeindlich.

In den kommunistischen Diktaturen wurden im Laufe der vergangenen hundert Jahre im Namen des Marxismus-Leninismus Abermillionen Menschen ermordet, während Marx von den Machthabern bereits Schulkindern als Non-Plus-Ultra indoktriniert wurde, unter dem Motto: „Die Lehre von Marx ist allmächtig, weil sie wahr ist.“ In China verfestigt die Kommunistische Partei diese demokratiefeindliche Methode des "Marxismus als Staatsideologie" zur Zeit wieder. Ob man "vor diesem Hintergrund Karl Marx in Deutschland heute würdigen soll", liegt in der Hoheit der Kommunen und lässt sich gewiss kontrovers diskutieren. Die Entscheidung der Stadt Trier für eine fünfzehn Meter hohe Karl-Marx-Statue, die ihr von der Kommunistischen Partei Chinas zum Geschenk gemacht wurde, sorgt allerdings für allerlei Irritationen. Die Proteste vieler Opfer des Kommunismus sind verständlich. Sie sehen sich an



PEN Center of German-Speaking Writers Abroad

-- A Member of International PEN --

die totalitären Zeiten in der DDR und in Osteuropa erinnert. Auch zahlreiche Mitglieder unseres PEN-Zentrums nehmen die Entscheidung mit großem Unbehagen auf.

Das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland wünscht der Veranstaltung einen konstruktiven Dialog.

Mit den besten Grüßen

in Vertretung unseres PEN

Axel Reitel, Herausgeber des PEN-Newsletters (mit Hubert Dammer), Berlin

Fred Viebahn, Charlottesville (USA)

Burkhard P. Bierschenk, Sekretär des PEN, München

Gabrielle Alioth, Country Louth (Irland)

Renate Ahrens, Dalkey (Irland)

Jutta Birmele, Portland (USA)

Daniel Cil Brecher, Amsterdam (Niederlande)

Hubert Dammer, Berlin (Deutschland)

Esther Dischereit, Berlin (Deutschland)

Helga Druxes, Brennington (USA)

Karsten Dümmler, Sarajevo (Bosnien und Herzegowina)

Dagmar Galin, La Rissanderie (Frankreich)

Stefanie Golisch, Monza (Italien)

Freya Klier, Berlin (Deutschland)

Reinhard Klimmt, Saarbrücken (Deutschland)

Fred Kurer, St. Gallen (Schweiz)

Benjamin Lauterbach, Frankfurt a.M. (Deutschland)

Gino Leineweber, Hamburg (Deutschland)

Frederick A. Lubich, Norfolk (USA)

Writing for Writers: Briefe für Writers in Prison – Ein Auftrag aus der eigenen Geschichte

In dieser Rubrik berichten unsere WiP-Briefschreiber/innen von ihren Erfahrungen, ihren Motiven, Frustrationen und ihren Erfolgen. Hier ein Bericht von Fred Viebahn

Liebe WIP-Mitstreiter,

eine gute Nachricht: Der von den australischen Behörden seit sechs Jahren auf der Internierungsinsel Manus Island als Asylant festgehaltene kurdisch-iranische Schriftsteller Behrouz Boochani, für dessen Freilassung sich u.a. unser PEN Zentrum eingesetzt hat, erhielt gestern für sein aus dem Farsischen übersetztes Buch *No Friend But the Mountains* den höchstdotierten australischen [Literaturpreis](#), den Victorian Prize for Literature. Hoffen wir, daß diese Anerkennung die australische Regierung genügend beschämt, daß sie Boochani nun endlich freisetzt und überhaupt die brutale Menschenrechtsverachtung gegenüber Asylsuchern einstellt, die nichts anderes getan haben, als Zuflucht vor Mord und Terror in ihren Heimatländern zu suchen.

Beste Grüße,
Fred Viebahn



Morgenlicht im Schwarzwald Foto: Till Freyburg

Writers-in-Prison

Immer stets in der Hoffnung auf das Beste - das Erlangen beziehungsweise das Wiedererlangen der Freiheit Verfolgter - machte im Verlauf des vergangenen Jahres, neben den unermüdlichen Briefeinsätzen, vor allem das große Engagement unser WIP-Mitstreiter in Sachen *Postaktionen* für die vielen Kollegen, die weltweit zu Unrecht hinter Gittern leiden, von sich reden - bis zum PEN International.

Postkarten mit dem Ausdruck unserer Wünsche und unserer Solidarität haben geschrieben:
Gino Leineweber, Hans Poppel, Daniel Cil Brecher, Utz Rachowski, Udo Scheer, Marko Martin, Fred Kurer, Renate Ahrens, Helga Druxes, Stefanie Golisch und Frederick Lubich:

Daniel Cil Brecher den drei PEN-Kollegen in Honduras und Paraguay: Alvarado, Padilla und Aguilera.

Weiterhin schrieb Gino Leineweber an folgende im Gefängnis befindliche Kollegen:

Abdul-Jalil AL-SINGACE (Bahrain)
Abdulahadi Al-Khawaja (Bahrain)
Kunchok Tsephel Gopey Tsang (Tibet)
Azimjon Askarov (Kyrgistan)
NGUYEN Huu Vinh (Vietnam)
Raif Badawi (Saudi Arabien)
Waleed Abu Alkair (Saudi Arabien)
Nedim Türfent (Turkei).

Hans Poppel verschickte folgende stolze Reihe Season's Greetings an die verfolgten Autoren:

Gopey Tsang (China)
Dawit Isaac (Eritrea)
Fessehaye „Joshua“ Johannes (Eritrea)
Amuel Asrat (Eritrea)
Julio Ernesto Alvarado (Honduras)
Juan Carlos Argenal Medina (Honduras)
Cesario Padilla (Honduras)
Narges Mohammadi (Iran)
Guy Andre Kieffer (Elfenbeinküste)
Azimjon Askarov (Kirgistan)
Nelson Aguilera (Paraguay)
Raif Badawi (Saudi-Arabien)
Waleed Abu Alkhair (Saudi-Arabien)
Ahmet and Mehmet Altan (Türkei).

Udo Scheer schrieb Season greetings an Rashad Ramazanow (Asserbaidtschan).

Helga Druxes schickte Karten an:

Dina Meza (Honduras)
Amanuel Asrat (USA/Eritrea).

Axel Reitel schrieb Briefe an:

Oleh Sentsov (Russland)
Amanuel Asrat (Eritrea).

Marko Martin schrieb Karten an:

Selahattin Demirtas (Türkei)
Zehra Dogan (Türkei)
Neid Türfent (Türkei)
Dina Meza (Honduras)
Tran Duy Thuc (Vietnam)
sowie nach Baku.

Jutta Birmele, unterstützt mit ihren Seasons Greetings die in der Türkei inhaftierten Brüder Ahmet und Mehmet Altan.

Mehmet Altan befindet sich seit einigen Wochen wieder auf freiem Fuß.
Das über Ahmet Altan verhängte Urteil „Lebenslänglich“ muss baldigst friedlich aufgehoben werden!

Renate Ahrens wandte sich in einem RAN-Brief an die Regierung Ugandas für die Freilassung von Stella Nyanzi.

Fred Kurer setzte sich bei der chinesischen Regierung für den uigurischen Popmusiker und Lyriker Ablajan ein.

Burkhard Bierschenck forderte mit seinem WiP-Brief an die chinesische Regierung im Namen unseres PEN die Freilassung von Gui Minhai.

Im Januar 2019 setzte sich Gino Leineweber nun schon zum dritten Mal hintereinander bei der ägyptischen Regierung für verhaftete Kollegen von uns ein: Diesmal für den Schriftsteller Ibrahim al-Husseini – und bereits im Dezember 2018 mit Erfolg für den Autor, Wael Abbas, der nach sieben Monaten Haft auf freien Fuß gesetzt wurde.

Als Beispiel einer solchen Postkarte stellen wir an dieser Stelle Stephanie Golischs *Season Greetings from Pen* vor, die Freya Klier in folgende Wort fasste: „Wie jedes Jahr um diese Zeit entlockt mir Stefanie Golisch eine tiefe Bewunderung; der Dank vieler Gefangener wird wenigstens im Herzen nach Monza in Italien gehen...“

Season greetings

Season greetings hat Stefanie Golisch verschickt an:

Cesario Padilla,

- Narges Mohammadi,
- Roman Sushenko,
- Juan Carlos Argenal Medina,
- Julio Ernesto Alvarado,
- Amanuel Asrat,
- Kunchok Tsephel Gopey Tsang,
- Dawit Isaac und
- Fessehaye Yohannes.



Dear...,
the power of imagination is a great gift in difficult situations. In the midst of fear and despair, we can create and cultivate in our hearts the idea of a better future, a world of justice, freedom and equality: for ourselves and for all those who struggle with resignation.

Or, to say it with the words of Simone Weil: *Attention is the rarest and purest form of generosity.*
On the behalf of the Pen Centre of German-Speaking Authors Abroad I assure you, you are not forgotten.
With all best wishes for the year to come,
Stefanie Golisch, Monza, Italy

#Free Oleh Senzow 2019 !

Bundesminister Heiko Maas
Auswärtiges Amt
Werderscher Markt 1
10117 Berlin

Betreff: #Free Oleh Senzow 2018!

Berlin, am Donnerstag, dem 19. Juli 2018

Sehr geehrter Herr Minister Heiko Maas,

in Ihrer Antrittsrede im Berliner Außenamt sagten Sie, "wegen Auschwitz in die Politik gegangen" zu sein. Haben Sie für dieses deutliche Zeichen meinen Dank und großen Respekt.

In Auschwitz verbindet sich auch die Verfolgung und Vernichtung jeder außerordentlichen Leistung in Wissenschaft und Kunst, die nicht den Vorstellungen des Nationalsozialismus' entsprach. Wie wir wissen, waren äußerste Grausamkeit und Mord dabei nicht nur einkalkuliert, beide waren Teil eines planenden Egozentrismus', wie er heute nicht mehr denkbar ist.

Die Welt ist eine bessere als vor achtzig Jahren, auch Dank Politikern wie Ihnen. Sie ermöglicht einen internationalen Austausch, in dem Wissenschaften und Künste einander inspirieren. Dennoch schimmert auf der Ebene der internationalen Politik mancherorts eine alte Geisteshaltung durch, die mit neuen egozentrischen Plänen die Gegner jeder Kritik unter dem Dach der Unfreiheit vereinigt: Diese Gegner sammeln sich zunehmend in Russland, mehr denn je seit dem Mord an dem Journalisten Wladislaw Nikolajewitsch Listjew am 1. März 1995 in Moskau.

In der Gedenkstätte Plötzensee wird der regierende Bürgermeister von Berlin, Peter Müller, in seiner morgigen Rede ausgiebig sprechen von Freiheit, dem Mut zum Widerstand und dem Widerspruch gegen Unterdrückung. Adäquates Beispiel für das, was Peter Müller am 20. Juli vorbildhaft herausheben wird, ist Oleh Henadijowytsch Senzow. Der ukrainische Filmregisseur und Autor knüpft mit seinen Filmen an die Tradition von Tarkowski an, seine Prosa gemahnt an die Sammlung *Le Spleen de Paris* von Baudelaire.

Dafür wurde Oleh Senzow am 11. Mai 2014 auf der Krim verhaftet und nach Moskau überstellt. Auch die dafür zusammengezimmerter Vorwürfe erinnern an alte Muster. Die Entlastung durch Sentsovs Anwälte fand bei den Drahtziehern kein Gehör – der Kritiker wurde Opfer jener egozentrischen Pläne und unter dem Dach der Unfreiheit zu 20 Jahren Lagerhaft (!) verurteilt. Seine Strafkolonie IK-8 (Weißer Bär) liegt bei Labytngami am Polarkreis.

Seit Solschenizyn und Schalamov wissen wir, was das bedeutet.

Aus Oleh Senzow wurde ein Zeuge des Jahrhunderts, ein Zeuge der brutalen Wirkung alter archaischer Machtstrukturen, wie wir sie mit der sanften Revolution 1989 begraben glaubten. Er wäre ein großartiger Gast der Veranstaltung in der Gedenkstätte Plötzensee 2019, es wäre eine herausragende Geste, wenn Sie als Bundesminister in Zusammenarbeit mit der *Stiftung 20. Juli*, Oleh Senzow eine offizielle Einladung aussprechen würden. Als ein entscheidender Impuls für die Rückkehr Oleh Senzow in die Würde und in die Freiheit.

In meinem Text „Schales Revolutionsglück“ für die Juli-/Augustausgabe der Zeitschrift „Die politische Meinung“ schreibe ich: „Dass der rote Stern über Ostberlin, Warschau, Prag, Sofia, Bukarest, Budapest, Belgrad oder Tirana, später sogar über dem großen Kreml erlosch – noch dazu durch das Votum des Volkes, meist ohne dass ein Schuss fiel – hat die Welt als Wunder erfahren.“

Die Welt liebt Wunder. Die Rückkehr von Oleh Senzow ins Leben wäre eines.

Mit den besten Grüßen und Wünschen



Axel Reitel und das PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland



Auswärtiges Amt

Auswärtiges Amt, 11013 Berlin

PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im
Ausland
Axel Reitel
Tauröggener Straße
10589 Berlin

Michael Siebert
Einschaffer
Beauftragter für Osteuropa,
Kaukasus und Zentralasien

MUSANSCHRIFT
Wendischer Markt 1
10117 Berlin

POSTANSCHRIFT
11013 Berlin

TEL + 49 (0)30 18-17-2444
FAX + 49 (0)30 18-17-5-2444

E-MAIL 2-6-3-12@diplom.de
www.auswaertiges-amt.de

Berlin, 22.10.18

Sehr geehrter Herr Reitel,

Bundesminister Maas hat mich gebeten, Ihnen für Ihr Schreiben vom 20. Juli zu danken und Ihnen zu antworten.

Bei der diesjährigen Gedenkfeier im Ehrenhof der Gedenkstätte Deutscher Widerstand hat Bundesminister Maas deutlich gemacht, welche Lehren wir aus dem Beispiel des Widerstands gegen den Nationalsozialismus ziehen müssen. „Erinnern ist immer auch Auftrag“, so rief er in seiner Rede dazu auf, gerade heute Freiheit und Demokratie zu verteidigen. Dazu gehört auch, was Sie in Ihrem Brief beschreiben: der weltweite Einsatz der Bundesregierung für zu Unrecht Verfolgte und Inhaftierte.

Für Ihre Anregung, Oleh Senzow zu den Gedenkfeiern am 20. Juli des kommenden Jahres einzuladen, möchte ich Ihnen danken. Nach sorgfältiger Erwägung wollen wir sie dennoch derzeit nicht umsetzen.

Deutschland hat das Verfahren und das Urteil gegen Oleh Senzow mehrfach deutlich kritisiert. Dass er nun seinen Hungerstreik beendet hat, verändert die Einschätzung hierzu nicht. Die Bundesregierung, auch Bundesminister Maas, hat sich gegenüber der russischen Regierung mehrfach mit Nachdruck für seine Freilassung eingesetzt. Eine Einladung für

VERKEHRSANLEITUNG: U-Bahn U2, Hauptvogelplatz, Spittelmarkt

Seite 2 von 2

den 20. Juli würde diese Bemühungen nach unserer Einschätzung jedoch nicht unterstützen.

Es wäre wahrlich wunderbar, wenn es nächstes Jahr möglich wäre, Herrn Senzow gesund und in Freiheit in Berlin begrüßen zu können. Ich danke Ihnen daher für Ihr Engagement, denn es ist unschätzbar wichtig, sein Schicksal im öffentlichen Bewusstsein zu bewahren.

Mit freundlichen Grüßen

Michael Ficht

Hinweise, Veranstaltungen, Publikationen

Hinweise

Tschechischer Salon

Wie leben unsere tschechischen Nachbarn? Was prägt(e) ihre Geschichte und (Alltags-)Kultur? Vor welchen gesellschaftspolitischen Problemen und Herausforderungen steht die junge Republik heute?

Im Rahmen des Tschechischen Salons - auf der Grundlage von Literatur und Tagespresse - bilden solche und ähnliche Fragen Ausgangspunkt und Gegenstand eines deutsch-tschechischen Dialogs, an dem - soweit möglich - die Generalkonsulin der Tschechischen Republik teilnehmen wird.

Eine Veranstaltung in Zusammenarbeit mit dem Generalkonsulat der Tschechischen Republik.

Di., 08.01.2019 / 19:30 - 21:00 Uhr

Referentin: Dr. Eugenie Trützscher von Falkenstein

Thema: Das Zusammenleben der Tschechen, Slowaken und Deutschen in der 1. Republik

Ort:
VHS Dresden
Anenstraße 10
01067 Dresden

Guy Stern Interview

dass das ZDF mit ihm Anfang November 2018 mit ihm geführt im Wortlaut:

<https://www.zdf.de/nachrichten/heute/guy-stern-im-interview-mit-frontal21-ueber-antisemitismus-und-die-aengste-der-juden-100.html>



Guy Stern im ZDF Interview

Veranstaltungen

Literaturhaus Berlin

„Ich bin der Andere“ – eine im Gedächtnis bleibende Veranstaltung des PEN deutschsprachiger Autoren im Literaturhaus Berlin

Einladung Literaturhaus Berlin,
Fasanenstraße 23
für den 15. November 2018, 18 Uhr

Ich bin der
„Andere.“

Über Antisemitismus

Eine Veranstaltung des PEN
deutschsprachiger Autoren
im Ausland -anlässlich
des Tages der
inhaftierten Schriftsteller



15.11.2018. Literaturhaus Berlin. 19:00 Uhr-20.00 Uhr. Unter dem Motto „Ich bin der Andere. Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Rassismus“ erlebte das zahlreiche Publikum einen überaus beeindruckenden Abend.

Dabei standen die Schülerinnen und Schüler der Charlotte-Salomon-Schule aus Kreuzberg und dem Freiherr-vom-Stein - Gymnasium in Spandau zu Recht im Mittelpunkt. Ihr überzeugender, selbstbestimmter Auftritt stellte die kürzlich in der NZZ ausgeführte These vom aufrichtigen Interesse der jüngeren Generationen an der Geschichte - wie es gewesen, woher wir kommen - nachhaltig unter Beweis.

In Zeiten zunehmender Polarisierung brachten die Schülerinnen und Schüler der Charlotte-Salomon-Schule ihre Annäherung an das Schicksal der ermordeten jüdischen Malerin Charlotte Salomon in Form eines Films auf die Bühne.

Im September 2018, kündigte Freya Klier in ihrer Eröffnungsrede an, ging ihre AG mit Kamera, Papier und Farbe in Südfrankreich auf Spurensuche der Malerin. Der sowohl didaktisch vorbildliche als auch, und das ist vielleicht das entscheidende, sehr berührende Film zeigt Vorgehensweisen, Erkenntnisse und Ergebnisse der Recherche.

Dabei werden die künstlerischen Mittel der Künstlerin richtigerweise in eigenen Werken nachempfunden (berauschend die wunderbaren Kolorierungen) und mit eigenen Reflexionen beschriftet. Diese ganz persönlichen Einzelperspektiven der AG haben eine Gemeinschaftsproduktion mit Strahlkraft entstehen lassen.

Freya Klier setzte in ihrer Eröffnungsrede bereits die einrahmenden Fragen: "Wie vermitteln wir heute Geschichte? Wie überwinden wir Intoleranz gegenüber dem Anderen, dem Fremden, oft bedrohlich Scheinenden?"

Aus Monza angereist rückte dazu in ihrem Powerpoint-Essay „Erziehung nach Auschwitz: Anspruch und Wirklichkeit einer pädagogischen Vision“ die Literaturwissenschaftlerin Dr. Stefanie Golisch den widerstehenden Menschen die zur Macht strömende Masse gegenüber.

Unterstützt durch ein Motto Adornos aus dessen Essay "Erziehung nach Auschwitz" (im Suhrkamp-Band *Erziehung zur Mündigkeit*) - „Menschen, die blind in Kollektive sich einordnen, machen sich selber schon zu etwas wie Material, löschen sich als selbstbestimmte Wesen auf“ - folgte sie der Entblindung durch Persönlichkeiten wie die in Auschwitz ermordete, noch jugendliche Dichterin Selma Meerbaum-Eisinger und auch die Malerin Charlotte Salomon auf dichte, mitnehmende Weise.

Die Schülerinnen und Schüler aus dem Freiherr-vom-Stein-Gymnasium in Spandau berichteten im Anschluss über ihre Erfahrungen mit Ablehnung, Ausgrenzung und ihrer Verunsicherung als Folge einer kollektiven Einordnung in Feindbilder, die ruhelos Schuldige und Sündenböcke sucht.

Besonders beeindruckt hat die Kurzgeschichte *Spaghetti für zwei* von Federica de Cesco aus dem Jahr 1986, die vor allem in Schulen sehr häufig als Thema verwendet wird. Überzeugend vorgetragen von der türkischstämmigen Schülerin, die aus ihrer vorherigen Schule aus rassistischen Gründen gemobbt wurde.

Der Text erzählt knapp und dramatisch von der Loslösung tradierter Rassismustypen eines weißen Schülers gegenüber einem farbigen Mitschüler. So geht es: Der weiße Schüler kauft sich zur Pause einen Teller Suppe, wendet sich kurz ab und erblickt dann im Speisesaal den farbigen Mitschüler, der vermeintlich seinen Teller Suppe klappte und nun gemütlich auslöffelt.

Der weiße Schüler setzt sich zum farbigen Mitschüler und steckt herausfordernd seinen Löffel in den Teller, worauf ihm der farbige Mitschüler den Teller zuschiebt, eine Portion Spaghetti holt und in die Mitte des Tisches stellt.

Verwirrt wendet sich der weiße Schüler nach der Stelle um, wo er seinen Teller kurz absetzte und ihn nun auch erblickt. Dieser Moment wendet das Blatt zu einer hoffnungsvollen Freundschaft.

Und dieser Text hat so gut gefallen, dass unter den anwesenden PEN-Mitgliedern Freya Klier Stefanie Golisch, Hubert Dammer, Utz Rachowski und dem Autor dieses Berichtes die Idee aufkam, eine PEN-Patenschaft für Texte Jugendlicher einzurichten.

Eine Auswahl könnte jährlich in unserem PEN-Newsletter oder in kürzeren Abständen auf unserer Homepage veröffentlicht werden. Und mit diesem Text würden wir gern beginnen.

Die weiteren vier Mitschüler auf der Bühne bereicherten den Auftritt mit ähnlichen Berichten und vor allem dem fast schon gestandenen Lesen von Texten wie Konstantin Weckers "Dann sag Nein!"



Foto: Hubert Dammer, Utz Rachowski / Axel Reitel

Der Gitarrist Tim Borchert - ebenfalls Schüler des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums - spielte in den Pausen auf wunderfeinste Weise klassische Stücke, eine Denken und Fühlen erhebende Musik, ohne die wohl auch humanistische Bildung ein Irrtum wäre.

Die Moderatorin Stefanie Ericke-Keidtel vom Literaturhaus manövrierte geschickt und auf angenehmste Weise durch den Abend.

Abschließend las Freya Klier aus ihrem ans Herz gehenden Buch „Gelobtes Neuseeland“. Es ging um die schwerwiegenden Momente des Berliner Geschwisterpaares Hansi und Fred Silberstein auf dem Weg ins Vernichtungslager Auschwitz. Beide gehörten glücklicherweise zu den Menschen, die diese Mordmaschine überlebten. Die Autorin lernte die Geschwister „als alte Menschen im fernen Neuseeland kennen“.

Axel Reitel, Berlin, 20.11.2018

„Ich bin der Andere“

Ein Abend im Literaturhaus Berlin am 15. November 2018 – Freya Klier

Liebe Gäste unseres Abends, den wir dem Entstehen von Antisemitismus widmen wollen und der Frage: Wie vermitteln wir heute Geschichte? Wie überwinden wir Intoleranz gegenüber dem Anderen, dem Fremden, oft bedrohlich Scheinenden?

Gotthold Ephraim Lessing fällt mir ein, die berühmte Ringparabel aus seinem Theaterstück „Nathan der Weise“, verfasst in einer Zeit der Aufklärung. Am Ende des Stückes stehen Toleranz und Menschlichkeit statt der üblichen Vorurteile und des Hasses, - steht eine Welt, in der Christen, Juden und Mohammedaner miteinander versöhnt sind. Dieses mehr als 200 Jahre alte Stück sollte wieder öfter aus den elterlichen Bücherschränken geholt werden.

Nun aber begrüße ich Sie im Namen unseres *PEN deutschsprachiger Autoren im Ausland*, dem früheren Exil-PEN.

Und ich danke dem Literaturhaus, dass wir uns heute hier versammeln dürfen. Vor allem aber danke ich den jungen Leuten, die heute Abend dazu beitragen, einander bewusst zu machen, dass jede und jeder etwas zu Toleranz und Menschlichkeit beitragen kann. Ein Schlüssel dafür ist der Blick zurück in die Geschichte. Ein zweiter, sich selbst zu überprüfen und zu hinterfragen im Umgang mit dem Anderen.



Foto: Freya Klier/ Axel Reitel

Wie können wir eine demokratische Zukunft bauen, wenn die Würde, die Integrität jedes einzelnen Menschen nicht mehr verteidigt wird - kann sich dann ein Horror der Geschichte wie der millionenfache Mord an jüdischen Menschen wiederholen?

Unser Abend besteht aus vier Teilen:

1. Zuerst widmet sich die Arbeitsgemeinschaft „Charlotte-Salomon“ aus der gleichnamigen Grundschule in Kreuzberg dem Schicksal der jungen jüdischen Malerin. Im September 2018 brachen die Schülerinnen und Schüler der AG nach Südfrankreich auf und machten sich dort auf Spurensuche nach den letzten Jahren der ermordeten Berlinerin Charlotte Salomon. Daraus entstanden beeindruckende Bilder und ein Film, den sie uns jetzt zeigen werden.
2. Im Anschluss daran stellt uns die Literaturwissenschaftlerin Dr. Stefanie Golisch, die im italienischen Monza lebt und dort auch als Deutsch-Lehrerin in einer Schule arbeitet, ihren Essay „Erziehung nach Auschwitz: Anspruch und Wirklichkeit einer pädagogischen Vision“ vor.

(Danach werden uns die jüngeren Schüler verlassen, damit der Abend für sie nicht zu lang wird.)

„Ich bin der Andere“. Dieser Satz trifft wohl auf jeden von uns zu - je nachdem, in welcher Gesellschaft, welchem Land wir uns gerade befinden. Nicht selten wird das Fremde abgelehnt, gar gehasst, denn es verunsichert - vor allem Menschen, die selbst unsicher sind und schnell nach irgendeinem Schuldigen suchen, einem Sündenbock. Diese Erfahrung machen in unserem Land, in unserer Stadt nicht nur jüdische Mitbürger, sondern auch muslimische. Zum Antisemitismus gesellt sich dessen dunkler Bruder, der Rassismus. Auch unter Schülern tobt sich das in der digitalen Anonymität aus.

Davon und von ihren eigenen Erfahrungen werden uns im dritten Teil des Abends Schüler aus dem Freiherr-vom-Stein - Gymnasium in Spandau berichten.

Und jetzt wird es endlich auch Zeit, unseren Gitarristen Tim Borchert vorzustellen, der ebenfalls Schüler dieses Gymnasiums ist.

3. Auf einem Platz vor dem Steglitzer Rathaus steht eine große Spiegelwand; sie erinnert an die Deportation jüdischer Mitbürger aus Steglitz. Eingraviert in diese Spiegelwand sind auch die Namen des Ehepaares Silberstein, das am Botanischen Garten bis zum Ausbruch der NS-Zeit einen Laden besaß. Die Eltern haben Auschwitz nicht überlebt. Doch was ist mit ihren Kindern Hansi und Fred?

4. Im vierten und letzten Teil des Abends werde ich einen Auszug aus meinem Buch „Gelobtes Neuseeland“ lesen: Ich schildere einige Momente des Berliner Geschwisterpaares auf dem Weg ins Vernichtungslager Auschwitz. Hansi und Fred Silberstein gehörten zu den wenigen Menschen, die diese Mordmaschine überlebten. Doch waren sie für den Rest ihres Lebens schwer gezeichnet. Ich lernte sie als alte Menschen im fernen Neuseeland kennen.

Sacharow-Preis 2018. Der Tag nach Straßburg in Berlin

Veranstaltungsbericht
von
Axel Reitel

Am 14. Dezember 2018 fand von 10.30 Uhr bis 12.30 Uhr im Verbindungsbüro des Europäischen Parlaments in Deutschland, Berlin, Unter den Linden, die Nach-Veranstaltung zur zwei Tage vorher stattgefundenen Straßburger Verleihung des Sacharow-Preises 2018 an den seit vier Jahren im Lager der westsibirischen Siedlung Labytnangi schmoredenden Filmemachers Oleh Senzow statt.

Dabei standen im Mittelpunkt der Gesundheitszustand Oleh Senzows nach dessen 145-tägigen Hungerstreik, um auf die Freilassung der insgesamt siebzig ukrainischen Gefangenen einzuwirken, und wie die Verleihung des Preises auf das weitere Schicksal Senzows einwirkt.

Des Weiteren standen zur Debatte Fragen rund um die im vierten Jahr sich befindende Krim-Krise „Wie ist der Stand? Wie geht es weiter? Was kann die EU tun?“.

In seinem Grußwort fasste Frank Piplat, Leiter des Verbindungsbüros des Europäischen Parlaments in Deutschland, die Entscheidung der Jury des Sacharow-Preises noch einmal zusammen. So sei Senzow mit seinem Einsatz zu einem Symbol des Kampfes für die Freilassung von politischen Gefangenen in Russland geworden.



*Foto: Sacharow Preis 2018
Frank Piplat, Leiter des Verbindungsbüros des Europäischen Parlaments in Deutschland / Axel Reitel*

Die Abgeordneten des EU-Parlaments in Straßburg haben unter dem Hashtag "#LetSenzovGetSakharov" in den sozialen Medien gefordert, dass der Regisseur den Preis persönlich entgegennehmen darf. Dass Oleh Senzow die persönliche Entgegennahme des Preises nicht gestattet wurde, ist eine alte ideologische Tradition, die nach den Zeiten Stalins und Breschnews in Russland wieder Fuß zu fassen scheint.

Oleh Senzows Anwalt Dimitriy Dinze sagte auf dem Podium, dass der Regisseur nur wenig Hoffnung habe, freigelassen zu werden. Oleh Senzows Cousine Natalja Kaplan stellte dem zahlreichen Publikum der Veranstaltung ihren Cousin etwas näher vor. Wie er nach dem Studium der Ökonomie in Kiew sich für Filmregie und Drehbuch in Moskau einschrieb. Wie er mit dem ersten Kurzfilm „A Perfect Day for Bananafish“ 2008 einen Achtungserfolg errang und bereits im darauffolgenden Jahr mit dem zweiten Kurzfilm „Das Horn von einem Stier“ von der Klasse der Filmemacher wahrgenommen wurde. Wie sein erster Spielfilm „Gamer“ über einen Videospiele-Wettbewerb, mit dem er auf dem Internationalen Filmfestival in Rotterdam im Jahr 2012 debütierte, auf viel Lob stieß und die Finanzierung für seine nächste Filmproduktion „Rhino“ sicherte. Wie er diesen geplanten Spielfilm im November 2013 für sein Engagement in der Euromaidan-Protestbewegung unterbrach.

Doch wenn man hoffe, dass der Preis den Druck auf Russland erhöhe, womöglich ihn und alle ukrainischen politischen Gefangene sofort freizulassen, solle man sich Olehs Schicksal bis zum heutigen Tag noch etwas genauer vor Augen führen.

Der 42-Jährige stammt von der Krim und ist ein Gegner der russischen Annexion. Er ist ein Verfechter der Freiheit und der Demokratie. Deshalb engagierte er sich auch seit 2013 bei den proeuropäischen Protesten auf dem Maidan. Dann wurde er im August 2015 unter dem hinter verschlossenen Türen ausgedachten Vorwurf eines angeblich geplanten Terroranschlags auf die Krim-Halbinsel zu 20 Jahren sibirischer Lagerhaft verurteilt. Seither fordern EU, der Europarat, Amnesty International, die USA und viele Prominente vergeblich (!) seine Freilassung.

„Zum Zeitpunkt der Haft war Oleh alleinerziehender Vater zweier Kinder. Und nicht einmal zum Wohle seines autistischen Sohnes hat er Putin um Gnade ersucht. Oleh ist sehr prinzipientreu“, erklärte weiterhin seine Cousine. Und: „Kein Preis ersetzt die Freiheit“, fügte Natalja Kaplan - mit größter Sanftmut - klar und deutlich hinzu.



Foto: Sachachow Preis 2018 Berlin (v.r.n.l.) Die Moderatorin Andrea Despot, Senzows Anwalt Dimitri Dinze, Natalja Kaplan, Rebecca Harms, Dr. Stefan Meister / Axel Reitel

Zur den tieferen Fragen der Krimkrise standen der Podiumsdiskussion Rebecca Harms, Mitglied des Europäischen Parlaments und Vorsitzende der Parlamentarischen Versammlung Euronest (Europa-Nachbarschaft Ost) und Dr. Stefan Meister, Leiter des Robert Bosch-Zentrums für Mittel- und Osteuropa, Russland und Zentralasien zur Verfügung.

Die Moderation hatte Andrea Despot, Direktorin der Europäischen Akademie Berlin, die geschickt und charmant durch die Veranstaltung führte.

Zum Sacharow Preis heißt es im Bericht aus Straßburg: „Der EU-Menschenrechtspreis trägt den Namen des sowjetischen Physikers und Dissidenten Andrej Sacharow. Er arbeitete lange am sowjetischen Kernwaffenprogramm, bevor er sich ab Ende der 1960er Jahre für internationale Abrüstung und eine Demokratisierung der Sowjetunion einsetzte. Für sein Engagement wurde ihm 1975 der Friedensnobelpreis verliehen. Nachdem seine Frau diesen für ihn entgegengenommen hatte, galt der Physiker als Staatsfeind.

Der nach ihm benannte Preis wird seit 1988 jedes Jahr vergeben, um Menschen und Organisationen zu ehren, die in besonderer Weise weltweit Menschenrechte und Grundfreiheiten verteidigen. Er ist mit 50.000 Euro dotiert und wird jedes Jahr in Straßburg verliehen. Vorgänger Oleg Senszows als Preisträger sind unter anderen der frühere südafrikanische ANC-Führer Nelson Mandela und die demokratische Opposition in Venezuela.

Insgesamt umgab die Veranstaltung ein freiheitliches, ein offenes, ein europäisches Flair: „Wir können nicht anders, wir bleiben, mit allen Mitteln der Diplomatie, der Hoffnung auf den Fersen.“

Berlin, 21.12.2018

Verfolgung – Vertreibung – Gedächtniskultur

Internationale Konferenz in Prag, 3. - 5. Oktober 2019

Von Eugenie von Trützschler

Das PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland plant im Oktober 2019 eine Konferenz, die sich mit diversen Fluchtbewegungen im 20. Jahrhundert und daran anknüpfend vor allem mit jenen Geschichten befassen soll, die im Nachhinein über Verfolgung und Vertreibung konstruiert, abgerufen, überschrieben oder auch ausgelöscht worden sind. Gemeinsam mit dem Tschechischen PEN-Club, dem Prager Literaturhaus deutschsprachiger Autoren und der Jüdischen Gemeinde in Prag soll das Gespräch über die doch sehr divergenten Erinnerungsdiskurse und die damit verbundenen nationalen Erzählungen gesucht und weitergeführt werden; im Mittelpunkt stehen dabei politische und kulturelle Konstellationen in Prag, als Beweggründe oder Ausgangspunkte für Fluchtgeschichten, namentlich deutschsprachiger Autorinnen und Autoren.

Ausstellung: Überwinde die Todesmauer

Diese Ausstellung wurde von den beiden tschechischen Autoren, Miroslav Kasáček und Luděk Navara, vom Verein Pamět, ausgearbeitet. Ins Deutsche hat diese Ausstellung Frau Dr. Eugenie Trützschler von Falkenstein übersetzt. Die Ausstellung ist ein Beitrag zur Geschichte des Eisernen Vorhangs in der Tschechoslowakei und der konkreten Situation an der Grenze zwischen Mähren und Österreich und inzwischen achtmal in Deutschland.

Wo ist der Zusammenhang, kann man fragen und dies mit Recht. Wer diese Frage stellt, weiß nicht, dass an die 70 000 DDR Bürger versucht haben – mit Erfolg oder ohne Erfolg über die Tschechoslowakei in den Westen, in die Freiheit zu fliehen. Einer, dem es gelungen ist, Herr Michael Schulz, ist heute unter uns. Er ist aber mehr als ein glücklicher Grenzüberwinder, er und mit ihm eine ganze Anzahl von jungen Deutschen haben mit ihrem Staat, ja mit ihrer Heimat, gebrochen, weil sie sich von den Ideen und der ganzen Atmosphäre des Prager Frühlings 1968 in Prag und anderen Orten der Tschechoslowakei, haben inspirieren lassen. Der Traum von Freiheit und Individualität ist das, was die jungen Tschechen mit den jungen Deutschen verband.

Diese Tatsache ist ein Beweis dafür, dass die Bemühung der Regimes beider Staaten, der DDR und der CSSR, einen sozialistischen Menschen zu kreieren, nicht nur misslang, sondern es den Sicherheitsorganen nicht gelang, die jungen Deutschen und Tschechen zu entzweien. Und das, obwohl sie alle Kontakte der Jugendlichen untereinander verfolgten. So hat zum Beispiel die Tatsache, dass sich junge Menschen aus der DDR mit Gleichaltrigen in Prag zu Pfingsten 1983 treffen wollten, die Staatssicherheit beider Staaten in Alarmbereitschaft versetzt.

Die Staatsführung der DDR befürchtete wohl, dass die jungen Menschen sich nicht im Sinne der Deklaration zwischen den beiden Staatsparteien aus dem Jahr 1974 über „die sozialistische Lebensweise in beiden Staaten verhalten werden.“¹ Volle fünf Tage dauerte die vom Leiter der Hauptabteilung VI Generalmajor Fiedler angeordnete Aktion „Hopfen 83“. In Prag wurden ca. 200 Jugendliche vor der Gaststätte „U Fleku“ mit

Schlagstöcken und Tränengas auseinandergetrieben....“ zum Vorortbahnhof Bubenetz transportiert und in einen Zug in Richtung DDR verbracht. Nach der Abfahrt des Zuges wurde dieser durch Ziehen der Notbremse durch eine unbekannte Person zum Halten gebracht und die Bürger der DDR entfernten sich wieder in Richtung Prag.“²

Womöglich waren diese Ereignisse mit ein Grund,³ dass der zentrale Operativstab in einem Vermerk vom 28. November 1983 nicht nur die Erkenntnisse über die Reisegewohnheiten der Jugendlichen zusammentrug, sondern auch Schlussfolgerungen hieraus zog. In diesen wird festgehalten, dass im Rahmen der politisch-operativen Arbeit der einzelnen Diensteinheiten die Überprüfung der in die Tschechoslowakei ausreisewilligen Jugendlichen noch verbesserungsfähig ist. Vor allem gilt es diejenigen „negativ-dekadenten Jugendlichen“⁴ zu erkennen, „die geeignet sind, das Ansehen der DDR im sozialistischen Ausland zu schädigen.... Erfahrungen und Überprüfungsergebnisse beweisen, dass es sich bei diesen Personenkreisen in der Regel um labile, sich zu Gruppierungen hingezogen fühlende ...Jugendliche und Jungerwachsene handelt, die vom organisierten gesellschaftspolitischen Einfluß nicht erreicht werden.“⁵

Um unter den Jugendlichen die „negativ-dekadenten“ besser erkennen zu können, wurde vorgeschlagen, dass nicht nur verstärkt Jugendliche Inoffizielle Mitarbeiter (IM), sondern auch IM mit langjähriger operativer Erfahrung wie es die IME (geheimer Mitarbeiter im besonderen Einsatz) und FIM (Führungsoffizier, der sich politisch besonders bewährt hat) waren, eingesetzt werden.

Diese „negativ-dekadenten“ Jugendlichen galt es z.B. durch einen zeitweiligen Ausschluss aus dem visafreien Verkehr an der Ausreise zu hindern, wenn die Vorbeugungsgespräche oder die ihnen aufgelegten Auflagen als unzureichend betrachtet wurden.

Einer dieser Ostdeutschen, die versucht haben über die Tschechoslowakei in die Freiheit zu kommen, war der nicht einmal neunzehnjährige Flüchtling Hartmuth Tautz. Er wurde unweit von Pressburger Petržalka von zwei selbständig agierenden Hunden zerrissen. Es geschah am 8. August 1986. Die Hunde hießen Roby und Ryšo. Ihm und allen anderen, die bei der Überwindung des Eisernen Vorhangs ihr Leben ließen aber auch allen anderen, die wegen dieses Todesmauer starben, ist diese Ausstellung gewidmet.

-
1. Punkt II der Deklaration vom 17.10.1974; G.Diessner und Karl Richter: Dokumente und Materialien der Zusammenarbeit zwischen der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei 1971 bis 1976, hier S. 180-186. Berlin 1977
 2. BStU MfS-HAVI Nr. 16517, S. 0015
 3. BStU Archiv d.Zentralstelle MfS Sekr. Neiber Nr. 230: „Reise und Touristenverkehr in das sozialistische Ausland, insbesondere in die CSSR, bezogen auf den Anfall von negativ-dekadenten Jugendlichen/Jungerwachsenen aus der DDR. S. 0007-0016.
 4. Ebendort S. 0014.
 5. Ebendort S. 0015.

Forschungsstelle Osteuropa (FSO) an der Universität Bremen

12.01.2018

Seminarleiterin: Dr. Ulrike Huhn



Foto: Archiv Gabriel Berger

U.Huhn:

Ich freue mich sehr, dass wir Sie, Herr Gabriel Berger, heute zu Gast haben können, dass Sie sich Zeit genommen haben, um heute nach Bremen zu kommen, um mit Studenten aus unserem Modul zur Opposition in der DDR und Polen zu sprechen. Sie haben ja eine unglaublich spannende, facettenreiche Vita: Geboren in Frankreich aufgewachsen in Belgien und Polen, dann als Jugendlicher mit Ihrer Familie in die DDR gekommen, dort Physik studiert, Ausreiseantrag gestellt, politische Haft und schließlich dann Leben in der Bundesrepublik in Berlin West. Wir haben ausgemacht, dass Sie über Ihre Zeit in der DDR sprechen werden, über Ihren Ausreiseantrag, die Hafterfahrung, und dann auch über Ihr Engagement in West-Berlin für die polnische Opposition. Wir haben verabredet, dass Sie zunächst 40-45 Minuten sprechen werden und es dann im zweiten Teil Zeit geben wird, dass Sie Fragen beantworten können. Schön dass Sie da sind.

G. Berger:

Meinen Namen haben Sie mitbekommen: Gabriel Berger. Eigentlich habe ich Ihnen nichts mehr zu erzählen, denn Sie wissen ja schon alles. Ich habe gesehen, wie Ihr Programm aussieht. Sie sind ziemlich fortgeschritten, glaube ich, in dem Wissen über die DDR.

Vielleicht ganz kurz die Vorgeschichte zu meinem Leben in der DDR. Ich komme aus einer jüdischen Familie. Deswegen ist das, was ich über mein Leben in der DDR zu erzählen habe, nicht ganz typisch, weil ich schon mit einer gewissen Grundeinstellung dahin gekommen bin, seinerzeit, die dem durchschnittlichen DDR-Bürger vielleicht nicht so eigen gewesen ist. Mein Vater ist vor dem Krieg, bis 1933, ein kleiner Funktionär der KPD in Berlin gewesen. Deswegen - unter anderem - ist unsere Familie nach dem Krieg erst nach Polen und dann in die DDR geraten. Sonst hätte er auch eine andere Entscheidung treffen können, aber er hat sich entschlossen, in dem kommunistischen Block sein Leben zu gestalten und das Leben dort mitzugestalten. Wir waren erst in Polen und dann, ich weiß nicht ob sie informiert sind, es gab da 1956 eine Phase des „Tauwetters“, so nannte man sie damals. Der 20. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion ist Ihnen vielleicht ein Begriff. Da hat es in Polen politische Veränderungen gegeben, eine Liberalisierung, aber leider, und das sehen wir teilweise in Polen auch heute, wenn in Polen eine Veränderung stattfindet, ist sie oft mit extrem nationalistischen und auch antisemitischen Tendenzen verbunden. Das hat meinen Vater bewogen, Polen zu verlassen und in die DDR zu ziehen. So bin ich also dahin geraten. Ich konnte kein Wort Deutsch. Ich war sozusagen ein Einwandererkind, wenn man so will. Das ist ja heute sehr modern.

Ich habe dort ganz normal die Schule besucht und ganz schnell Deutsch gelernt, wie es sich so gehört. Ich konnte vorher kein Wort. Danach habe ich in Dresden Physik studiert. Von der Einstellung her, kann man natürlich sagen, und das kann man sich denken, bei der Abstammung aus einer kommunistischen Familie, war ich natürlich für die DDR eingenommen, das war ganz klar. Allerdings muss ich dazu sagen und das ist schon die Überleitung zum Thema, ich hatte von vornherein die DDR mit einer gewissen Reserve gesehen, weil die Entwicklung in Polen 1956 verbunden war mit einer starken Öffnung, vorwiegend im kulturellen Bereich. Man konnte sehr viel sagen, es gab eine ziemlich freie Presse, eine Zeitlang sogar eine sehr freie Presse. Sehr viele Publikationen, die bis dahin als verboten galten, sind herausgekommen und die in der DDR damals verpönte Rock'n Roll Musik ist in Polen allgegenwärtig gewesen, was natürlich für die Jugendlichen eine ganz große Sache war. Dieser Unterschied zur DDR war sehr krass. Und das hat mich natürlich sofort in einen gewissen Konflikt mit diesem Land gebracht, auch wenn ich politisch völlig eingetaktet gewesen bin. Aber solche Kontroversen im Kulturbereich, das wusste die DDR-Führung genau, führen früher oder später zu einer politischen Kontroverse. Und das war tatsächlich auch bei mir der Fall.

1961, als die Mauer gebaut wurde, war ich natürlich noch ihr Verteidiger, das gehörte eben dazu. Aber als ich zu studieren begann, das war 1962, hatte ich parallel dazu sehr intensive Kontakte zu Polen gehabt. Und ich war immer wieder überrascht, wie frei man in Polen war. Das war ein Kontrastprogramm. In der DDR lebte man natürlich materiell viel besser als in Polen, darüber gibt es keine Diskussion. Aber man hatte in der DDR überall Maulkörbe verpasst bekommen, was in Polen, trotz aller systembedingten Begrenzungen, so nicht der Fall war. Besonders im Universitätsbereich ist man in Polen sehr offen gewesen, sehr frei. Es gab natürlich Oppositionelle, die sich sehr weit vor wagten, wie Kuron und Modzelewski, die im Gefängnis landeten, usw., aber sie gingen mit ihrer Kritik am System damals sehr, sehr weit. Und dennoch, 1966 habe ich einen Antrag auf Aufnahme in die SED gestellt, relativ spät, weil meine Schwester es zum Beispiel schon mit 18 Jahren getan hat. Ich war damals 22 Jahre alt. Das war auch nicht so spät. Aber ich habe eine Bedingung gestellt. Und zwar habe ich zur Bedingung gemacht, dass ich unter dem Motto eintrete: Einheit in der Verschiedenheit. Das war ein Slogan, der damals von den Eurokommunisten geprägt wurde, die damals in Westeuropa modern gewesen sind, Einheit in der Verschiedenheit. Das stand aber konträr zu der Parteilinie der SED, also wurde ich nicht aufgenommen. Man hat mir die Aufnahme verweigert. Das war also für mich ein Abschied von dieser Idee, aber nicht ganz. Dazu muss ich vielleicht noch hinzufügen, dass ich 1967, also kurz darauf, den ersten Versuch unternommen habe, die Staatsbürgerschaft der DDR abzulegen. Sie wurde mir lästig, mit allen diesen Beschränkungen, die es in diesem Land gab. Nachdem ich zehn Jahre dort gelebt hatte, betrachtete ich meine Gastrolle als mehr oder weniger beendet. Aber die Behörden sahen es anders. Sie haben meinem Ersuchen nicht stattgegeben. Wie das ablief, habe ich genau in meinem Buch beschrieben (*Ich protestiere also bin ich*). Ich würde das so interpretieren: Als Reaktion auf mein Anliegen, die DDR-Staatsbürgerschaft abzulegen, ich wollte wieder polnischer Staatsbürger werden, um mehr Möglichkeiten zu haben, wurde ich zur Nationalen Volksarmee einberufen. Ich war der einzige Physiker, der nach dem Studium eingezogen wurde. Ich kann das nur so interpretieren, dass das man das als eine Strafoption gegen mich angewandt hat, um mich zu disziplinieren. Zur gleichen Zeit aber, als ich eingezogen wurde, gab es in der Tschechoslowakei den „Prager Frühling“. Und ich war, das kann man sich denken, ein glühender Befürworter dieser demokratischen Bewegung in der Tschechoslowakei. Und ich habe ganz öffentlich für diese Linie, die dort vertreten wurde, agitiert. Es ging dort um eine Öffnung, um eine demokratische Umwälzung, auch die Wirtschaft sollte völlig anders gestaltet werden. Das System sollte ganz anders funktionieren, als es bis jetzt im sowjetischen Block üblich war. Ich wurde zur Armee eingezogen, wo ich diese Haltung ebenfalls vertreten habe. Dort wurde ich aber ganz schnell zurechtgewiesen, den Mund zu halten, sonst drohte man mir die Verhaftung an.

Das Jahr 1968, das muss ich kurz ergänzen, und das wissen Sie wahrscheinlich, ist nicht nur im Westen dramatisch gewesen. Es gab den Prager Frühling und es gab die rebellischen Studenten in Polen, die dort im Jahre 1968 demonstriert haben. Das hat zu einem Gegenschlag des Systems in Polen geführt, mit einer stark antisemitischen Konnotation, wobei man die restlichen Juden, solche, die sich gar nicht als Juden verstanden, aus dem Land gejagt hat. Das alles sind Dinge, die mich mitgeprägt haben, deswegen erwähne ich sie. Damals 1968, das muss ich dazu sagen, kam zum letzten Mal mir und meinen Freunden die Idee, in die SED einzutreten. Warum? Weil wir gesehen haben, dass in der Tschechoslowakei die Partei der Motor zur demokratischen Veränderung gewesen ist. Da haben wir gedacht, o.k., wenn die Partei das machen kann, dann müssen in der Partei die Leute da sein, die die Aufgabe übernehmen werden. Also treten wir ein. Aber bevor wir so weit gewesen sind, kam der Einmarsch der Truppen des Warschauer Vertrages in die Tschechoslowakei, womit die ganze Sache zu Ende war. Damit kam auch eine Resignation, dass Bewusstsein, dass im Ostblock eine Veränderung mit legalen Mitteln nicht möglich ist.

Nach der Armee begann ich in der Kernforschung zu arbeiten, im Zentralinstitut für Kernforschung in Rossendorf bei Dresden, im theoretischen Bereich Reaktorphysik. Dazu muss ich sagen, unter Physikern, Naturwissenschaftlern, war natürlich eine gewisse kritische Distanz sehr verbreitet. Nicht im Sinne einer

oppositionellen Haltung, das auf keinen Fall, weil man das nicht riskierte, aber es gab immer wieder ironische Bemerkungen. Man nahm zum Beispiel den Begriff Marxismus, der uns monatlich vermittelt wurde. Auch in unserem Institut der Akademie der Wissenschaften gab es monatlich eine Veranstaltung, in der wir marxistisch unterwiesen werden sollten, was aber bei den parteilosen Kollegen meistens zu ironischen Bemerkungen führte. Sie nahmen das Ganze nicht sehr ernst. Das habe ich in meinem Buch sehr deutlich beschrieben. Sie waren irgendwie kritisch eingestellt, aber nicht so kritisch, dass sie irgendetwas riskieren würden. Das war nicht der Fall. Dazu muss man auch sagen, dass ich aus bestimmten Quellen aus der Zeit nach der Wende erfahren haben, dass in dem Institut, wo ich gearbeitet habe, etwa 30 Prozent der Leute mit der Stasi kooperiert haben. Das war vermutlich die höchste Durchsetzung mit der Staatssicherheit, die man in der DDR überhaupt kannte. Die Situation in unserem Institut war demnach sehr differenziert. Der Hintergrund hierfür war, dass unser Institut als sicherheitstechnisch sehr sensibel galt, wegen der Kernforschung.

Ich muss dazu noch sagen, dass eine kurze Zeit, einige Jahre lang, stellvertretender Direktor unseres Instituts der vielleicht bekannteste Atomspion gewesen ist, Klaus Fuchs, der die Baupläne der Atombombe an die Sowjetunion verraten hat, worauf die Sowjetunion kurze Zeit später tatsächlich die Atombombe entwickelt hat. Er war einer meiner Chefs. Ich will nicht mehr darüber sagen. Sie kennen vielleicht die Geschichte von Los Alamos, wo er am Bau der ersten amerikanischen Atombombe mitgearbeitet hat. Sein Beitrag war sehr maßgeblich, er hat den Zünder für die Atombombe entwickelt.

In Dresden, wo ich gelebt habe, bewegte ich mich in Kreisen von jungen Akademikern, die samt und sonders, das würde ich sagen, eine oppositionelle Haltung zu dem Staat hatten. Das war meine bewusste Auswahl. Es waren dieselben Leute, die seinerzeit geglaubt hatten, auf gleichem Wege wie 1968 in der Tschechoslowakei Veränderungen in der DDR mitgestalten zu können. Sie waren jetzt natürlich ziemlich resigniert. Und so ergab es sich, dass ich zusehen konnte, wie die Kreise, in denen ich mich bewegte, langsam schmolzen. Sie schmolzen deshalb, weil immer mehr von diesen Leuten Richtung Westen abdrifteten. Die meisten flohen auf irgendwelchen abenteuerlichen Wegen und landeten plötzlich im Westen. Das war natürlich sehr schwierig. Sie wissen ja, wie das gewesen ist mit der Mauer und so weiter. Aber trotzdem passierte es. Niemand glaubte, dass in absehbarer Zeit eine positive Veränderung in der DDR eintreten würde. Deswegen kenne ich kaum Leute, die sich in diesem Sinne engagiert haben. Ich hatte gewisse Kontakte zu den Kirchen, aber die waren sehr sporadisch, weil ich selber nicht religiös war. Es gab in der Kirche sehr engagierte Leute, die ich auch getroffen habe, die aber früher oder später alle im Westen landeten. Keiner hat ernsthaft geglaubt, dass er durch seinen persönlichen Einsatz zu einer Veränderung in diesem Land beitragen kann.

Zur gleichen Zeit setzte ich meine Kontakte nach Polen fort. Und in Polen tat sich etwas, im Gegensatz zur DDR, seit den siebziger Jahren. Sie kennen vielleicht das Kalendarium der Aufstände, die in Polen immer wieder stattfanden. Immer wieder gingen die Leute auf die Straße: erst die Studenten, dann die Arbeiter, usw. Dann entstand das Komitee zur Verteidigung der Arbeiter (KOR). Es war eine sehr interessante Bewegung, die sich in Polen entwickelte. Eigentlich kann man sagen, dass seit 1956, seit dem damals missglückten Versuch einer Änderung des Systems, sich unter den Intellektuellen ein permanentes Gären fortsetzte. Das interessante ist natürlich auch, und das war für mich immer wieder überraschend, dass die Diskussionen in Polen und in der DDR sehr unterschiedlich verliefen. Das konnte man nach der Wende immer noch sehen, auch in der Wendezeit. Während man in der DDR sogar in der Wende immer noch auf dem marxistischen Trip gewesen ist und glaubte, einen besseren Sozialismus anstreben zu wollen, waren die Polen einen Schritt weiter. Sie wollten das System gar nicht mehr. Und zwar deswegen nicht, weil ihr letzter Versuch, das System zu retten, es zu reformieren 1968 missglückt war. Und seitdem drifteten sie immer weiter von marxistischen Gedanken ab.

Etwas war in Polen sehr prägnant, was mich fasziniert hat und was später mein Handeln wesentlich bestimmt hat. Es gab unter der polnischen Opposition eine Losung, die lautete: „Verhalte dich so, als sei das Land demokratisch“. Das heißt, man sollte ganz bewusst alle Schranken die es gab, alle totalitären Schranken, alle polizeilichen Schranken, ignorieren und so tun, als würde man über alle Rechte verfügen, wie ein Mensch, der im Westen lebt. Das haben in Polen die Oppositionellen getan und damit Risiken auf sich genommen, viele sind in Polen verhaftet worden.

Dabei muss ich allerdings sagen, dass der Unterschied zwischen der DDR und Polen gravierend war. In Polen waren das, so könnte man es sagen, Peanuts, wenn man ins Gefängnis kam. In Polen kam man für ein paar Monate ins Gefängnis, in der DDR für mehrere Jahre. Das war ein erheblicher Unterschied. 1974 gab es dann, das haben Sie wie ich in dem Plan gesehen habe schon erfahren, in Helsinki die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa. Das war ein wichtiger Einschnitt, weil nämlich in der Schlussakte dieser Konferenz die bürgerlichen Rechte festgelegt wurden. Und diese Schlussakte wurde insgesamt von den Ostblock-Staaten anerkannt. Und das war natürlich für alle, die zu dem System konträr standen ein Stichwort, dass sie sich auf diese Schlussakte berufen können. Und dazu zählte auch ich. Das war ein Stichwort vor allem in der DDR. In der Sowjetunion wird es wohl etwas anders gewesen sein, aber in der DDR war es insbesondere für diejenigen ein Stichwort, die das Land verlassen wollten. Sie meinten, sich jetzt auf die Reisefreiheit berufen zu können, die in der Schlussakte festgeschrieben wurde und darauf basierend einen Antrag auf Verlassen der DDR stellen

zu können. Und genau das habe ich auch getan. Im August 1975 ist diese Schlussakte unterzeichnet worden und im November 1975 habe ich den Antrag gestellt, einen Antrag auf Ausreise aus der DDR. Es war für mich zunächst nicht ganz klar, ob ich den Antrag auf Ausreise in die Bundesrepublik stelle oder sonst wohin. Mir war das eigentlich völlig egal, Hauptsache raus. Nur war das technisch nicht möglich, das dachte ich jedenfalls, woanders hin zu ziehen, da dachte ich o.k. dann stelle ich den Antrag auf Verlassen der DDR und Übersiedlung in die Bundesrepublik, weil das sozusagen ein eingefahrener Weg gewesen ist, der verbunden war, dass wusste man, mit der Unterstützung seitens der Bundesregierung. Deswegen dieser Weg, was vielleicht von mir nicht sehr klug war, weil nämlich meine Stiefschwester den Antrag gestellt hatte, nach Israel auszureisen. Und sie ist damit durchgekommen. Also, hätte ich das gemacht, hätte ich wahrscheinlich mehr Chancen gehabt, o.k.

Aber bei mir regte sich ein rebellischer Geist, dass ich mir sagte, ich will die DDR verlassen und bei der Gelegenheit den Leuten auch sagen, was ich denke. Das wollte ich machen. Und das habe ich auch getan und deswegen bin ich diesen sehr geraden Weg gegangen und habe meinen Antrag, die DDR zu verlassen, sehr politisch begründet. Man kann vielleicht zwei Stichworte dazu sagen. Einerseits habe ich gesagt, mein Vater ist freiwillig in die DDR gekommen. Und wenn er freiwillig in die DDR gekommen ist, habe ich das Recht, die DDR freiwillig zu verlassen. Das war natürlich für die Genossen überhaupt nicht einsichtig. Das war ein Argument von mir. Das andere ist gewesen, dass ich gesagt habe, was natürlich eine Provokation war, dass nach meiner Auffassung die DDR weder das Attribut demokratisch, noch sozialistisch zu sein verdient. Das war natürlich für die Genossen keine Diskussionsbasis.

Auf jeden Fall haben sie meinen Antrag abgelehnt und ich habe daraufhin gedacht, ich gebe nicht nach. Denn es war völlig klar, was mit Leuten passiert, deren Antrag abgelehnt wurde. Sie mussten dann als Parias vegetieren, als Aussätzige. Das wollte ich natürlich nicht, das heißt, ich musste unbedingt durchdrücken, dass ich raus komme. Nachdem ich schon den ersten Schritt getan habe, musste ich weiter gehen. Und da habe ich für DDR-Verhältnisse ziemlich heftig demonstriert. Ich fing eigentlich mit einer Banalität an. Ich habe als Wandzeitung die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte ausgehängen. Das ist eigentlich nichts Besonderes, weil die DDR mit ihrem UNO-Beitritt 1973 diese Erklärung anerkannt hat. Trotzdem wurde das ein Riesenskandal. Und dann habe ich mit ein paar Briefchen an die Behörden meinen Standpunkt demonstriert.

Und dann habe ich noch einige andere Sachen gemacht, zum Beispiel einen Brief an das Neue Deutschland geschrieben. Da ging es um die Menschenrechte in der DDR - einen Beitrag von G. Berger, der da veröffentlicht wurde. Darin habe ich ausdrücklich bestritten, dass die Menschenrechte in der DDR eingehalten werden. Alle diese Sachen wurden später Gegenstand in einer Gerichtsverhandlung gegen mich.

Und dann hat mich die Staatssicherheit vorgeladen. Man erklärte mir, ich solle still halten. Es sei nur eine Frage der Zeit und ich komme raus. Da habe ich denen erklärt, dass ich so richtig nicht daran glauben kann, ich hätte überhaupt keinen Grund, ihnen zu glauben. Ich gab ihnen eine gewisse Frist, nach deren Ablauf ich meine Aktivitäten fortgesetzt habe.

Nun muss ich dazu sagen, und das ist für mich ein ziemlicher Schlag gewesen, als ich nach der Wende meine Stasi-Akten zu lesen bekam, stellte ich zu meinem Entsetzen fest, dass die mich tatsächlich rauslassen wollten. Sie wollten mich wirklich rauslassen. Ich war für sie ein solcher Störenfried, dass sie mich mit einem Tritte in den Hintern, um es salopp zu formulieren, an die frische Luft befördern wollten. Aber ich bin einen Schritt zu weit gegangen, ich habe zum Beispiel eine Woche vor dem 1. Mai 1976 eine Demonstration beantragt, wobei ich nicht genau wusste, was ich da demonstrieren soll. Ich habe die Demonstration beantragt, mit dem Kommentar: Falls mein Antrag nicht beantwortet wird, werde ich das Schweigen als eine pauschale Zusage. Daraufhin hat man mich zwei Tage vor dem 1. Mai verhaftet.

Da habe ich drin gesessen und wie es so ist, man ist sehr überrascht, obwohl man mehr oder weniger wusste, was es für ein Spiel ist, aber man ist trotzdem geschockt. Ich kriegte ein Jahr wegen „Staatsverleumdung“, die Strafe hat man mir aufgebremmt. Das war eigentlich, wenn man es sich überlegt, ein harmloses Spiel. Man würde hier und heute dafür gar nichts bekommen, aber dort, in der DDR war es so.

Drei Monate habe ich in Dresden in der Untersuchungshaft absolviert, den Rest der Zeit dann in Cottbus, im Strafvollzug Cottbus. Das Positive an dieser Geschichte ist nur das gewesen, dass das Gefängnis Cottbus etwas untypisch in der DDR war, weil dort die Kriminellen sehr rar gewesen sind. Die meisten saßen dort aus politischen Motiven, zu denen auch ein Fluchtversuch zählte, obwohl es offiziell in der DDR gar keine politischen Delikte gab. Alle wurden als Kriminelle betrachtet. Aber man hat trotzdem diese Leute in einem Gefängnis konzentriert.

1977 habe ich das Gefängnis verlassen dürfen, das war exakt nach einem Jahr. Dann bin ich nach West-Berlin und habe dort zunächst im kerntechnischen Bereich gearbeitet, an der Technischen Universität. In West-Berlin hatte ich sehr intensive Kontakte mit ehemaligen DDR-Bürgern, die auf unterschiedlichen Wegen dahin geraten sind, sei es durch Flucht, sei es wie ich aus dem Gefängnis. Da hatten wir natürlich intensive Kontakte zueinander gehabt. Zugleich hatte ich sehr intensive Kontakte zu der polnischen Emigration. Da gab es eine alte Emigration, ich würde sie als Kulturemigration bezeichnen, das waren Leute, die 1968 Polen verlassen haben,

zu denen habe ich sehr gute Kontakte gehabt und auch zu der neuen polnischen Emigration. Das sind Leute gewesen, die ab 1980, aber besonders nach 1981, nach der Ausrufung des Kriegszustands in Polen, das Land verließen. Soweit sie überhaupt die Möglichkeit hatten, sich frei zu bewegen, haben sie versucht rauszukommen und die erste Station Richtung Westen war eben West-Berlin. Dort blieben sie hängen. Mit denen habe ich sehr intensive Kontakte gehabt.

Ein kleiner Exkurs in dieser Richtung. 1978 gab es in West-Berlin den Bahro-Kongress. Dort ging es eigentlich darum, zu diskutieren wie man es schaffen könnte, den damals im DDR-Gefängnis befindlichen Rudolf Bahro, der das Buch „Die Alternative“ geschrieben hatte und deswegen eingesperrt war, aus dem Gefängnis herauszubekommen. Ich habe diese Veranstaltung zum Anlass genommen, einen Vortrag über Polen zu halten, weil es mir schon damals, 1978, völlig klar erschien, dass sich dort etwas ganz Großes tut. Darüber habe ich damals referiert und das hat sich zwei Jahre später bewahrheitet, da entstand die Solidarność-Bewegung. In diesem Sinne habe ich es damals schon gesehen. Zugleich habe ich damals, was die DDR betrifft, mich ziemlich reserviert verhalten. Ich bin natürlich in Zeitungen und im Rundfunk aufgetreten, habe über die aktuelle Situation in der DDR, besonders in Gefängnissen, berichtet. Ich glaubte aber nicht, dass es eine Chance gab, die Situation in dem Land zu verändern, im Gegensatz zu Polen. Deswegen habe ich mich damals besonders Kontakten zu Polen und nach Polen gewidmet, weil ich der Meinung war, dass dort eine Veränderung stattfinden würde, nicht aber in der DDR, was ja auch in dieser Zeit so stimmte. Ich sah in Polen das Potential dafür, dass dort eine Veränderung stattfinden wird.

Was die Leute aus der DDR betrifft, das kann ich am Rande erwähnen, habe ich sie sozusagen in drei Gruppen klassifiziert. Es gab die klassische Wohlstandsemigration, das waren Leute, die wollten das Land verlassen, weil man im Westen besser lebte und reisen konnte, völlig legitim. Das war ihr Argument. Dann gab es die politische Emigration, dazu würde ich auch mich zählen, das waren Leute die für sich sagten, Schnauze voll, Das System wollen wir nicht, wir können hier keine Veränderung vornehmen. Und dann gab es die dritte Gruppe. Das waren diejenigen, die mit einem Tritt in den Hintern rausgeschmissen wurden, angefangen mit Biermann. Natürlich hatte man zu den anderen Kontakte, aber es gab gewisse Kontroversen zwischen den Gruppen, weil diejenigen die rausgeschmissen wurden, sich als den anderen gegenüber überlegen präsentierten, nach dem Motto: Wir wollten doch die DDR von innen verändern und ihr seid abgehauen. Das war der Grundtenor der Kontroverse, die es damals gab.

Ich habe es schon erwähnt, in Polen tat sich etwas und 1980, das wissen wir alle, entstand die Solidarność. Ich hatte einen Zeitvertrag an der Technischen Universität, der gerade zu Ende war. Ich mache jetzt etwas anderes, dachte ich, und habe versucht, als Journalist in Polen tätig zu werden, allerdings ohne journalistische Kenntnisse. Ich hatte noch nie in meinem Leben so etwas gemacht, aber ich dachte, warum nicht? Das habe ich schließlich hingekriegt, über einen Freund, der bei der Welt am Sonntag einen Vertrag hatte. Wir schafften es als Sonderkorrespondenten nach Polen zu reisen, und zwar erst zu dem Sonderparteitag der polnischen Partei, der im Juli 1981 stattfand und später zum Kongress der Solidarność, das war im September 1981. Ich hatte damals eine sehr persönliche Beziehung zu der ganzen Führung der Solidarność. Michnik, Kuron, die kannte man alle persönlich. Ich konnte Polnisch, das war mein Plus, aber hinzu kam folgendes. Wenn wir sagten, ich und mein Kollege, wir beide sind ehemalige politische Häftlinge aus der DDR, wurden wir sofort mit offenen Händen empfangen. Es gab sofort eine Verbrüderung, man war sofort per du, und man sofort überall eingeführt. Das war damals eine sehr schöne Erfahrung, die allerdings in dem Moment zu Ende war, als der Kriegszustand begann. Da kriegte ich auch kein Visum mehr. Etwa einen Monat oder vierzehn Tage, bevor der Kriegszustand kam, wurde mir das Visum verweigert. Das war schon sehr happig und ich wusste, da tut sich etwas.

Ich hatte wie gesagt sehr intensive Kontakte zu der polnischen Szene in West-Berlin. Wir gründeten ein oder zwei Tage nachdem der Kriegszustand am 13. Dezember 1981 in Polen ausgerufen wurde die „Arbeitsgruppe Solidarność“. Wir haben versucht, mit Aktivitäten zugunsten der Solidarność-Bewegung und der massenhaft inhaftierten Solidarność-Aktivisten an die Öffentlichkeit zu treten. Ich hatte eine ganze Menge Solidarność-Plakate aus Polen gehabt, mit denen ich dienen konnte in den verschiedenen Ausstellungen, die damals stattfanden, in der CDU und SPD. Dort hat man jeweils Solidarność-Ausstellungen veranstaltet und denen habe ich mein Material zur Verfügung gestellt. Später, ab 1984, gab es die Ausstellung die noch heute existiert, im Haus am Checkpoint Charlie, im Mauermuseum, „Von Gandhi bis Walesa“. Die Eröffnung der Ausstellung war 1984, damals auch mit Materialien von mir. Ich hatte mich überall mit eingesetzt. In dieser Zeit hatte ich mich etwas von der Physik entfernt, ich habe einige Semester Philosophie studiert, konnte aber das Studium nicht beenden, weil ich es nicht finanzieren konnte. Danach bin ich im Informatik-Bereich tätig gewesen. Soweit ich Zeit hatte, war ich aber parallel auch noch journalistisch tätig und habe insbesondere versucht, meine Erfahrungen schriftlich niederzulegen. So entstand mein erstes Buch *Mir langt's ich gehe*. Das war meine erste Version der Eindrücke und Erfahrungen aus der DDR. Sie entstand vor der Wende. Ich habe alles aus dem Kopf

rekapitulieren müssen. Später konnte ich die Stasi-Akten zur Hand nehmen und konnte vergleichen: Ist es richtig oder ist es falsch? Und ich muss sagen, ich lag nicht schlecht mit meiner Erinnerung. Und ich habe zwanzig Jahre später diese Version geschrieben, das war nach der Wende, 2008.

Inzwischen bin ich Rentner und, was man so als Rentner tut, ich schreibe Bücher. Nach wie vor habe ich Kontakte nach Polen. Was mich heute nach wie vor oder auch stärker interessiert, das sind die jüdischen Hintergründe in Polen. Sie sind besonders interessant und führen heute in Polen immer noch zu großen Kontroversen. Dazu habe ich etwas geschrieben (*Umgeben von Hass und Mitgefühl*).

Damit kann ich meinen Vortrag beenden und bin gespannt auf Ihre Fragen.

U. Huhn:

Es scheint eine physikalische Genauigkeit zu sein, dass wir 40 Minuten vereinbart haben und sie 40 Minuten sprechen. Sie haben nun die Möglichkeit Fragen an Herrn Berger zu stellen.

Frage:

Man hatte in Polen das Gefühl gehabt, dass die Sowjetunion sie besetzt hat. Auch im Westen gab es die Debatte über den Sozialismus. Wir können so weit gehen, dass es im Ostblock keinen richtigen Sozialismus gab, dass es in Polen und in der DDR Regierungen waren, die sich den roten Anstrich gegeben haben, aber eigentlich konservative Politik betrieben haben. Es ist zum Beispiel, wenn man vom Sozialismus spricht, die kosmopolitische Idee, die anfangs vertreten wurde, ignoriert worden, dass alles national aufgeteilt wurde. Haben Sie sich mit dem Sozialismus weiterbeschäftigt?

G. Berger:

Nachdem ich die DDR verlassen habe, habe ich, soweit ich konnte, oder es aufnehmen konnte, alles Mögliche gelesen: Trotzki, Bucharin, dies und das. Ich wollte es genau wissen, habe auch Marxismus-Vorlesungen in West-Berlin besucht. Und im Osteuropa-Institut habe ich Vorlesungen über polnische Geschichte besucht. Ich habe versucht, aus etwas anderer Sicht, etwas an Informationen nachzuholen, was mir im Osten in diesem Umfang nicht zugänglich gewesen ist oder in anderer Richtung eingefärbt war. Ich habe es schon kurz angedeutet, dass man in Polen damals schon von der sozialistischen Idee abdriftete, eigentlich schon in den siebziger Jahren. Obwohl, vielleicht nicht ganz. Denn die Gruppe um Michnik und Kuron vertrat einen, ich weiß nicht wie man es nennen soll, anarchosyndikalistischen Kurs oder irgendetwas ähnliches, während viele andere in der Solidarność vielleicht mehr den nationalen Kurs vertraten, einen nationalen Kurs, der sich jetzt in Polen in der Regierungsform durchgesetzt hat. Dieser Trend war tendenziell in der Bewegung schon angelegt. Sie war damals vereint, weil man einen gemeinsamen Gegner hatte, das politische System, aber sobald das politische System erledigt war, hat sich das Ganze auseinander dividiert. In der DDR was es etwas anders, das habe ich schon angedeutet.

Was mich betrifft, ich habe eine immer kritischere Sicht auf die sozialistische Sicht, auf die marxistische Sicht gewonnen, weil mir vieles immer mehr illusionär erschien, nicht praktisch umsetzbar. Das ist meine Kritik, die ich in meinem Buch niedergeschrieben habe, die ich schon 1976 als Physiker formuliert habe:

Das Kriterium zur Gültigkeit jeder Theorie kann nur die Praxis sein. Und wenn die Praxis so diametral von der Theorie abweicht, dann kann man nicht sagen, die Praxis ist falsch, sondern man muss sagen, die Theorie ist falsch.

Und das ist natürlich das Problem in der DDR gewesen, und das ist bei vielen Linken bis heute so, dass sie immer die Praxis für falsch halten und nicht die Theorie, die sie vertreten. Man muss schon sehen, ob etwas umsetzbar ist. Und wenn schon zig Versuche stattgefunden haben eine Idee zu realisieren, sie sind in der Sowjetunion und im Ostblock durchgeführt worden, in China, in Korea, in Kuba, jetzt tendenziell auch in Venezuela, so etwas Ähnliches. Und alles geht schief. Das muss man sich doch überlegen, da muss irgendetwas an diesem Ansatz falsch sein, ja?

Frage:

Da muss ich jetzt ein bisschen widersprechen. Man könnte doch auch sagen, in anderen Staaten geht einiges schief und die Idee des Kapitalismus wird ja auch nicht deshalb über Bord geworfen, obwohl mit der Demokratie in einigen Ländern auch einiges schief geht.

G. Berger:

Gut, das ist natürlich eine andere Diskussionsebene. Aber o.k., ich will nur einen Punkt dazu sagen. Der klassische Kapitalismus, wie wir ihn kennen, egal ob er als soziale Marktwirtschaft oder sonst wie bezeichnet wird, hat zumindest, bis auf die Leute die durchgefallen sind, eine Befriedigung der Grundbedürfnisse der Bevölkerung realisieren können. Und das ist in den sozialistischen Modellversuchen meistens nicht geglückt, und wenn, dann auf einer sehr, sehr niedrigen Stufe. Und deswegen hat China, ich würde mal sagen, einen kommunistischen Kapitalismus eingeführt. Und der ist erfolgreich. Das ist ja das Verrückte, dass der klassische

sozialistische Ansatz nirgendwo zum Wohlstand der Bevölkerung führen konnte, der Gesamtbevölkerung. Dieser Ansatz führt, ich würde mal sagen, zur Befriedigung der Minimalbedürfnisse. Das ist ein bisschen wenig und das außerdem unter Bedingungen der stark reduzierten persönlichen Freiheit der Menschen. Das Ergebnis ist, wie ich meine, sehr unbefriedigend.

Frage:

...Das Prinzip des Sozialismus, wie es sich Marx gedacht hat, sei am ehesten in der Sozialdemokratie verwirklicht. Dass der Mensch nicht nur danach bewertet wird, was er leistet.

G. Berger:

Da ist etwas Wahres dran, das ist aber Ansichtssache. Wenn man sich die Geschichte anschaut, kann man sagen, dass es der eigentliche Fehler war, dass die kommunistische Bewegung entstanden ist. Das war ein grundsätzlicher Strukturfehler. Weil die sozialdemokratische Bewegung, die es bis 1918-19 gegeben hat - sie hat sicher Fehler gemacht, den 1. Weltkrieg unterstützt und andere Sachen - im Prinzip auf der richtigen Linie war. Die Destruktion der Idee passierte in dem Moment, in dem eine kommunistische Bewegung entstanden ist, als sich die Bewegung geteilt hat, in eine sogenannte reformistische und eine sogenannte revolutionäre. Das war das Verderben. Das hat auch das 20. Jahrhundert geprägt, aber sehr negativ geprägt, wie wir wissen.

Frage:

Es gab doch Spannungen unter den polnischen Emigranten von 1968 und aus den achtziger Jahren. Wie kamen sie zustande?

G. Berger:

Von Spannungen kann ich schwer sprechen. Diese Gruppen waren teilweise voneinander isoliert. Ich bin in diese Gruppen reingekommen, ich kann mich nicht mehr erinnern wie. Ich weiß aber, dass ich drin war. Da war zum Beispiel Wirpsza und solche Leute. Da waren einige Schriftsteller und da kamen immer Leute aus Polen, namhafte Dichter, Schriftsteller, Komponisten verkehrten alle in diesen Kreisen. Das war eine sehr seriöse Kulturemigration. Sie hat nicht irgendwelche konkreten politischen Ziele gehabt. Das waren Leute, die im Westen im besten Sinne etabliert waren, als Künstler, als Ärzte, Naturwissenschaftler, alle möglichen Leute, die im Westen sehr gut etabliert waren. Und sie waren natürlich in einer ganz anderen Situation als die Leute die jetzt gekommen sind. Es waren arme Leute, die da kamen und die hatten auch keine Chancen eines so schnellen Aufstiegs. Viele von dieser neuen Emigration von den achtziger Jahren sind auf der Strecke geblieben, das muss ich sagen. Etliche haben nicht das erreicht, was sie eigentlich wollten. Spannungen? Es gab Kontakte, sie haben sich wechselseitig geachtet.

Teilweise ist es so gewesen, dass ich der Mittler war. Das klingt ein bisschen komisch, aber es ist so. Weil ich sowohl bei jenen, als auch bei denen drin gewesen bin. Und da habe ich sie zusammengebracht. Von Konflikten würde ich nicht sprechen. Natürlich ist es so gewesen, dass die Herrschaften der älteren Emigration, sie waren teilweise sehr viel älter, andere politischen Ansichten hatten. Sie waren teilweise sehr konservativ. Die Alteingesessenen waren sehr interessante, sehr gebildete Leute, aber mit ziemlich konservativer Weltsicht. Und die Jungen, die gekommen sind, waren sehr unterschiedlich. Da gab es wie bei den Leuten aus der DDR sehr verschiedene Gruppen. Die einen, die tatsächlich aus politischen Gründen gekommen sind und die anderen aus wirtschaftlichen. Das waren Gruppen, die nicht unbedingt miteinander korrespondierten. Sie haben auch keine Kontakte miteinander. Also innerhalb der polnischen Gruppe gab es starke Differenzen.

Frage:

Ich habe eine Frage zu den verschiedenen Gruppen in der DDR, zwischen den Ausreiseantragstellern und den Oppositionellen, gerade in den Achtzigern. Das haben Sie schon zu den Emigranten im Westen gesagt.

G. Berger:

Also, in der DDR selbst habe ich nicht mehr diese ausgiebigen Kontakte damals gehabt, weil ich schon in den siebziger Jahren gegangen bin. Vielleicht gab es da Unterschiede, Dresden war anders als Ostberlin. In Ostberlin war in den achtziger Jahren die Opposition stärker ausgeprägt als in anderen Ortschaften, vielleicht noch in Leipzig und Jena. Aber ich hatte zu diesen Leuten damals keinen Kontakt. Es gab ja Havemann und Biermann. Ob sie einen großen Kreis um sich hatten, von Leuten die tatsächlich etwas ändern wollten, kann ich nicht genau sagen. Wenn man sich die Daten anguckt über diese ökologischen Gruppen usw., das war alles in den achtziger Jahren. Aus der Perspektive der DDR kann ich das nicht beantworten, weil ich das so nicht erlebt habe. Ich habe das später in West-Berlin erlebt und das deckt sich natürlich mit dem, was sie sagten, dass da so eine Konkurrenzsituation existierte, dass die Leute die freiwillig die DDR verlassen haben, sozusagen als eine minderwertige Kategorie betrachtet wurden, weil sie ja nicht gekämpft haben, sagte man. Sie waren ja keine Kämpfer, die etwas ändern wollten. Aber gleichzeitig, muss ich dazu sagen, gab es diese illusionäre Komponente. Weil die Leute, die in der DDR bleiben wollten, die wollten einen besseren Sozialismus haben. Das deckte sich auch mit dem Trend, der unter den Bürgerrechtlern in der Wendezeit existierte. Man wollte ja

nicht einen Kapitalismus in der DDR haben, sondern einen besseren Sozialismus. Und der Effekt war der, dass diese Leute nicht gewählt wurden, bei der ersten Wahl. Sie waren zwar in den Medien sehr präsent und sie waren sozusagen die Zugpferde der Wende mit, aber sie sind nicht gewählt worden. Daran erkennt man, dass diese Leute, die wirklich lautstark waren, nicht unbedingt die Meinung der Bevölkerung repräsentiert haben. Das ist eigentlich ziemlich deutlich.

Frage:

Sie meinen die erste Volkskammerwahl?

G. Berger:

Ja, ja. Da hat es sich bestätigt, dass sie nicht die Mehrheit des Volkes repräsentieren. Natürlich sind sie verdienstvoll gewesen, das will ich nicht bestreiten, aber in ihren Ansichten vertraten sie nicht die Bevölkerung der DDR.

Frage:

Ich würde Ihnen eine Frage zu den sechziger, siebziger Jahren in der DDR stellen. Würden Sie noch mehr über ihre Kontakte und Reisen nach Polen erzählen? Und vielleicht noch die Wahrnehmung von kritischen und oppositionellen Geistern in der DDR, für die Polen ein wichtiger Bezugspunkt geworden ist.

G. Berger:

Also ich würde es vielleicht anders begründen. Die DDR ist ein deutscher Staat gewesen und in Deutschland gab es eine sehr abfällige Haltung zu Polen, ganz grundsätzlich. Und man kann darüber soziologisch, historisch darüber diskutieren, woher diese abfällige Haltung gekommen ist. Sie war sicher teilweise durch den Nationalsozialismus geprägt, aber nicht nur. Denn nach meiner Wahrnehmung ist es so, das habe ich an mehreren Volksgruppen beobachtet, dass die Wertschätzung des durchschnittlichen Deutschen für einen Fremden von dem Niveau des Landes abhängt, in dem dieser lebt. Und das Niveau Polens war beklagenswert. Deswegen unter anderem war das Sozialprestige der Polen nicht sehr hoch in der DDR. Es kamen noch andere Kontroversen hinzu.

Als die Grenze 1971 geöffnet wurde, da konnte man zum ersten Mal visafrei zwischen Polen und der DDR reisen. Später wurde die Grenze wieder geschlossen, weil die Polen zu rebellisch waren und die DDR-Leute durften nicht mehr hin. Aber seit 1971 war die Grenze offen. Und was passierte? Man beklagte in der DDR, dass die Polen die Läden leer kaufen. Das war besonders an der Grenze ein Phänomen. Sie kamen wie die Heuschrecken. Wenn sie mit dem Autobus wegfuhr, war im Laden nichts mehr da. Das stimmt so. Aber im Westen würde jeder Ladenbesitzer die Polen links und rechts abküssen, wenn sie kämen und ihm alles wegkaufen würden. Aber in der DDR bedeutete das, dass für die Bürger nichts mehr übrig war. Man hasste sie unter anderem deswegen. Das war aber eine Kontroverse, die natürlich systembedingt gewesen ist.

Ich vergleiche jetzt die Haltung der DDR-Bürger zu Polen und zur Tschechoslowakei. Es ist eindeutig, dass die Tschechen als Brüder galten, auf Augenhöhe. Und die Polen waren die niedrigere Kategorie. Daraus folgte auch, dass 1968, als in der Tschechoslowakei der Prager Frühling war, die Situation für die DDR sehr gefährlich war. Der Funke hätte sehr leicht auf die DDR überspringen und zum Umsturz führen können. Da bin ich todsicher. Diese Ideen aus der Tschechoslowakei waren in der DDR sehr populär und wurden von der Bevölkerung sehr positiv aufgenommen. Die Streikaktionen in Polen waren dagegen in der DDR ziemlich unpopulär. Entweder man beschäftigte sich mit ihnen gar nicht, das heißt, man wusste überhaupt nicht, was in Polen los ist, das war eine Variante. Und die andere Variante war, dass es nicht sehr populär war, was in Polen passierte. Das kenne ich aus der Zeit als ich noch dort gelebt habe, bis 1977.

Es gab unter den Intellektuellen in der DDR eine positive Haltung zu Polen, weil man wusste, dass es eine sehr reiche und freie Kulturszene in Polen gab. Man fuhr zu Jazz-Festivals, zu Kunstfestivals, zu Filmfestivals nach Polen, weil man wusste, da wird was geboten, in der DDR nicht. Das war klar. Da fuhr man hin und die Leute, die kunstbeflissen waren, hatten ihre Kontakte nach Polen und waren auch sehr positiv eingestellt. Das waren aber keine politischen Kontakte, das waren eher kulturelle Kontakte. Solche Leute kannte ich auch, die aus diesen Gründen intensive Kontakte nach Polen hatten.

Später, da war ich aber schon im Westen, weshalb ich es nicht so hautnah begründen oder interpretieren kann, wurde bekannt, dass, als die Arbeiter in Polen streikten, erst an der Küste, dann überall im Land, in der DDR die Haltung sehr verbreitet war: Die Arbeiter sollen arbeiten, sie sollen nicht faulenzeln, sie sollen arbeiten. Das war in der DDR eine typische Haltung. Natürlich gab es dann auch eine oppositionelle Gruppe, die umgekehrt sie bewundert hat und sie unterstützen wollte und die sie unterstützt hat. Es gab den Straftatbestand „Unterstützung der Solidarność“ in der DDR. Also gab es Leute, die deswegen im Gefängnis saßen. Das heißt, es gab auch eine Solidarität, und mir sind Leute bekannt, die deswegen im Gefängnis gesessen haben. Es gab auch eine sehr spektakuläre Aktion, das habe ich erst vor kurzem erfahren, da wurde im Gefängnis Cottbus für die

Solidarność demonstriert. Die Leute, die daran teilgenommen haben, haben vor zwei, drei Jahren eine besondere Auszeichnung in Polen bekommen.

Ich würde es also so sehen: Grundsätzlich hatte ich in der DDR das Gefühl, dass man zu Polen keine besonders positive Einstellung hatte. Es gab aber Gruppen, die intensive Kontakte nach Polen hatten und die sich entsprechend verhielten, auch in der Zeit der Solidarność. Aber grundsätzlich, würde ich sagen, ist die Unterstützung dessen, was in der Tschechoslowakei passierte, wesentlich größer gewesen, als die, dessen was in Polen passierte.

Frage:

Es gibt einen Sammelband, herausgegeben von Robert Jurek *Polen – mein Weg zur Freiheit*. Das ist eine Sammlung von Aufsätzen von DDR-Oppositionellen, für die die oppositionelle Szene in Polen ganz wichtig war, für ihre Tätigkeit in der DDR. Vielleicht kann ich an dieser Stelle nach den Namen fragen. Das waren doch Kreise, die keine geringe Bekanntheit hatten. Kannten Sie Ludwig Mehlhorn oder Wolfgang Templin?

G. Berger:

Ja, den kenne ich, die kenne ich natürlich. In Berlin hat man alle kennengelernt, das ist klar. Aber das sind natürlich die Leute, Templin war wohl aus Jena, ich weiß nicht ob er aus Jena kommt, vielleicht aus Leipzig. Auf jeden Fall, das sind die Leute, die so ein bisschen in die Richtung tendierten, wir sind die Oppositionellen in der DDR und ihr seid feige gewesen, ihr seid weg aus der DDR. Ich kenne diese Leute, die sind beide noch heute sehr aktiv. Mehlhorn in Sachen Polen, Templin auch, der hat sogar in Warschau studiert.

Frage:

Mir ist aufgefallen, für Ihren Vater war zunächst die DDR der Bezugspunkt für Veränderung, die Hoffnung sozusagen auf Veränderung. Dann hat sich wohl die Hoffnung ein bisschen zerschlagen, so dass die Hoffnung mehr auf Polen als realen Bezugspunkt projiziert wurde.

Weil es dann später für die Linken, sobald der Ostblock weggebrochen ist, ein großes Problem erst einmal war, für die westdeutsche Linke, für welche Strömung auch immer, auch wenn sie kritisch gegenüber der DDR war, dieses Moment der Hoffnung irgendwo in der Ferne zu suchen. Das ist - mir so aufgefallen - in der heutigen Zeit Kuba oder, was weiß ich, andere experimentelle Ciapas oder. Das Scheitern und die Resignation um sich herum, das es irgendwo anders noch eine Bewegung gibt, die vielleicht den Fortschritt noch durchsetzen kann. Ist das so wichtig?

G. Berger

Was, für mich selbst?

Frage:

Ja genau.

G. Berger:

Es ist schwierig. Ich bin immer mehr realistisch geworden, natürlich. Das ist so eine Sache. Eine Gesellschaft muss sich aus sich selbst entwickeln und nicht von außen. Das war schon von vornherein ein Fehlschlag, dass der Ostblock mit Hilfe von sowjetischen Truppen eingerichtet wurde. Das konnte ja gar nicht gut gehen. So etwas geht nicht. Das ist das eine. Aber es ist schwierig, weil viele Momente, die zur internen Veränderung führen, sich heute anders darstellen, als vielleicht vor sechzig, siebzig Jahren, in der Zeitperspektive von der wir hier sprechen.

Denn auch die Position des Westens ist im Grunde genommen sehr fragwürdig geworden. Weil der Westen sich dadurch legitimierte, dass nur der Kapitalismus eine schnelle Entwicklung der Wirtschaft ermöglicht. Es hat sich ja gezeigt, dass die sozialistischen Experimente in dieser Hinsicht ziemlich gescheitert sind. Sie haben ja keine schnelle Entwicklung ermöglicht. Vielleicht in der Anfangsphase ja, aber dann stagnierten sie ganz schnell. Im Kapitalismus sieht es ganz anders aus. Aber jetzt ist ein Gegenmodell entstanden und das ist China, mit einer kommunistischen Ideologie, aber kapitalistischer Wirtschaft. Manche, die sich ein bisschen auskennen sagen, ja das hat schon die Neue Ökonomische Politik von Lenin gewollt, dass es so läuft. Da kann ich nichts dazu sagen.

Es ist aber so: Man kann beliebige Luftschlösser bauen. Die Frage ist aber, was wirklich funktioniert, wie ich es gesagt habe. Es muss eine praktische Relevanz haben. Die Frage ist, was man überhaupt anstrebt. Eine Humanisierung der Gesellschaft das wäre das Erste. Irgendwelche Ziele muss man formulieren. Ein abstraktes Ziel „Sozialismus“, das sagt nicht viel. Man muss konkret sagen, was für die Menschen dabei unterm Strich rauskommen soll. Deswegen beschäftige ich mich heute nicht unbedingt mit irgendwelchen „Ismen“. Früher habe ich mich sehr intensiv damit beschäftigt. Und es ist noch etwas wichtig in diesem Zusammenhang. Die Frage stellt sich, warum waren zum Beispiel die sogenannten Bürgerrechtler in der DDR marxistisch orientiert. Das war ich ja auch. Als ich meine Anträge schrieb und Provokationen startete. Nur, es ist ja so, wenn man in

einer Gesellschaft sozialisiert ist, in der es eine Ausschließlichkeit der Richtung gibt, es gibt nur die marxistische und alles andere ist verwerflich. Da kann man natürlich nur auf dieser Basis auch die Opposition starten, auf der Basis des Marxismus. Das ist wie in einer religiösen Gesellschaft. Da wird eine andere religiöse Strömung, wie bei Luther oder was weiß ich, kreierte, um etwas zu verändern in der Gesellschaft. Weil man etwas anderes gar nicht kennt, man kann sich etwas anderes gar nicht vorstellen als das. Und erst wenn man mehr Freiheiten hat und sieht, also es gibt noch etwas anderes als den Marxismus, da kann man vielleicht eine andere Auswahl treffen. Ich denke, dass die Oppositionellen, gerade in der DDR, sehr stark von der ihnen in der DDR vorgegebenen Linie belastet gewesen sind. Sie konnten nicht tatsächlich frei denken. Da fehlte die Substanz. Sie haben das nirgendwo vermittelt bekommen. Also nur Alternativen zu dem Modell - in allen möglichen Varianten - in dem sie leben.

Frage:

Nachdem Ihr Ausreiseantrag nicht genehmigt wurde und Sie die Aktionen gestartet haben und Sie die eine oder andere Repressalie erlebt haben, die Beleidigungen, würde mich interessieren: haben Sie mit dem Gedanken gespielt zu fliehen oder war das von vornherein keine Option?

G. Berger:

Ich habe natürlich solche Gedanken angestellt, aber gut, ich weiß nicht, ob ich etwas feige bin, oder wie auch immer. Diejenigen, die abenteuerliche Fluchtgeschichten gestartet haben, die mussten schon ein bisschen Risiko auf sich nehmen. Das einzige, was mir so in den Sinn kam, das war, ja gut, wenn es ganz schlimm wird und man mich furchtbar knechtet, so dass ich hier gar nicht leben kann, dann würde ich versuchen über Polen, auf einem sehr unkonventionellen Weg wegzukommen. Was ja einige auch gemacht haben, von dort, mit einem Schiff oder was weiß ich, jedenfalls anders als üblich, nicht Richtung Westen, sondern Richtung Osten. Das hätte ich vielleicht versucht, ja. Aber natürlich, ich habe das später im Gefängnis, wie ich es beschrieben habe, kennen gelernt, diese verschiedenen Varianten, die die Leute durchgespielt haben, die dann alle in den Knast geführt haben, und vielleicht sogar mit einem Lebensrisiko verbunden gewesen sind. Das hätte ich nicht auf mich genommen, ein Lebensrisiko.

Frage:

Mich würde es interessieren, wie sie den Antisemitismus in Polen und in Deutschland wahrnehmen?

G. Berger:

Also in Polen, das muss ich sagen, ist es etwas krasser als in Deutschland. Das muss ich definitiv sagen. Da gibt es graduelle Unterschiede. Da muss man sich natürlich fragen warum? Warum ist es so viel anders. Und das kann man verschieden beantworten. Also ich sehe es so: Natürlich ist Deutschland in einer besonderen Situation, weil in Deutschland der Antisemitismus pur propagiert wurde. Das System ist komplett zerschlagen worden. Und es wurde durch alle möglichen Erziehungsmaßnahmen, durch Medien und so weiter ein bestimmter Weg eingeschlagen und jedem klar gemacht, dass so etwas nicht geht. Nun stellt sich die Frage, ob die Einstellung der Menschen tatsächlich so ist, oder nicht, ob sie sich nur zurückhalten und bei einer Gelegenheit, die sich bietet, vielleicht doch mit ihrer alten Einstellung rauskommen, was man tatsächlich heute sieht, dass es passiert, teilweise, im Osten wie im Westen, dass plötzlich irgendwelche Antisemiten zum Vorschein kommen, wo man glaubte, es gibt keine.

Wobei ich persönlich der Meinung bin, im Extremfall ist es besser zu verbieten, als einfach nichts zu tun, auch dann zu verbieten, wenn man weiß, dass die Leute falsch denken, in Führungszeichen. Dann werden sie zumindest nicht etwas tun, in dem Sinne, wie sie denken. Das kann man wenigstens verhindern. Das ist keine optimale Lösung. Optimal ist natürlich, wenn die Leute anders denken, das ist klar.

In Polen ist die Situation anders, denn das Land ist sozusagen auf der Siegerseite gewesen. Es wurde nicht von der Pike auf neu strukturiert. Es gab in Polen antisemitische Tendenzen und die haben in Polen nie nachgelassen. Sie waren immer da, wurden in der kommunistischen Zeit zum Teil unterdrückt.

Dann wurde 1968 der Antisemitismus als Mittel der Machtausübung entdeckt, vielleicht auch schon ein bisschen eher, aber da wurde es praktiziert, dass man als Mittel der Machtstabilisierung den Antisemitismus hervorgeholt hat. Das war natürlich etwas, was man bisher so nur aus Nazi-Deutschland kannte. Das haben die Polen 1968 gemacht, die Kommunisten, das ist das Interessante. Und das führte allerdings dazu, heute in Polen, dass man sagt: Antisemiten? Das sind die Kommunisten. Das ist der Slogan, der heute in Polen üblich ist. Wenn man das anspricht, hört man: was, das Volk nicht, wir nicht, die Kommunisten sind es. Weil sie tatsächlich 1968 dieses Mittel angewendet haben. Die Frage stellt sich natürlich, warum haben sie dieses Mittel angewendet? Sie haben es deswegen angewendet, weil sie wussten, dass es populär ist. Das ist nämlich genau der Punkt. Aber das wird natürlich von vielen Leuten in Polen verschwiegen.

Es wird nicht gern gehört, dass die Kommunisten den Antisemitismus als Machtstabilisierungsfaktor anwenden konnten, weil dafür die Basis in der Gesellschaft vorhanden war. Heute gibt es in Polen extrem nationa-

listische Gruppierungen, die selbstverständlich auch antisemitisch sind. Dabei ist aber der Begriff Antisemitismus so in Verruf geraten, dass keiner offiziell zugeben wird, dass er einer ist, das ist ganz klar. Wenn man in Polen diskutiert sagt man: Was Antisemiten? Das waren die Deutschen. Die haben die Juden umgebracht. Haben wir das gemacht? Nein. Wobei das auch nicht stimmt. Weil es inzwischen von Tomasz Gross, aber nicht nur von ihm, auch von Jan Grabowski, eine ausgiebige polnische Literatur gibt, die beweist, dass es in der Nazizeit sehr, sehr viele polnische Kollaborateure gegeben hat, und zwar im Hinblick auf die Vernichtung der Juden.

Die geschätzten Zahlen sind schwierig irgendwie zu verifizieren, es wird die Zahl von polnischen Händen in der Kriegszeit ermordeter Juden auf bis zu Hunderttausend geschätzt. Bis zu Hunderttausend, das sind keine Peanuts, das ist sehr viel. Das ist natürlich etwas, was in der polnischen Gesellschaft so nicht angenommen wird. Die Diskussion ist versucht worden, die Geschichte mit Jedwabne und so weiter.

Die jetzige Regierung versucht diese Diskussion komplett zu unterdrücken. Denn sie fährt einen nationalen Kurs. Der nationale Kurs beinhaltet, dass man überhaupt nur positive Seiten der polnischen Geschichte präsentieren darf. Andere Darstellungen können bestraft werden, auch wenn sie wahr sind. Wenn jemand die Wahrheit sagt, aber die Wahrheit ist geeignet, den Namen Polens zu beschmutzen, kann er gerichtlich belangt werden, ein solches Gesetz gibt es.

Trotzdem - muss ich sagen - sind die Historiker in Polen extrem gut. Die Publikationen über den Holocaust in Polen sind sehr mutig, ohne Tabus. Es ist faszinierend, was in Polen heute publiziert wird, was aber nicht die breite Gesellschaft erreicht. Tomasz Gross hat es geschafft, mit seinen Publikationen einen riesigen Medien-erfolg zu landen. Aber das schaffen die anderen so nicht, glaube ich. Der Antisemitismus ist sehr stark.

Dieses Phänomen gibt es auch in Deutschland, aber es ist nicht so stark wie in Polen ausgeprägt. Wenn man ins Internet guckt, in die polnischen Seiten, liest man Texte, als wäre man in der Nazizeit, in den dreißiger Jahren. Die sind nicht anders, exakt so. Und zwar nicht nur einzeln. Das ist eine Lawine, Tausende solche Texte. Und daraus kann man erkennen, dass es ein riesiges Problem ist in Polen.

Ich habe ein Buch, das ich gerade lese, das habe ich bei einer Lesung in Berlin erstanden, der Titel ist *Bialystok*. Bialystok ist eine Stadt gewesen, die irgendwann zu 80% von Juden bewohnt gewesen ist. Heute lebt in der Stadt überhaupt kein Jude. Da hat sich der Journalist, Verfasser des Buches, auf den Weg gemacht und festgestellt, dass die Einwohner der Stadt nicht zulassen, dass irgendein Gedenken an die Juden stattfindet, obwohl die Stadt total von Juden dominiert war, vor dem Krieg. Es ist eine neue Bevölkerung in die Stadt gekommen, das ist eine Bevölkerung aus den Dörfern. In der Nähe dieser Stadt liegt auch Jedwabne, also die Kleinstadt, in der bekanntermaßen die Bevölkerung Juden ermordet hat, das heißt, die Nachfolger dieser Mörder Leben in Bialystok. Und es ist ein Anliegen des Verfassers, das zu präsentieren, es ist interessant, dieses Buch.

Frage:

Sie haben es auch in Ihrem Buch erwähnt, dass Sie gehofft haben, dass Ihre jüdische Identität eine gewisse Schutzfunktion hat. Das sich der Staat nicht trauen würde, gegen Sie vorzugehen. Da würde es mich interessieren wie es war, ich kenne es aus der Sowjetunion, unter Kindern jüdischer Intellektueller, alle hatten dasselbe Schicksal. Man wusste, man hatte jemanden in der Verwandtschaft, der Jude war, dann bekam er kein Studium. Oder es gab Wissenschaftler und Intellektuelle, die an Grundschulen gearbeitet haben, weil sie nichts anderes durften. Man wusste in der Sowjetunion, man hat dasselbe Problem, keine Zulassung zum Studium usw. Gab es so etwas auch in der DDR?

G. Berger:

Es gab einen Riesenunterschied zwischen der Sowjetunion und der DDR. In der Sowjetunion gab es eine krasse antisemitische Welle, die es in dieser Form in der DDR nur ansatzweise gegeben hat, diese Geschichte mit Stalin, das war aber schnell vergessen. Es gab einen solchen Antisemitismus in der DDR nicht. Es gab aber auch nicht sehr viele Juden in der DDR, muss man dazu sagen, es war eine Handvoll, nach dem Krieg sprach man von etwa 4000. Es waren im Grunde genommen lächerliche Zahlen. Und die Jüdische Gemeinde hatte vor der Wende etwa 300 Mitglieder. Dazu muss man allerdings sagen, dass nicht alle, die sich als Juden verstanden Mitglieder der jüdischen Gemeinden gewesen sind. Das muss man schon klarstellen.

Netzwerke? Ja ich kannte natürlich ein paar Juden in der DDR und ich war mit einigen befreundet. Es gab auch ein Netzwerk, würde ich sagen, aber ich gehörte ihm nicht an, aus verschiedenen Gründen. Primär war es vielleicht so, da gibt es auch Bücher, die darüber veröffentlicht wurden nach der Wende, und zwar es gab so ein Netzwerk von privilegierten Juden. Es waren Juden, die irgendwo im Parteiapparat oder in der Kunstszene an obersten Positionen gesessen haben. Die haben tatsächlich ein Netzwerk gehabt. Sie verkehrten miteinander, waren befreundet miteinander, vielleicht auch verschwägert, verheiratet. Ich gehörte nicht dazu. Mein Vater war in dieser Struktur nicht eingebunden, weil er keine so hohe Position bekam, er war vielleicht nicht der Charakter. Er war vielleicht zu offen. Zwar war er ein Marxist, aber er war sehr kritisch. Und das war nicht der Weg zu einer großen Karriere. Es ist nicht so, dass die Juden in der DDR direkt benachteiligt wurden, das würde ich nicht sagen.

Es gab aber ein Problem, das kennt jeder. Die DDR hat sich sehr schwer getan mit Israel. Sie bewegte sich in dieser Hinsicht total in der Spur der Sowjetunion, die eine geopolitisch motivierte, antiisraelische Haltung hatte, weil die Araber angeblich die Fortschrittlichen gewesen sind, damals. Das hatte es natürlich gegeben und wegen Israel konnte man in Konflikte geraten. Aber es war nicht so, dass man sich, was die Studienplätze betraf usw. wechselseitig helfen musste. Wenn sie in so einem solchen Verbund waren, da konnten sie sich natürlich wechselseitig protegieren, die Leute, die eine Spitzenposition hatten. Das gab es in der DDR tatsächlich. In der Sowjetunion war es anders, da gab es den Numerus Clausus und lauter solche Sachen, dass man an Universitäten die Zahl der Juden begrenzte. Solche Geschichten hat es gegeben. Und das kenne ich so aus der DDR überhaupt nicht. Es gab auch nicht einmal den Bedarf, weil es gar nicht so viele Juden gegeben hat. Aber in der Sowjetunion gab es das tatsächlich, dass man an den Universitäten den Prozentsatz an Juden begrenzte, usw. Da war es noch bisschen anders.

Frage:

Mich würde interessieren, wie schnell Sie im Westen angekommen sind? Das ist ein Problem, das man von vielen politischen Emigranten aus der DDR kannte, dass sie zwar raus wollten, aber auf dem anderen Planeten nicht so richtig angekommen sind. Das war anscheinend sehr spezifisch in den siebziger und achtziger Jahren.

G. Berger:

Ja, aber Berlin war vorteilhaft. Denn in West-Berlin war man sozusagen unter eigenen Leuten. Wenn man wollte, war man unter eigenen Leuten, unter Leuten aus der DDR und aus Polen. Natürlich kannte ich auch Westdeutsche oder West-Berliner. Man fühlte sich aber ernst genommen, dadurch dass man mit Leuten gleichen Schlags verkehrte. Ich kannte aber Leute, die zum Beispiel von Berlin nach München gezogen sind und frustriert ganz schnell wieder zurückgekehrt sind nach Berlin, weil sie es dort nicht ausgehalten hatten, in westdeutschen Städten. Das hat es gegeben. Mag sein, dass ihnen der Menschenschlag dort nicht gefiel, das weiß ich nicht.

Aber es war vielleicht primär so, dass sie sich mit ihrer Biografie nicht unbedingt ernst genommen fühlten, das kann ich mir vorstellen. Es gab auch viele Leute aus der DDR, die ganz schnell verleugnet haben, dass sie aus der DDR kamen, natürlich unter der Voraussetzung, dass sie nicht sächsisch sprachen. Sie haben es verleugnet und die Biographie ein bisschen frisiert, damit sie überhaupt nicht auffallen. Und sie haben sich ganz schnell eingetaktet.

In der Hinsicht habe ich keine solchen Probleme gehabt, unter anderem deshalb, weil ich in West-Berlin gewesen bin am Anfang. Später bin ich nach Westdeutschland gezogen, aber das war schon eine andere Geschichte. Aber ich kannte Leute, die richtig durchs Rost gefallen sind. Ich kann mich erinnern, da war ich noch in West-Berlin, Anfang der achtziger Jahre, da kam irgendein Mensch, ich weiß nicht, woher er meine Telefonnummer hatte, er rief mich an und da habe ich mich mit ihm getroffen. Und da hat er gesagt, dass er aus der DDR abgehauen ist, aber kommt nicht zurecht, hat er mir erzählt. Er wird überall betrogen, er geht zum Zahnarzt, da bohrt der ihm die gesunden Zähne auf. Er geht dorthin, da betrügt man ihn, die Bank, dies und das. Er hat mir hundert Fälle genannt, wo er überall betrogen wurde. Und er sagte, ja, er hat versucht in die DDR zurückzukehren, aber das geht nicht. Er war ganz unglücklich.

Und dann ist es auch so, ich kenne die Statistiken nicht, aber ich habe gehört, dass unter den Pennern ein sehr hoher Prozentsatz von ehemaligen DDR-Bürgern gewesen ist, also von Leuten, die aus der DDR kamen und durchs Rost gefallen sind, die es nicht geschafft haben, ein Leben im Westen aufzubauen. Das war ein sehr hoher Prozentsatz. Das sind natürlich Sachen, die man heute kaum noch diskutiert. Aber das war der Fall.

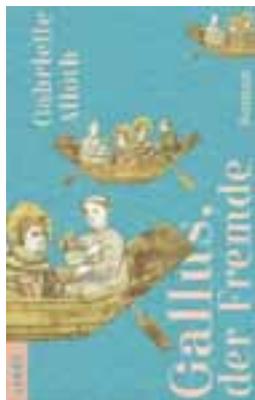
Und das muss man auch in Betracht ziehen, wenn man sich heute Ostdeutschland anguckt. Denn wenn die Leute, die freiwillig in den Westen gekommen sind, zu einem bestimmten Prozentsatz es nicht geschafft haben, muss man dasselbe von Leuten annehmen, die jetzt im Osten leben, aber jetzt das westliche System übergestülpt bekommen haben. Das ist auch tatsächlich der Fall. Aber das wird in der Öffentlichkeit kaum diskutiert, was natürlich sehr bedauerlich ist. Weil das natürlich teilweise dieselben Mechanismen sind.

U.Huhn:

Ich möchte mich ganz herzlich bedanken für den offenen, sehr nachdenklichen, sehr differenzierten, vielfältigen Lebensbericht. Schön, dass Sie Zeit gefunden haben und kommen konnten.

Publikationen

Gabrielle Alioth – Gallus der Fremde



Seit über zwanzig Jahren haust Gallus in der Wildnis des Steinachtals, als eines Tages eine Fremde erscheint. Mit ihren Fragen zwingt sie den widerspenstigen Einsiedler, sich an seine Vergangenheit zu erinnern: an den gefährvollen Weg, der ihn um 590 n. Chr. mit einer Gruppe von Wandermönchen aus Irland in die Vogesen und dann an den Bodensee geführt hat, an ihre gewaltsamen Bekehrungsversuche und vor allem an die Trennung von seinem strengen Lehrer und Gefährten Columbanus.

Die Geschichte des freiwilligen Exilanten und sozialen Aussteigers aus dem frühen siebten Jahrhundert, der zum Namensstifter St. Gallens wurde, findet ihren Widerhall im Leben der Fremden am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, die in Irland eine Heimat fand und wieder verlor. Ihre Schicksale verbinden sich über die Zeit hinweg zu einer Geschichte von Emigration, Liebe und Verlust.

[mehr, Rezensionen](#)

Lenos Verlag, Basel, September 2018 ISBN: 978-3857874895

Günter Kunert – Ohne Umkehr

Pressestimmen

„Diese Aufzeichnungen werden manchen unter die Haut gehen und andere verärgern. Günter Kunert kann sich nicht mehr wünschen.“
(Wend Kässens, Der Tagesspiegel, 09.09.2018)

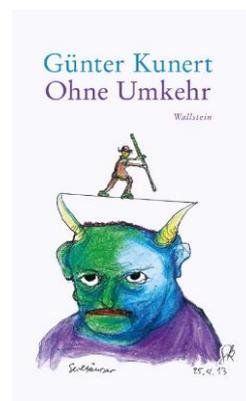
„Günter Kunert sorgt mit hochaktuellen Prosaminiaturen für Denkanstöße.“
(Ulf Heise, Dresdner Neueste Nachrichten, 15./16.09.2018)

„Günter Kunert (wird) nicht müde, als Chronist etwas zu bieten, das spannender ist als jeder Kriminalroman.“
(Torsten Unger, MDR Kulturradio „Marlene“, 07.10.2018)

Gebundene Ausgabe: 172 Seiten

Verlag: Wallstein; Auflage: 1 (3. September 2018)

ISBN-10: 3835333313, ISBN-13: 978-3835333314



Albrecht Classen – Amerikanische Satiren

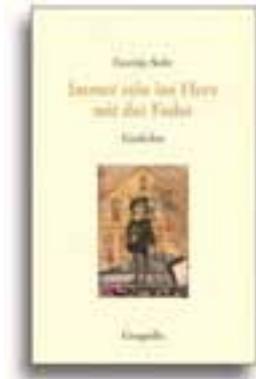


Amerika ist schon ein schrulliges Land, vielleicht weil so viele Menschen aus der ganzen Welt hier ankommen, vielleicht aber auch, weil es so groß und immer noch so jung ist. Aber die politische Situation und das Verhalten der Menschen allgemein geben doch viel Anlass, sich eher sarkastisch darüber zu äußern. Albrecht Classen lebt und lehrt nun schon seit 1984 in den USA, seit 1987 in Arizona, und da ergeben sich zahllose Möglichkeiten, etwas satirisch darüber zu reflektieren, wie der Alltag so verläuft, wie die Politik gestaltet ist [oh Gott, muss man leider heute, 2018, sagen!], und wie der kulturelle Unterschied zu Europa eher wächst, denn kleiner wird. Der Autor hat hier so manche Szenen oder Menschen etwas bissig beschrieben und nimmt dreist die Position eines ehemaligen Deutschen ein, der nach so vielen Jahren in der Neuen Welt immer mehr den Kopf über seine lieben Mitbürger schütteln muss. Natürlich macht sich dadurch auch die Liebe zu diesem merkwürdigen Land bemerkbar, denn warum würde man sonst so bissig darüber lachen wollen? Während Classen bisher bereits neun Bände mit eigenen Gedichten veröffentlicht hat, legt er hier seine erste Sammlung von Satiren vor.

Verlag: Engelsdorfer Verlag; Auflage: 1 (7. September 2018)

ISBN-10: 9783961453665, ISBN-13: 978-3961453665, ASIN: 3961453667

Geertje Suhr Potash – Immer rein ins Herz mit der Feder, Gedichte



„Trockenen Humor sagt man ja gelegentlich manchem nach – er scheint auch norddeutschen Wesens zu sein –, aber bei ihr taucht er gar nicht als Beigabe und auch nicht als Zufallsschlenker auf – vielmehr der Schlenker hat Methode, der Sarkasmus Prinzip, und wo findet man das heute schon in der ganzen postmodernen Larmoyanz?

DIESE GEDICHTE SIND WIRKLICH UND WAHRHAFTIG GUT; es ist so ein ganz besonderer Hauch, ein persönlicher Zug darin, der nur sehr schwer zu bezeichnen ist, und daß einem die schnellen Analogien fehlen, scheint mir beinah das beste Zeichen. Was jeder Künstler, jede -in sich am heftigsten erwünscht, am herzlichsten herbeisehnt, einen eigenen Sound, sie hat ihn gefunden. Was man mit künstlerischen Aufwänden allein nie zuwege bringt, eine vielfach gebrochene Stimme in die Fläche zu treiben, sie hat es erreicht. Dabei scheint mir was sie schreibt so intellektuell wie beinah-noch unbeleckt, also unschuldig, also einfältig, also poetische Urwahrnehmung, ein ganz sonderbares Gemisch.“ Peter Rühmkorf

Grupello Verlag, 104 Seiten, Klappenbroschur, Format: 13 x 21 cm, ISBN 978-3-89978-302-5, 2018

Leseprobe:

BEFEHL

Immer rein ins Herz mit der Feder
Immer raus aufs Papier mit dem Schmerz
Schmerzen hat jeder
Aber nicht jeder hat ein von der Feder erstochenes Herz

SINNBILD DES LEBENS

Auf der linken Seite meines
Wohnzimmers stehen die übermütigen
jungen Rosen in ihren gläsernen Särgen

Auf der rechten Seite meines
Wohnzimmers stehen die um eine
Woche drastisch gealterten Rosen
und blühen gedemütigt ihrem baldigen
Ende im Abfalleimer entgegen

Dazwischen stehe ich:
Schneewittchens gläserner Sarg hinter mir
und der Abfalleimer immer warnend vor dem Auge

Eugenie Trützschler von Falkenstein – Liberale Gehversuche



Im Jahr 1989 vertrat die Autorin die bayerische FDP im Bundesfachausschuss Außen- und Europapolitik. Im November 1989 reiste sie im Auftrag der Bundes-FDP in ihre Geburtsstadt, um die Möglichkeiten der Gründung einer liberalen Partei zu eruieren.

Sie versucht die Erwartungen und Hoffnungen der politischen Aktivisten den Bonner Politikern klar zu machen. Westdeutsche Politiker haben eigene vorgefasste Vorstellungen von einer liberalen Partei. Zwei Welten treffen auf einander: Die der Prager Aktivisten aus der Kneipe „Beim heiligen Wenzel“ und die der geordneten heilen Welt der Bonner Politiker.

www.gerhard-hess-verlag.de
ISBN 978-3-87336-631-2
€ 16,80 (D)

Andreas B. Bengsch und Udo Scheer – Taucher in der Wüste – Die Nächte und Tage des Carl Graff



„Und so irre ich durch die Welt. Krumm gehauen haben die mich, ins faule Holz getrieben. Ging ganz leicht. Jetzt bin ich ein verbogener, rostiger Nagel. Ein bierstarker, weinseliger Schnapsschlucker. Mit Bannstrahl mal hierhin, mal dahin geschickt. Ich kam jedoch nie komplett an. Das meiste ist wohl noch immer unterwegs zwischen Tag und Nacht, zwischen möndischen und irdischen Räumen. Ihr kennt das fette X nicht, nicht Tiefen-Häßlichhausen ...“

In diesem fesselnden Roman erzählen Andreas B. Bengsch und Udo Scheer von den unerhörten Nächten und Tagen des Carl Graff, der ausbricht aus Rostland, möglichst weit weg, als Berber, Alkoholiker und als ein Auserwählter. (Verlagsinformation)

Mitteldeutscher Verlag. 224 Seiten. Erschien am 10. Juli 2018

Irène Bourquin – Im Bauch des Hauses



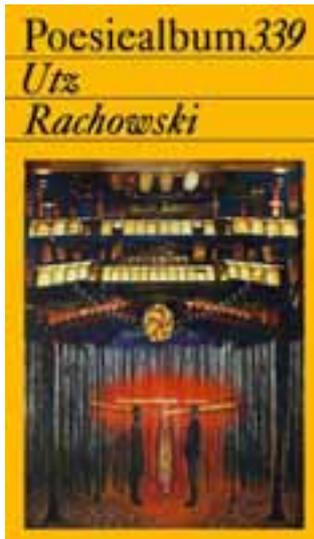
Im Bauch des Hauses ist eine reichhaltige Sammlung neuer Prosa von Irène Bourquin. Menschen, ihre Schicksale in der Stadt und auf dem Dorf, Liebesgeschichten, „Fluchtrreden“, Begegnungen mit skurrilen „Bühnenfiguren“, Segelabenteuer, Jazzkonzert, Reiseerlebnisse im Norden und Süden, Oldtimer-Fahrer und Igel: Personen und Ereignisse sind in pure, konzentrierte Sprache gebracht; lesend ist man mittendrin.

Diese Texte sind anregend, sie spielen ernsthaft mit der aktiven Gegenwart – es macht Freude, sich in solcher Sprachsicherheit zu bewegen.

Im Bauch des Hauses, Neue Prosa, Waldgut Verlag, Reihe lektur, Band 50, Frauenfeld 2018, 148 Seiten, Umschlag Handpressendruck Atelier Bodoni, Inhalt Digitaldruck.

Zeitflucht (Leseprobe)

Bin fremd in dieser Zeit, schon immer, habe ein vorelektronisches Hirn, an dessen Strukturen die Bits keinen Halt finden, wohl aber Tannenrauschen und Mondschein, schreibe Briefe von Hand noch, ja lacht ihr nur in der Schlange, und diese Hand ist nicht fähig, ein vorfabriziertes gelbes Postpaket zu falten, zu knicken und biegen nach Vorschrift, entsprechend den Normen für flüssigen Förderbandverkehr, ja lacht nur, ihr hinter dem Schalter – der Inhalt, der Inhalt ist wichtig, er kommt doch von Herzen, der Inhalt meines Pakets, und die wirren Klebstreifen wider die Norm, sie spiegeln mein inneres Chaos, das heillose Chaos des Fremdlings in dieser durchreglementierten Zeit! [...]



Mit seinem Hamlet-Gedicht war Utz Rachowski auch in der jüngst in der Reihe *Poesiealbum neu* erschienenen Auswahl *Worthaft. Texte politischer Gefangener* vertreten. Er war nie so präsent als dissidentischer Dichter wie etwa Lutz Rathenow oder gar Wolf Biermann. Und wahrscheinlich würde er sich auch verwahren, in dieser Schublade zu landen. Denn eigentlich ist er ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie schnell sensible Dichter in die Mühlen der DDR-Behörden gerieten.

Wer den Band *Worthaft* gelesen hat, weiß, dass das eben nicht nur eine schöne Sammlung von „Häftlings-Gedichten“ ist. Die hätte anders ausgesehen. Viele der darin vertretenen Autorinnen und Autoren aber stammten direkt aus der großen und eindrucksvollen Lyrikerszene des Ostens. In Gedichten war vieles noch sag- und beschreibbar, was in unpoetischer Prosa sofort die Sicherheitsbehörden auf den Plan gerufen hätte. Und auch das wäre noch nichts „Dissidentisches“ gewesen.

Aus einer Besprechung Klaus Auerswalds Buch *Sonst kommst du nach Schwedt!*, in dem er schildert, wie wenig an Kritik es brauchte, um als Soldat in die Mühlen einer rabiaten Korrektionsmaschine zu geraten, die aus kritischen Worten sofort

Staatsverrat und militärische Zersetzung konstruierte, konnte man Ähnliches entnehmen.

Das ist ja das eigentlich Bedrückende an all diesen Erzählungen von Betroffenen – bis hin zu Erich Loest und Walter Janka –, wie wenig es oft brauchte, um zum Beobachtungssubjekt der Staatssicherheit zu werden und zum Inhalt von Aktenvorgängen, in denen nichts vergessen wurde. Vielen Ostdeutschen war es selbst 1990 noch nicht bewusst, wie sehr die ganze Bevölkerung permanent auf Wohlverhalten hin bewertet wurde.

Und dass all die Menschen, die dann in der Presse so gern verdammt und zu Staatsfeinden erklärt wurden, stets nur Unangepasste, Suchende und Fragende waren. Bis hin zu einem Rudolf Bahro, der den Wirtschaftsexperten des Ostens vorrechnete, wie sie den Ostblock gerade in Grund und Boden wirtschafteten.

Und schon in der DDR waren die Leserinnen und Leser hellwach, lasen aufmerksamst jede Veröffentlichung von Volker Braun, Uwe Kolbe oder Sarah Kirsch. Manchmal in Büchern, die eigenwillige Verlagsleiter quasi in Guerilla-Taktik durch die Zensur geschoben hatten.

Letztlich aber gingen viele – sehr viele – begabte Schriftsteller des Ostens in den Westen. Und viele verstummten dort, weil ihr Thema ja nun einmal der Osten war. In all seiner Verstaubtheit, Schönheit und Zerrissenheit.

Einige der Begnadeten entgingen diesem Schicksal, prägten dann zum Beispiel die bis heute beeindruckende Sächsische Dichterschule, die nicht nur durch ihre Bildhaftigkeit frappiert, sondern auch durch ihre Liebe zum durchwachsenen Alltag – was dann auch einen Begabten wie Andreas Reimann dennoch oder gerade deshalb in die Mühlen der DDR-Justiz brachte.

Und eben auch den in Plauen geborenen Utz Rachowski, dem vor allem zum Verhängnis wurde, dass er Texte der von ihm geliebten Autoren Jürgen Fuchs, Reiner Kunze und Wolf Biermann weitergab. Alle drei veröffentlichten ja nur noch im Westen. Ihre Bücher waren beliebte Schmuggelware.

Aber selbst die weitergereichten Texte von Gerulf Pannach, dem Texter der Leipziger Gruppe Renft, wurden ihm angekreidet. Man rechnete ihm das als „staatsfeindliche Hetze“ an und verurteilte ihn zu 27 Monaten Haft. Was eben nicht nur Anklage und Haft bedeutete, sondern auch die zermürbenden Verhöre von Stasi-Offizieren, etwas, was er in den Gedichten *Biografie oder Was die reden* und *Mein Lieblingstier* thematisiert. Letzteres beginnt so: „Jetzt / haben Sie die Katze aus dem Sack gelassen // schrie der Richter ...“

Drei Zeilen, die im Grunde all das sichtbar machen, was die DDR so zermürbte: Niemand konnte sich sicher sein, dass ihm ganz gewöhnliche Worte nicht im Munde umgedreht wurden und die „Staatsmacht“ ihn dann nicht in nächtlichen Verhören oder gestellten Gerichtsverhandlungen als „Feind“ entlarvte. So wurde aus einem fragenden, vorsichtig erkundenden Dichter ganz schnell ein „Staatsfeind“ gemacht. Und auf einmal war der Verfemte kein Kandidat mehr für eins der beliebten Hefte der „Poesiealbum“-Reihe, von denen jeden Monat eins erschien, sondern ein Verdammter, der froh sein konnte, wenn er vom Westen aus der Haft freigekauft wurde. So auch Utz Rachowski, für den sich Reiner Kunze einsetzte.

Sein *Poesiealbum* hat er nun doch noch bekommen, im Märkischen Verlag Wilhelmshorst, das mit Genehmigung des alten DDR-Verlages Neues Leben, wo die Reihe über Jahrzehnte erschien, auch das Layout übernehmen und die Reihe der Dichterinnen und Dichter fortsetzen konnte. Übrigens ganz ähnlich wie die Leipziger Reihe *Poesiealbum neu*, die zwar das Layout übernahm, mit ihren Veröffentlichungen aber vor allem thematisch arbeitet und jedes Mal verschiedenste Lyriker aus der ganzen Republik versammelt. Eben so wie in dem Band *Worthaft*.

Man merkt nun freilich in der Auswahl, die Klaus Walther für dieses *Poesiealbum 339* gemacht hat, dass die Zeit im Gefängnis und in den Mühlen der DDR-Justiz den heute 64-jährigen Rachowski noch immer beschäftigt und wohl auch quält. So etwas wird man nicht los. Darauf war das alles ja auch angelegt. Aber nach dem Mauerfall kehrte Utz Rachowski in seine Heimat Vogtland zurück, wurde Mitbegründer der in Dresden erscheinenden Literaturzeitschrift *Ostragehege*.

Und gerade das Hamlet-Gedicht, das auch in diesem Band enthalten ist, zeigt ihn nach wie vor als sensiblen ostdeutschen Dichter, der eindrucksvolle Texte über seine Verwurzelung in einem besonderen Landstrich schreiben kann und gleichzeitig – aus der Perspektive des Verwurzelteins – den Blick auf die Welt richtet und das, was dort (für so viele unfassbar) vor sich geht.

Denn er hat sich neben dieser tiefen Verbundenheit mit einer störrischen, zuweilen auch sehr einsamen Landschaft, auch den kritischen Blick bewahrt auf das Treiben der Mächtigen, die Unerbittlichkeit dessen, was Mächtige tun. Die Welt ist nicht heil. Man könnte sich diesen Hamlet auch mit Totenkopf auf dem Friedhof vorstellen mit den letzten Worten des Gedichtes: „Der Rest ist wenn du dich erinnerst und / meine Worte je dir etwas sagten Schweigen“.

Natürlich klingt das. Was ja die dritte Eigenart der Sächsischen Dichterschule ist: Die Vertreterinnen und Vertreter dieser „Schule“ beherrschen das Metrum, wissen, wie Gedichte klingen müssen, wie man sie regelrecht stimmt – so, wie einst Herr Bach seine Orgeln. Und einige von Rachowskis Gedichte sind im Grunde ordentliche Orgelpartituren, grundiert durch – Kennzeichen Nummer 4 dieser besonderen Dichterschule – fundiertes Wissen um Literaturgeschichte bis zu den alten Griechen.

Man könnte wahrscheinlich alle diese stillen Werkstätten der sächsischen Dichter bereisen und würde überall dieselben Bändchen aus dem Reclam und dem Aufbau Verlag stehen sehen, die literarische Verortung in einer Welt, die immer größer war als das kleine Land, in dem geschrieben wurde, und praktisch den ganzen Kosmos des europäischen Denkens umfasste. Und Griechenland sowieso, als Flucht und Zufluchtsort im Geiste. So wie in Thomas Fritz' Roman *Kinder des Labyrinths* oder in Mattheuers Sisyphos-Grafiken.

Sisyphos, wie er den Stein endlich rollen lässt. Dädalos, der gelernt hat, vorsichtig zu fliegen und sich den Herrschenden dienstbar zu machen. Ein gewisses Bild der Vergeblichkeit, das am Ende bleibt. Denn es waren auch 1990 nicht die Dichter, auf die man hörte. Man galoppierte einfach weiter und redete lieber nicht über die Verwundungen. Wer wird denn stehenbleiben und sich besinnen wollen? War da was? In Rachowskis Tauben-Gedichten kommt noch einmal die ganze Tristesse der Oststädte ins Bild, in denen einem überall dieselben grauen Stadtauben begegneten. Auch Leipzig ist dabei. Kein Lob-Gedicht diesmal.

Eben eher eines im Stil der Sächsischen Seher-Schule, die sich mit Goethe-Sprüchen nicht abspesen lässt, sondern hinter der Maskerade die nackte Wahrheit sucht. Und natürlich findet, was uns heute noch immer beklommen machen sollte: das Ausgegrenzt- und Ausgesperrtsein. Dabei ist nur, wer nicht auffällt und nicht aus dem Rahmen fällt.

„Ich blieb / sitzen / für immer.“

Behutsam geht Rachowski nicht nur den Weg hinauf nach Wolkenstein, sondern auch durch die Gassen Wetzlars, wo er ausgerechnet vor „Jerusalems Haus“ ins Grübeln kommt, durch Warschau und Kreuzberg. Kein Ort, wo das Nachdenken aufhört und das Verwundertsein darüber:

„das Unbegreifliche / nie begriffen / zum Greifen nah“. (in „Philadelphia pH-Wert“). „Neuerdings geschehen seltsame Dinge“, schreibt er in *Abschied*.

So staunt einer immer noch darüber, dass man sich sehr seltsam fühlen kann in der Welt, wenn man nur aufmerksamer dafür ist, was einem so geschieht. Immer noch geschieht und immer wieder. Und selbst wenn er längst wieder da ist und Wort ergreift für sein Stück Heimat, wird er die Frustration des Exils nicht los. „mit sieben Nägeln / schlägt es zu“.

Quelle: <https://www.l-iz.de/bildung/buecher/2018/12/>

Ein-spaetes-Poesiealbum-fuer-den-nachdenklichen-Dichter-aus-dem-Vogtland-247877 (Stand 04.01.2019)
Poesiealbum 339: Utz Rachowski, Märkischer Verlag, Wilhelmshorst 2018, 5 Euro

Axel Reitel:

Schales Revolutionsglück.

Über die Freiheit und ihre Abgründe im ehemaligen Geltungsgebiet der DDR

in: Die politische Meinung. Zeitschrift für Politik, Gesellschaft, Religion und Kultur



„Berlin würde sich am Ende Weimar nähern“, warnte der stets mit größter Bedachtsamkeit formulierende Hans Maier die im Asylstreit entzweite Union. Der Bruch ließ sich abwenden, doch beunruhigt, dass es überhaupt zu dieser Zuspitzung kommen konnte. Eine Union „am Abgrund“ (Wolfgang Schäuble) ist Symptom einer Gegenwart, in der historisch-politische Selbstverständlichkeiten ins Wankengeraten. Die Mahnung mit Weimarer Verhältnissen wirkt zwar noch, aber sie hat offenbar an Schrecken verloren. Ermüdungsrisse zeigen auch die aus den Erfahrungen der Weltkriege und Diktaturen gegossenen Grundfesten der Bundesrepublik Deutschland und der Europäischen Union – Menschenrechte, Friede, Freiheit, Solidarität. Allzu mechanisch beschworen, werden sie inzwischen hämisch infrage gestellt. „Gutmenschen“ und „gute Europäer“ stehen bisweilen als Gestrige da; „Wutmenschen“ glauben sich im Besitz der Zukunft.

Hrsg. durch die Konrad-Adenauer-Stiftung, Ausgabe Nr. 551 | August 9, 2018

Anmerkungen zu Greta Kuckhoff und der „Roten Kapelle“



in: Gerbergasse 18. Thüringer Vierteljahrszeitschrift für Zeitgeschichte und Politik. Heft 89(4/2018): Schwerpunkt: Medien und Macht

Weitere Informationen zum Heftinhalt und Leseproben sind [hier](#) abrufbar.

Die aktuellen Ausgaben der "Gerbergasse 18" sind auch in der Zeitschriften-datenbank von "H-Soz-Kult", der führenden Informations- und Kommunikations-plattform für Historikerinnen und Historiker im Internet, erfasst.

Poesiealbum neu. „Worthaft. Texte politischer Gefangener“

Sonderausgabe der Zeitschrift der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik e.V. in der edition kunst & dichtung, Leipzig 2018.

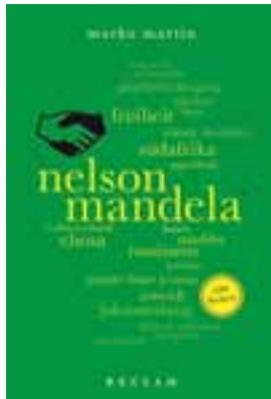
U.a. auch mit Beiträgen unserer Mitglieder:

Jürgen Fuchs (†),
Freya Klier,
Utz Rachowski,
Axel Reitel,
Bettina Wegner



Marko Martin:

Nelson Mandela



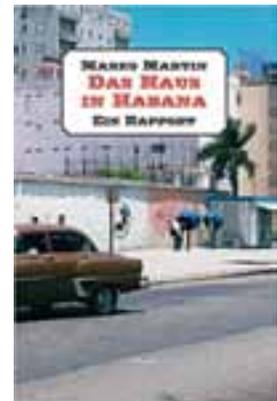
Mit der Freilassung des langjährigen politischen Gefangenen *Nelson Mandela* im Februar 1990 schien das Ende der Apartheid in Südafrika besiegelt. Mandela wurde der erste schwarze Präsident des Landes und setzte sich mit seinem außergewöhnlichen Charisma für die Versöhnung zwischen den Ethnien ein.

Doch ein solcher Lebensweg war im von Rassenhass und weißer Vorherrschaft geprägten Südafrika keineswegs vorgesehen. Wie aus dem Dorfjungen zunächst ein engagierter Anwalt, später ein leidenschaftlicher Widerstandskämpfer und schließlich ein Staatsmann von Weltrang wurde, erzählt dieser Band.

Reclam 100 Seiten. Taschenbuch. Erschien am 16. März 2018

Das Haus in Habana – Ein Rapport

Das Haus in Habana ist keine der üblichen Abrechnungen mit Cuba. Marko Martin kennt die Region seit langem und ist deshalb keineswegs naiv „enttäuscht“ von dortiger Realität. Schriftsteller-Freunde und aus Cuba vertriebene regimekritische Intellektuelle hatten ihn bereits zuvor auf hoch ambivalente Erfahrungen eingestimmt. Doch nicht auf dieses Ausmaß. Denn auf seiner ersten Cuba-Reise gerät das bisherige Koordinatensystem bald ins Wanken: Wem kann er trauen, was verbirgt sich hinter (verborgenen) Absichten, wo endet tropische Lebensfreude und beginnt politische Existenzangst, wie vermischt sich beides im Gespräch, ja selbst in der Sexualität? Und wie nimmt er, einst als Kriegsdienstverweigerer aus der DDR ausgereist, die letzte Diktatur in der Karibik wahr, die nun in einen parteigelenkten Frühkapitalismus hineinstolpert?



Das Haus in Habana scheint nämlich (ähnlich wie *Das Haus in Montevideo*) eine Art Bordell zu sein – und das Nachbarhaus die Stasizentrale des Viertels. Martins Buch ist deshalb auch Hommage auf Guillermo Cabrera Infantes legendären Roman *Drei traurige Tiger*, der auf Cuba bis heute verboten ist. Martins Sprache – hingerissen von tropischer Sensualität, spielerisch, tabulos und gleichzeitig skeptisch-reflexiv – schmiegt sich der komplexen Post-Castro-Wirklichkeit an, um sie sich auf diese Weise anzuwandeln oder auch von ihr überwältigt zu werden: Das literarische Journal wird zum pikaresken Entwicklungs- und Schelmenroman.

Marko Martin, geb. 1970, lebt, sofern nicht auf Reisen, als Schritsteller in Berlin. In der renommierten Anderen Bibliothek erschienen die Erzählbände *Schlafende Hunde* und *Die Nacht von San Salvador*, bei Wehrhahn die Essaybände *Kosmos Tel Aviv* und *Treffpunkt '89* sowie das Südafrika-Tagebuch *Madiba Days*.

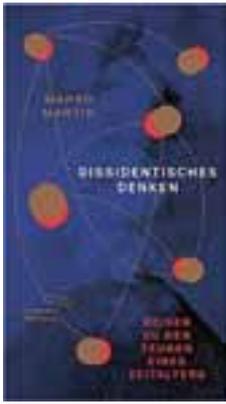
256 Seiten

Wehrhahn Verlag, 256 Seiten. Erschien am 21. Dezember 2018.

Dissidentisches Denken – Reisen zu den Zeugen eines Zeitalters

Im Gedenkjahr an die Wende(n) des Jahres 1989: die geistigen Vorarbeiter, dissidentischen Denker und Wortführer der Kritik an den Regimen und Ideologien

Marko Martins essayistisch-erzählerische Spurensuche nimmt uns mit auf eine europäische (mitunter auch außereuropäische) Reise zu Orten, zu Büchern und vor allem zu Menschen, deren Denken uns gegen die Erinnerungslosigkeit helfen kann: Die meisten sind Überlebende einer Zeit, die wir bereits hinter uns glaubten und die totalitär oder nationalistisch gerade heute wieder beunruhigende Schatten wirft.



Die Autoren, die Marko Martin trifft oder erinnert, mit denen er spricht oder die er porträtiert, mehr oder weniger berühmt oder vergessen, und deren Schicksale eigen- tümlich miteinander verflochten sind, haben uns allen etwas voraus: die existenzielle Erfahrung geschichtlicher Brüche, die das Individuum bedrohen. Es sind dissidentische Jahrhundertzeugen in Ost und West.

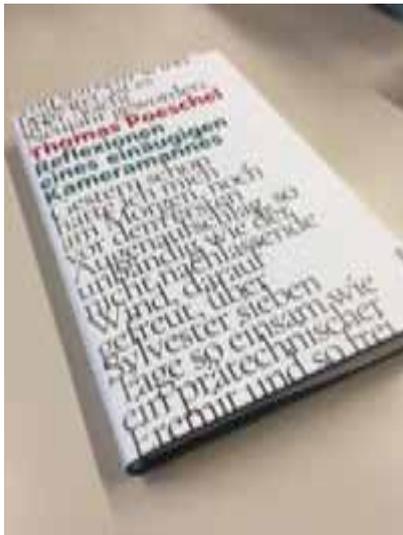
2019, im Jahr des Erinnerns an die Epochenäsur von 1989, ist es sinnvoll, uns zu ver- gegenwärtigen, dass diese Umwälzungen eine Vorgeschichte haben, die die Geschichte erst zu einer ganzen Geschichte werden lässt.

Czeslaw Milosz, aus Polen geflüchtet, wird zum Freund von Albert Camus, Max Brod rettet sich aus Prag nach Tel Aviv, wo er Edgar Hilsenrath erste literarische Impulse gibt, Jean Améry traf in Auschwitz auf Primo Levi. Vom Charta-77-Mitbegründer Jan Patocka führt eine Spur zu Meisterdenker André Glucksman in Paris, vom Brecht-Schüler Horst Bienek zum Romancier und Menschenkenner Julien Green. In Prag trifft Marko Martin den 68er-Romancier Pavel Kohout, der sich wieder illusionslos gegen die autoritäre Politik engagiert.

Aus Besuchen, Reisen und Porträts entsteht ein dichtes geistiges Gewebe, in dem neben anderen Václav Havel und Milan Kundera, André Gorz oder Josef Skovrecky, Ahron Appelfeld oder Jürgen Fuchs in der DDR mitwirken.

Die Andere Bibliothek. 300 Seiten. Die nummerierte Auflage erscheint am 12. Juli 2019

Thomas Poeschel – Reflexionen eines einäugigen Kameramannes



Der sowohl als Filmschaffender als auch als Buchautor erfolgreich tätige Thomas Poeschel veröffentlicht mit *Reflexionen eines einäugigen Kameramannes* sein erstes Buch im BUCHER Verlag. Der einäugige Kameramann führt darin den Leser an die Schwelle des Zeitalters der beginnenden Digitalisierung und gibt in mehreren Erzählungen Einblicke in die Welt der Bilder und Filme.

Die tiefgreifenden Betrachtungen und Reflexionen zeigen Strukturen und Entwicklungen auf, die über technischen Fortschritt hinaus gehen und globale essentielle Konsequenzen mit sich bringen.

Bucher Verlag GmbH; Auflage: 1. (2019)
ISBN-10: 3990184792

Die zweite Veröffentlichung Poeschels im BUCHER Verlag ist bereits in Arbeit – die zweisprachige Ausgabe des Titels *Die Madonna mit dem Fisch*, mit Illustrationen von Jaime de Córdoba Benedicto, wird noch im Frühjahr 2019 erscheinen.

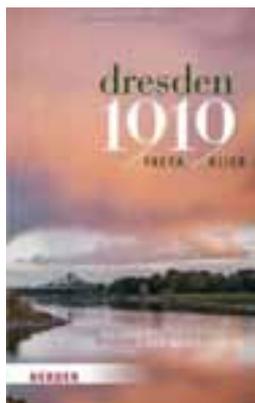
Paul Tischler – Will ablegen den Wanderstab. Die Letzten Fünf

Das 132-seitige Buch, an dem der Autor 38 Jahre lang gearbeitet hat, bringt Essays über die fünf letzten deutschsprachigen Dichter jüdischer Herkunft aus der Slowakei. Es sind dies vier Pressburger – Alice Schwarz-Gardos (1916 Wien–2007 Tel Aviv), einst die älteste Chefredakteurin einer Zeitung in aller Welt; Tuvia Rübner (1924 Pressburg, lebt in Merchavia bei Haifa), ein Dichter in Deutschland mit mehreren Literaturpreisen versehen, auch bedeutender Übersetzer aus dem Hebräischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Hebräische; Eva Kovac (geb. 1924 in Pressburg, lebt(?) in Tel Aviv); Erika Blumgrund (geb. 1924 in Pressburg, lebt in Buenos Aires) und Anna Krommer (1924 Unter-Kubin/Hauerland, Mittel-Slowakei, lebte in New York und dann Jahrzehnte lang in Washington. Seit einigen Jahren lebt sie nun bei ihrer Schwester in einer Kleinstadt nördlich von New York.

Wertvoll ist hier jedoch auch der zweite Teil des Buches, der ANHANG mit Infor- mationen zu Anmerkungen, Werken und Literatur, der auch viele weitere Schriftsteller der jüdischdeutschen Literatur der Slowakei betrifft. Das sehr informative und einfühlsame Vorwort zum Buch verfasste Guy Stern.



Freya Klier – Dresden 1919

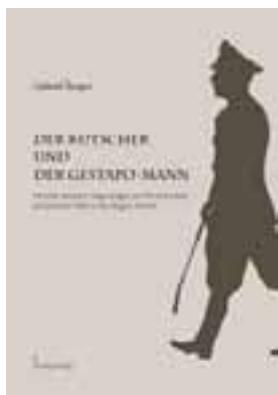


Die Stadt gleicht einem Brennglas, in dem sich die Lage der entstehenden Weimarer Republik spiegelt: Klassenkämpfer treffen auf Sozialdemokraten und ein kaisertreues Bürgertum. Kriegskrüppel und Schwerverwundete prägen den Alltag ebenso wie eine pulsierende Künstlerszene. Jederzeit droht der Bürgerkrieg.

Aus historischen Zeugnissen und den Erinnerungen beteiligter Akteure formt Freya Klier ein beeindruckendes Panorama der damaligen Jahre und spannt den Bogen in unsere Zeit, indem sie Parallelen zur Gesellschaft heute zieht.

Verlag: Verlag Herder; Auflage: 1. (2. Oktober 2018)
ISBN-10: 3451359995

Gabriel Berger – Der Kutscher und der Gestapo-Mann



Auszüge aus dem Buch „**Der Kutscher und der Gestapo-Mann**“.
Berichte jüdischer Augenzeugen der NS-Herrschaft im besetzten Polen in der Region Tarnów.

Vorwort

Die in diesem Buch publizierten, vom Autor aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzten zeitnahen Erinnerungen jüdischer Überlebender des deutschen Besatzungsterrors in Tarnów und Umgebung sind exemplarisch für die Erinnerungen der 50.000 Überlebenden von über drei Millionen Juden, die vor dem II. Weltkrieg in Polen gelebt hatten. Es sind authentische Zeugnisse von durch Verfolgung Gezeichneten, die das Glück hatten, auf dem von Deutschen besetzten

Territorium Polens von sowjetischen Truppen befreit zu werden. Nur dadurch gelang es ihnen, die mörderische Schreckensherrschaft zu überstehen. Die Grausamkeit der protokollierten Erlebnisse übersteigt zuweilen den Rahmen des für Menschen Erträglichen und zeugt insbesondere von einer vom nationalsozialistischen Regime geförderten sadistischen Lust deutscher SS- und Gestapo-Besatzer und ihrer Helfer am Morden, ganz besonders von jüdischen Kindern.

Je größer der zeitliche Abstand zum Geschehen desto stärker werden die vergangenen Ereignisse durch die Brille späterer Erfahrungen gesehen sowie vom Zeitgeist überlagert und gefiltert. Das kann im Fall der hier vorliegenden autobiographischen Gedächtnisprotokolle, einer kleinen Auswahl aus Tausenden polnisch sprachigen Erinnerungen aus dem Bestand des Archivs des Jüdischen Historischen Instituts Warschau¹, ausgeschlossen werden, weil sie unmittelbar nach Kriegsende aufgezeichnet wurden, als die Erinnerungen an die erbarmungslose Verfolgung und die ständige Angst um das eigene Leben und das der Nächsten noch frisch waren. Sie sind umso glaubwürdiger, als sie im vorliegenden Buch den mörderischen Handlungen deutscher Täter gegenübergestellt werden, wie sie in den Gerichtsakten von Verfahren gegen Nazi-Kriegsverbrecher, vorwiegend in Polen, erfasst wurden. Das Verbindende der für dieses Buch ausgewählten Augenzeugenberichte ist, dass sie von Personen stammen, die in Tarnów oder der näheren Umgebung der Stadt gelebt, dort die Brutalität der deutschen Besatzung erlitten hatten, und nur durch ungewöhnlichen Mut und glückliche Umstände das über alle Juden verhängte Todesurteil der Nationalsozialisten überleben konnten. Die hier abgedruckten Berichte Überlebender der Gräueltat der Shoah erscheinen zum ersten Mal in deutscher Sprache. Ihre Veröffentlichung soll auch eine späte Verneigung vor den Opfern der einst so vielfältigen und blühenden Judenheit der Stadt Tarnów sein.

(...)

Lichtig-Verlag, Berlin 2018

Übersetzungen aus dem Polnischen: Gabriel Berger

ISBN: 978-3-929905-39-7

174 Seiten, EUR 14,90

Rezensionen

Maya Hostettler – Rezension: *Becoming*, von Michelle Obama



Es ist natürlich schon etwas Besonderes, wenn die ehemalige First Lady der USA ihre Autobiografie vorlegt. Der Paukenschlag, mit dem das Buch am 13. November 2018 in die Welt speditiert wurde, macht allerdings etwas stutzig. Bescheiden geblieben sei Michelle Obama, dankbar, demütig. So die Pressestimmen. In gewissen Bereichen vielleicht. Bescheidenheit trifft für das Marketing dieser Autobiografie bestimmt nicht zu. Auch die Mammut-Lese-Tournee, die gleichentags in Chicago ihren Anfang nimmt, mutet gigantisch an. Eintrittspreise? Exorbitant.

Die deutsche Übersetzung, „*Becoming. Meine Geschichte.*“ ist bei Goldmann erschienen. Sie ist knapp 500 Seiten dick und in drei Teile gegliedert. *Becoming me. Becoming us. Becoming more.* Geradlinig ohne Vor- oder Rückblenden wird Detail an Detail gereiht. Der erste Teil erzählt von ihrer Kindheit in South Chicago, ihrem Studium, ihrem ersten Job als Juristin in der Kanzlei Sidley & Austin. Da lernt sie den gutaussehenden Barack Obama kennen. Der zweite Teil erhellt ihre Beziehung zu Barack Obama. Sie erzählt von ihren Töchtern Malia und Sasha, sie beleuchtet den Wahlkampf. Der dritte Teil zeigt Michelle als First Lady, das Wachsen an ihren Aufgaben, das Verzweifeln an der Politik, die sich oft selber inszeniert und ihre eigentlichen Aufgaben vergisst: *to guide a nation.*

Michelle Obama ist keine begnadete Erzählerin, aber sie wagt sich, ihrem eigenen Leben nachzugehen. Sie tut das mit einem klaren Auge für tausende von Einzelheiten, die ihr *Becoming* (Werden) überhaupt ermöglichen. Schon im Kindergarten gilt für sie der spätere Slogan, „yes, we can“. Sie will den Erfolg, sei das im Klavierspiel oder beim Buchstabieren. Das geht natürlich nicht ohne die Hilfe vieler lieber Menschen, die helfen, dem Mädchen einen guten Start zu ermöglichen. „It takes a village to raise a kid“, so ein amerikanisches Sprichwort. Für Afroamerikaner gilt das ganz besonders, und es ist diese Erkenntnis, die erlaubt, den vielen Einzeldarstellern ihren Platz einzuräumen. Ohne die Gemeinschaft, in der sie sich sicher und behütet fühlt, wäre ihr kometenhafter Aufstieg nie möglich gewesen. Diesem Aufstieg, diesem Werden geht sie nach. Ihr Schreiben liest sich leicht und schnell, die Frage, wie geht es weiter, treibt an, obwohl wir das Ende schon längst kennen. Märchenhaft.

Während wir in Europa der Autobiografie skeptisch gegenüberstehen, hat das die Gattung des Sich-Selbst-Erzählens in den USA einen anderen Stellenwert und ist in der Afroamerikanischen Kultur eine wichtige Ingredienz. Wer etwas erreicht hat, schreibt eine Autobiografie, mit der Absicht, andere zu motivieren, ihnen nachzueifern. Autobiografien werden als Instruktionen gesehen: Schau, ich komme aus dieser kleinen, verachteten Gruppe und habe es geschafft, Professorin zu werden, Poetin zu werden, First Lady zu werden. Lügen haben da keinen Platz. Das macht die Autobiografie von Michelle Obama so wertvoll, auch wenn nicht viel Neues zu erfahren ist. Wir kennen diese Geschichten bereits, auch ihre Geschichte. Aber darum geht es gar nicht. In dieser Autobiografie geht es um Wahrheitsfindung. Ein grosses, schwieriges Projekt, gerade im Zeitalter von Fake-News. Wer bin ich? Was mache ich? Wie bin ich geworden. *Becoming* eben. Sie schafft das mit der Einzelheit. Unerschrocken schreibt sie über Jason Wu, ihren Modeschöpfer (auch den kennen wir schon, auch die weltweiten Reaktionen auf das „weiße“ Kleid), nun aber erfahren wir ihre Wahrnehmung, ihre Gefühle, ihre Gedanken, ihre Ängste, ihr politischer Standpunkt. Kann es sein, dass sich die Welt vor allem um die Mode der First Lady schert? Ist eine nackte, schwarze Schulter Grund so vieler Tweets? Diese Fragestellung gilt nicht nur für das weiße Kleid, sie gilt für ihr Engagement für gesundes Essen, für ihren Garten, ihre Kinder, ihre Ehe, Kranke, Unterprivilegierte, ganz besonders für ihre Vertrauten, ohne die es für Michelle Obama keine Karriere gegeben hätte. So gesehen hebt sich ihre Autobiografie ab: Die First Lady wird zu einer Frau. Der Kreis schließt sich und er ist ur-amerikanisch: Sie ist wir und wir könnten, allenfalls, auch First Lady sein.

Am eindrücklichsten bleiben mir die Sätze, mit denen Michelle Obama ihre Autobiografie einleitet. Der Winter beginnt dem Frühling zu weichen. Es ist März 2017. Die Trumps sind ins Weiße Haus eingezogen, die Obamas wohnen in einem Backsteinhaus in Washington. Die Kinder sind unterwegs, ihr Mann ebenso:

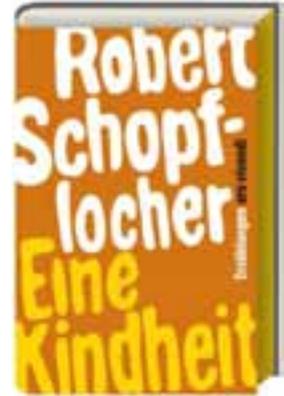
In the kitchen, I opened the fridge. I found a loaf of bread, took out two pieces, and laid them in the toaster oven. I opened a cabinet and got out a plate. I know it's a weird thing to say, but to take a plate from a shelf in the kitchen without anyone first insisting that they get it for me, to stand by myself watching bread turn brown in the toaster, feels as close to a return to my old life as I've come. Or maybe it's my new life just beginning to announce itself.

Reinhard Andress – Rezension: Robert Schopflochers *Eine Kindheit*

Die „Herzstücke“ aus seinen Erzählbänden.

Robert Schopflocher, 1923 als Jude in Fürth geboren, sah sich 1937 zusammen mit seiner Familie zur Flucht nach Argentinien gezwungen. Nach einer langen Karriere als Agrarökonom wandte er sich dem kreativen Schreiben zu, zunächst in spanischer Sprache. Unter dem hispanisierten Vornamen „Roberto“ veröffentlichte er Erzählbände wie *Fuego fatuo* (Irrlicht, 1980) oder *Venus llega al Pueblo* (Venus kommt im Dorfe an, 1986), das Theaterstück *Las ovejas* (Die Schafe, 1984) und Romane wie *Mundo frágil* (Fragile Welt, 1986) oder *Extraños negocios* (Seltsame Geschäfte, 1996). Es gab auch Literaturpreise, z.B. eine „Faja de Honor“ der „Sociedad Argentina de Escritores“ für *Fuego fatuo*.

Doch, obwohl Schopflocher den größten Teil seines Lebens in Argentinien verbrachte, fühlte er sich immer dem deutschen Kulturgut viel enger verbunden. So prägend waren die Kindheitseindrücke, dass der fast Sechzigjährige begann, auch in seiner Muttersprache zu schreiben und zu veröffentlichen. Zunächst „übertrug“ er, wie er es selbst formulierte, eigene Erzählungen aus dem Spanischen ins Deutsche, bevor er vollständig zum Deutschen überging. Es erschienen drei Erzählbände: *Wie Reb Froike die Welt rettete* (1998), *Fernes Beben* (2003) und *Spiegel der Welt* (2006). Im Jahre 2008 wurde Schopflocher mit dem Fürther Jakob-Wassermann-Literaturpreis ausgezeichnet. Mit seinem literarischen Schaffen gehörte der Autor zu der kleinen Gruppe innerhalb des Exils, die erfolgreich in zwei Sprachen schrieb (etwa Klaus Mann, Stefan Heym oder Hilde Spiel wären in diesem Zusammenhang zu nennen).



Von der Kurzprosa ging Schopflocher bald zu längeren Texten über. Es erschien die viel beachtete Autobiographie *Weit von wo* (2010). 2013 kam der Roman *Die verlorenen Kinder* hinzu, der sich mit dem schwierigen Thema der Militärdiktator (1976-1983) und der *Desaparecidos* („Verschwundenen“) in Argentinien auseinandersetzt. Bevor Schopflocher im Januar 2016 verstarb, konnte im Herbst 2015 noch *Das Komplott zu Lima* erscheinen, ein historischer Roman, der tief in das Zeitalter der Inquisition in den lateinamerikanischen Kolonien eintaucht, wobei sich aber auch implizierte Bezüge zu unserer Zeit ergeben.

Posthum ist nun *Eine Kindheit* als weiterer Erzählband Schopflochers beim Verlag ars vivendi herausgekommen. Vom Autor zum größten noch selbst ausgewählt, besteht die Sammlung aus den „Herzstücken“ seiner Erzählkunst, wie Dirk Niefanger und Gunnar Och den Autor in ihrem Nachwort zitieren. Dabei waren aber die beiden Herausgeber so frei, der Auswahl noch zwei Texte hinzuzufügen, die den Band gewissermaßen einrahmen: *Eine Kindheit* als autobiographischen Text Schopflochers, der dem Band offensichtlich seinen Titel verlieh, und *Caudillo* als Erzählung, die bisher nur in einer begrenzten Liebhaberausgabe in dem kleinen deutschen Verlag El Zahir in Buenos Aires erschienen war. Im Zentrum der Erzählungen stehen immer wieder die Schicksale von Menschen im Land am Río de la Plata, vor allem von verfolgten jüdischen Auswanderern, Exilanten und deren Nachfahren, aber auch von Argentinern nicht-deutsch-jüdischer Herkunft. Insofern wirken die Texte transatlantisch, indem Schopflocher der deutschsprachigen Welt Einblicke in die argentinische vermittelt. Stellvertretend sollen hier der erwähnte autobiographische Text und zwei Erzählungen herausgegriffen werden, um die Spannbreite des Bandes zu veranschaulichen.

Eine Kindheit (2006 zuerst erschienen) kann man gewissermaßen als Vorübung auf die etwa vier Jahre später veröffentlichte, oben bereits angeführte Autobiographie sehen. Doch, wie der Titel andeutet, liegt die Betonung auf der Kindheit in Franken, die Schopflocher nie losließ. „Die Vergangenheit pflegt einen leichten Schlaf“ (10) schreibt er an einer Stelle. Dabei hebt er in einer gemächlich und angenehm dahinfließenden Prosa das deutsch-jüdische Zusammenleben hervor, das zunehmend antisemitisch unterwandert wurde. Wenn auch Schopflocher die Problematik des selektiven Erinnerungsvermögens anerkennt, wird es dennoch deutlich, wie vielfältig die Kindheit nachgewirkt hat. Mit dem Betreten argentinischen Bodens bricht der Text sozusagen ab, doch die nachfolgenden Erzählungen können hier als Ergänzung zur argentinischen Welt gesehen werden, da sie sicher auch von den eigenen Erfahrungen des Autors in seiner angenommenen zweiten Heimat beeinflusst wurden, vor allem durch die Verwaltungstätigkeit in verschiedenen Baron-Hirsch-Siedlungen der „Jewish Colonization Association“ in den Pampas.

In *Wie Reb Froike die Welt rettete*, der Erzählung, die dem bereits erwähnten Erzählband den Titel gab, erscheint den Lesern die inzwischen verloren gegangene jüdisch-argentinische Shtetl-Kultur plastisch vor

Augen, durchaus mit ihren ganzen widersprüchlichen Erscheinungen, sozusagen als Fortführung der traditionellen Ghetto-Erzählung, wie die Herausgeber im Nachwort ausführen. Im Sinne der als mündliche Tora bekannten Mischna, dass die Rettung eines Lebens gleichzeitig die Welt rette, macht sich die Titelfigur auf, ein von den argentinischen Behörden festgehaltenes jüdisches Mädchen aus ihrem Emigrantenschiff zu befreien, denn die Rückkehr nach Deutschland würde höchstwahrscheinlich den Tod mit sich bringen. Aus einer Kombination von Charme, Chuzpe und sonstigen Raffinessen gelingt Reb Froike genau das, wobei das ausschlaggebende Moment nie deutlich wird, die Dinge gewissermaßen in der Schwebe bleiben. Es sind die unbestimmbaren, manchmal zauberhaft wirkenden Zwischenwelten, die Schopflocher so gern in seinen Erzählungen zu beleuchten versucht.

In *Caudillo* landet Schopflocher schließlich voll in der argentinischen Welt. Geschildert wird der Aufstieg und Untergang eines Provinzpolitikern während der Perón-Zeit, der wie dieser selbst zunehmend diktatorische Züge annimmt. Im Kleinen widerspiegelt sich das Große, wobei sich der Text mit heute noch relevanten Bezügen transzendiert: „Ein einziger mit dem dämonischen Verführungspotential des Demagogen ausgestatteter Geistesgestörter sei durchaus in der Lage, nicht nur Kultur und Wirtschaft seines Landes zu zerstören, sondern im Extremfall Kriege und Massenmorde zu entfesseln [...]“ (226). Überhaupt taucht die Aktualität der Erzählungen immer wieder auf, wenn sie auch von solchen Themen wie Erderwärmung, Atomkraft oder Altwerden handeln.

Das erwähnte Nachwort arbeitet Schopflochers Erzählkunst und -stimme kurz und bündig heraus. Insgesamt stellt *Eine Kindheit* einen sehr lesenswerten, Schopflochers beste Erzählungen vereinigenden Band da, der einen Beitrag dazu leistet, dass dieser, der aussterbenden Exilgeneration zugehörige Autor bekannter wird und nicht in Vergessenheit gerät.

Glückwünsche

Guy Stern



Foto: Archiv Guy Stern

Am 14. Januar 2019 wurde Guy Stern 97. Und noch immer reist er nach Europa, hält Vorträge, gibt Interviews und korrespondiert mit einer jugendlichen Frische, die einen daneben beinahe alt aussehen lässt. Seine zahlreichen Bücher zur deutschen Literaturgeschichte und zur Emigranten- und Immigranteliteratur - und noch mehr er selbst - stellen eine Identifikation dar, die Möglichkeit einer Orientierung auf, die heutigen durchaus ein Weg sein kann.

Alles Gute, lieber Guy!

Günter Kunert

„Do you like Beethoven?“ „I like Hank Williams.“ Seit meiner Jugend gehört Günter Kunert zur Heiligenschrift der Literatur. Zwischen Utopie und Apokalypse gab sein Credo *fremd daheim* den Ton an und dieser Ton war voller Vorahnungen, war Therapie pur, bevor ich junger Poet mich dem Literaturbetrieb der zweiten deutschen Diktatur hätte in den Rachen werfen können, war ein Lesen unter vier Augen und Wahrzeichen ziemlich tröstlicher Katastrophen. Auf der Suche nach der wirklichen Freiheit der Berliner Handpresse war folglich das erste Buch von Günter Kunert, dass ich mir in West-Berlin besorgte. Ich war 1982 auf dem anderen Planeten angekommen und Kunert war einer der geistigen Commander. Am 6. März 2019 ist Günter Kunert 90.

Alles Gute zum 90. Und Dank!



Foto: Das blaue Sofa / Club Bertelsmann

Gedenken

Marko Martin — Trauer um Edgar Hilsenrath

Das Jahr endet auch mit Trauer im Herzen. Wir nahmen den Tod unseres langjährigen Mitgliedes [Edgar Hilsenrath](#) zur Kenntnis. Edgar Hilsenrath ist am 30. Dezember 2018 im Alter von 92 Jahren in Wittlich (Rheinland-Pfalz) nach einer Lungenentzündung gestorben. Unser herzliches Beileid gilt seinen Angehörigen und Freunden.

„Mein letzter Gedanke fliegt in die Lücken türkischer Geschichtsbücher“

Von Marko Martin



Edgar Hilsenrath 1978 auf der Frankfurter Buchmesse
Quelle: picture-alliance / dpa

Die Rezensenten-Elite mochte ihn nicht, ihn kümmerte es so wenig wie das ständige „Darf man das?“ Zum Tod des großen Schriftstellers Edgar Hilsenrath, der den Genozid an den Armeniern mit der Schoah verglich.

„Was soll ich in den Talkshows oder bei Lesungen von Kollegen? Würde mich nur langweilen.“ Wann immer [Edgar Hilsenrath](#) gefragt wurde, weshalb er sich so rar mache in der deutschen Öffentlichkeit, folgten Sätze wie diese – unter Zigarettenrauch herausgehustet, aber keineswegs bitter.

Der Mann mit der Baskenmütze, geboren 1926 in Leipzig, vor den Nazis in die Bukowina geflüchtet und Überlebender des Gettos von [Moghilew-Podolsk](#), war ein freundlicher, mit Witz und Ironie begabter Zeitgenosse, der auch im Gespräch die Lakonie schätzte. („Ich mochte den Walser nie, du etwa?“)

Hilsenrath, der Solitär. Obgleich für seinen Armenien-Roman „Das Märchen vom letzten Gedanken“ mit dem

Alfred-Döblin-Preis ausgezeichnet und Ehrenbürger der Republik Armenien, für sein Lebenswerk mit dem Jakob-Wassermann-, Feuchtwanger- und Hans-Sahl-Preis geehrt und angelsächsischen Germanisten längst einer der wichtigsten deutschen Nachkriegsautoren, war er hierzulande eben kein Teil des Kanons, keiner, dessen Prosa Eingang in die Schulbücher fand und ins kollektive Gedächtnis.

Rückkehr ins Wölfische

Der Verlust ist unermesslich. Nicht nur, dass Hilsenraths Debütroman *Nacht* (von seinem Verlag eher stiefmütterlich behandelt und von der damaligen deutschen Rezensenten-Elite mit spitzen Fingern angefasst) bereits 1964 zeigte, was inzwischen historisiertes Gemeingut ist: Leid veredelt nicht, Konzentrationslager und Gettos provozieren nicht das Gute irgendeines Opferkollektivs, sondern sind tatsächlich die Hölle auf Erden, institutionalisierte Rückkehr ins Wölfische.

Mit welcher Sprachkraft Hilsenrath davon erzählte! Visuell und reflexiv, karg und gleichzeitig suggestiv, realistisch grotesk, mit einer Dialogtechnik, welche die Handlung vorantrieb und gleichzeitig infrage stellte. „Das hab ich in New York gelernt“, sagte er – in seiner Klausur in Berlin-Friedenau sitzend und qualmend – auf die Frage nach seinem Stil, der einmalig geblieben ist in der deutschen Nachkriegsliteratur. In der Tat, die alte Groma-Reiseschreibmaschine, auf der Hilsenrath Anfang der Fünfzigerjahre in seiner neuen Heimat Amerika erste Manuskripte zu tippen begann, stand ja gleich nebenan auf dem Schreibtisch.

In einem der späteren Romane, dem 1997 erschienenem *Die Abenteuer des Ruben Jablonski*, erzählte Hilsenrath, welche gänzlich andere Literaturanregung ihm zuvor in Israel zuteil geworden war, wo er sich die ersten Jahre nach Weltkriegsende als Landarbeiter und Hilfskoch durchgeschlagen hatte.

Rat von Max Brod

„Lesen Sie Gottfried Kellers *Grünen Heinrich*, hatte der stets zuvorkommende Kafka-Freund Max Brod geraten. Wie gut, dass er sich nicht daran gehalten hatte – schließlich war nicht mehr von sanfter Kontinuität zu berichten, sondern von jener blutigen Jahrhundert-Erfahrung, die ein junger Jude aus Sachsen mit geradezu unwahrscheinlichem Glück überlebt hatte. (Nicht zu vergessen Hilsenraths Instinkt, nach der Befreiung des Gettos durch die Rote Armee sofort weiter zu flüchten, in Richtung Westen.) Also weder Gottfried Keller noch zionistische oder religiöse Identitätsfindung, später dann nicht einmal Amerika-Schwärmerei.

Bis zu seinem Umzug 1975 nach Berlin hatte sich Hilsenrath in NewYork als Kellner durchgeschlagen – und in seinem Roman *Bronskys Geständnis* solche Sätze geschrieben: „Auf der Herrentoilette in Donald’s Pinte am Times Square stand ein großer Neger und urinierte. Wir unterhielten uns im amerikanischen Slang. Da kriegte ich die richtige Distanz zur deutschen Sprache.“



Edgar Hilsenrath (1926 bis 2018)
Quelle: Getty Images

Was Wunder, dass sein berühmtester Roman *Der Nazi & der Friseur*, eine slapstickhaft aberwitzige Identitätstauschgeschichte zwischen Opfer und Täter, in den USA ein größerer Erfolg wurde als in Deutschland, wo sich die Verlagswelt anfangs erneut pikiert zeigte und die Nachkommen der Mitläufer ihr heuchlerisches „Ja, darf man denn das?“ wisperten. Schmerzlich genau.

Edgar Hilsenrath aber hatte sich die Freiheit genommen. Auch jene, im *Märchen vom letzten Gedanken*, seinem wohl berührendsten Buch, den Protagonisten Thovma Khatisian unsterblich zu machen und den Armenier-Genozid mit der Schoah zu vergleichen, als dies noch keineswegs en vogue war.

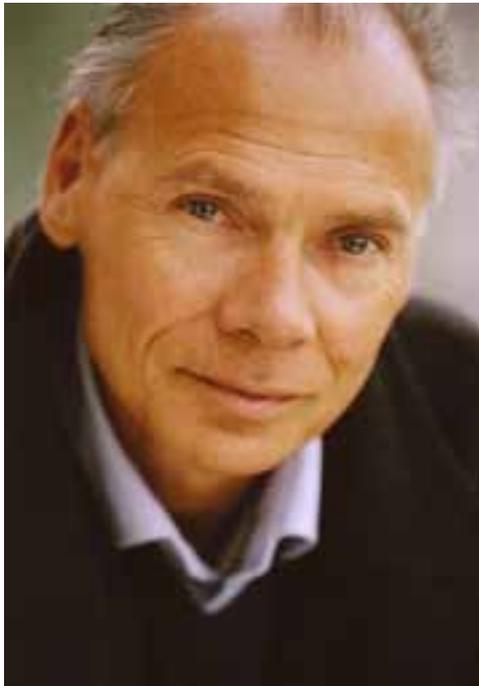
„Ich weiß, dass mein letzter Gedanke zurückfliegen wird in die Lücken der türkischen Geschichtsbücher. Und weil ich das weiß, werde ich friedlicher sterben als andere vor mir, die das nicht wissen.“ ‚Flüstern ist ansteckend‘, sagte der Minister. ‚Das Flüstern der toten Armenier könnte über die Landesgrenzen dringen und überall gehört werden.‘ ‚Ja, das ist möglich‘, sagte Khatisian.“

Edgar Hilsenrath, der solch schmerzlich genaue, unnachahmliche deutsche Prosa schrieb, ist am 30. Dezember in Wittlich an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben. Er wurde 92 Jahre alt.

Frederick A. Lubich – In Erinnerung an Gerald Uhlig-Romero

Mit Trauer im Herzen nahmen wir den viel zu frühen Tod unseres mehrjährigen Mitgliedes Gerald Uhlig-Romero zur Kenntnis. Noch in unserem letzten PEN Newsletter 2018 konnten wir einen Beitrag von ihm abdrucken [Erzählen, bevor wir sterben].

Gerald Uhlig-Romero ist am 04. Juli 2018 in Berlin verstorben. Unser herzliches Beileid gilt seinen Angehörigen und Freunden.



Gerald Uhlig-Romero (1953 bis 2018)
Quelle: Getty Images

In Erinnerung an Gerald Uhlig-Romero, den Begründer des Berliner Café Einsteins unter den Linden

Frederick A. Lubich

Der Tod von Gerald Uhlig kam nicht aus heiterem Himmel. In seinem Buch *Und trotzdem lebe ich. Mein Kampf mit einer rätselhaften Krankheit*, das im Jahr 2009 erschienen war, hatte er seinen lebenslangen Kampf mit der seltenen Krankheit Morbus Fabry ausführlich beschrieben. Im Juli 2018, knapp 65 Jahre alt, ist er schließlich diesem Überlebenskampf erlegen.

Bereits als junger Student der Schauspielkunst am berühmten Max-Reinhardt-Seminar in Wien begann Gerald Uhlig-Romero – damals noch unter seinem Geburtsnamen Gerald Uhlig – Mitte der Siebziger Jahre als Liederinterpret auf seinem ersten Album *Der Kinderkönig* auf sich aufmerksam zu machen. In den Achtziger Jahren profilierte er sich weiter als Schauspieler, Performance-Artist, Produzent und Theater-Regisseur in verschiedenen Städten Deutschlands.

In Hamburg reüssierte er als Rundfunk-Moderator in Interviews mit bekannten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens später in Berlin als Regisseur mehrerer unkonventionell-experimenteller Musiktheaterprojekte wie etwa der Unterwasseroper *Von Fischen und Menschen* im Berliner Zoo-Aquarium. In dieser Zeit erschien auch der erste Gedichtband *Das Alphabet der Fische* gefolgt von weiteren Prosabüchern. In dieser Zeit begann Gerald Uhlig sich auch in der Malerei zu verwirklichen und bald wanderten seine Gemälde durch Galerien und Ausstellungen von Deutschland bis nach Brasilien.

Die diversen Talente Uhligs als Allround-Künstler schossen schließlich in der Konzeption und Konkretisierung des Berliner Café Einsteins Unter den Linden Mitte der Neunziger Jahre geradezu wie in einem facettenreichen

Kaleidoskop zusammen. In wenigen Jahren stieg der Gründer des „begehbaren Kunstwerks“, wie Uhlig sein Kaffeehaus charakterisierte, zum „Kaffeehauskönig“ von Berlin auf, wie ihn in jenen Jahren die Boulevardpresse in Anlehnung an den Wiener „Kinderkönig“ gerne titulierte. Auch sein Kaffeehaus avancierte, dem Hamburger Magazin *Der Spiegel* zufolge zur „Hauptbegegnungsstätte der Berliner Republik“.



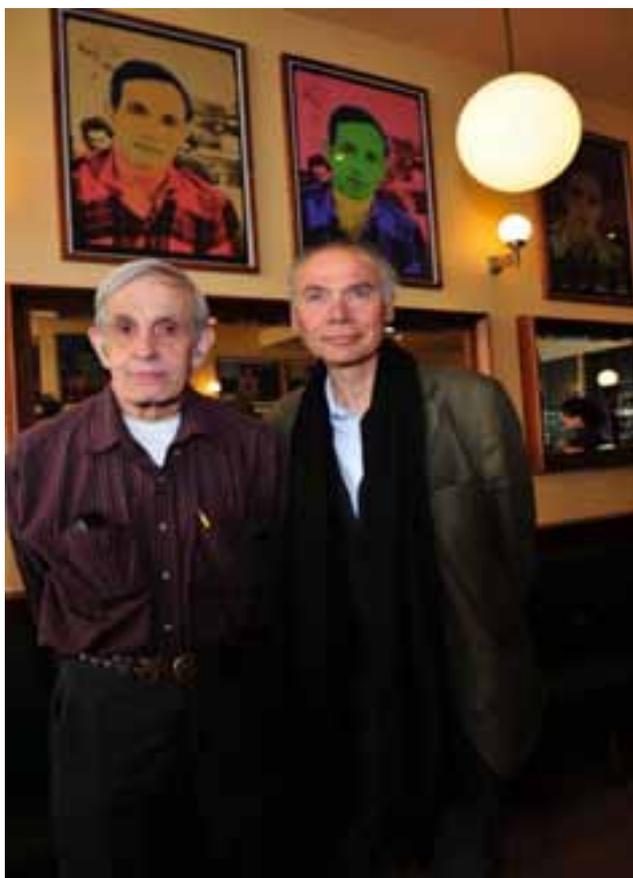
Das Café Einstein Unter den Linden Foto: Archiv Frederick A. Lubich

Hier gaben sich nicht nur namhafte Künstler und führende Politiker der wiedervereinten Nation ein Stelldichein, hier stellten auch bekannte und berühmte Kunstschaffende vor allem aus den Vereinigten Staaten wie zum Beispiel Joel Gray, Helmut Newton, Richard Gere und viele andere ihre Kunstwerke in der dem Kaffeehaus angeschlossenen Galerie aus. Auf diese Weise wurde die zentrale Hauptbegegnungsstätte der Republik auch zum kongenialen Brückenkopf im transatlantischen Kulturaustausch.



*Ausstellung der Gemälde von Michael Schackwitz in der Galerie Einstein 2015
Foto: Archiv Frederick A. Lubich*

Glänzende Höhepunkte des illustren Etablissements wurden die alljährlichen Treffen von Nobelpreisträgern aus aller Welt, die sich hier im Geiste Einsteins zum wissenschaftlichen Gedankenaustausch trafen. Bei dieser Gelegenheit entwickelten sich zwischen dem Kaffeehausbesitzer und so manchen Nobelpreisträgern regelrechte Freundschaften, allen voran die mit John Nash, der als Vorbild zu dem Film *A Beautiful Mind* aus dem Jahre 2001 auch einem weltweiten Filmpublikum bekannt geworden war.



Gerald Uhlig mit John Nash, dem amerikanischen Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften. Im Hintergrund das jugendliche Doppelporträt ,von John Nash Foto: Archiv Frederick A. Lubich

Während ihres Berliner Aufenthalts wurden die Nobel-Laureaten vom Starphotographen Peter Badge abgelichtet, worauf ihre großformatigen Portraits für eine Weile die Wände des Kaffeehauses schmückten. Überstrahlt wurden allerdings die zum Teil schon betagten Wissenschaftler von der jugendlichen Schönheit der Marilyn Monroe, von der über Jahre hinweg diverse Bilder an den Wänden hingen. Mit ihrem Sex-Appeal und ihrem himmlischen Lächeln stieg die Hollywood-Göttin geradezu zur Schutzpatronin des Café Einsteins auf. Kurzum, ein Kaffeehausbesuch versprach auch immer wieder schöne Unterhaltung und geistige Erbauung. Für die Nachwelt hat Uhlig-Romero in zwei Bänden zum Café Einstein seine Glanzzeiten in zahlreichen Texten und Fotografien eindrucksvoll festgehalten.

Aus dem Schlimmsten das Beste machen, das war auch die Devise Uhlig-Romeros. So wurde er wenige Jahre nach der Hiobsbotschaft Morbus Fabry selbst zum offiziellen „Botschafter für die Seltene Krankheiten“. Seine Reputation nutzend warb er in den Medien immer wieder für ein besseres Verständnis dieser Krankheiten und nicht zuletzt für mehr öffentliche Gelder zu ihrer weiteren Erforschung.

In jenen Jahren rund um die Jahrtausendwende kehrte ich regelmäßig jeden Sommer für ein paar Wochen aus Amerika zurück nach Deutschland und machte bei dieser Gelegenheit auch regelmäßig in Berlin Zwischenstation und kehrte im Café Einstein ein. Vor Ort war ich immer wieder erstaunt über das facettenreiche Ambiente dieses Kaffeehauses. Zum einen war es eine mondäne Bühne für internationale Berühmtheiten jeglicher Couleur – auch Bill Clinton trank hier Kaffee – zum anderen bildete es in seiner gutbürgerlichen Gemütlichkeit auch einen idealen Rückzugsort, in dem sich besinnliche Müßiggänger genauso zu Hause fühlen konnten wie eilige Europa-Touristen, die sich hier eine beschauliche Kaffeepause gönnten.

Ich verbrachte hier viele Stunden, oft auch in anregenden Runden, die der Kaffeehauskönig immer wieder ganz locker vom nächsten Tresenhocker um sich zu versammeln verstand. Doch am liebsten verbrachte ich meine Zeit mit ihm allein, denn schließlich verband uns beide seit unserer gemeinsamen Heidelberger Zeit Mitte der Siebziger Jahre eine lange, intensive und kreative Freundschaft.

„Memories of Heidelberg are memories of you“, mit diesem Schlager trällerte sich die amerikanische Sängerin Peggy March in den Sechziger Jahren in die internationalen Hitparaden. Für mich trafen diese Erinnerungen gleich zweimal zu, denn ich hatte in meiner Heidelberger Zeit nicht nur für immer mein Herz verloren - wie das bekannte Volkslied diese romantische Heidelberg-Erfahrung besingt - sondern zudem auch noch den Freund meines Lebens gefunden, der mir bis zu seinem frühen Tod dennoch mehr als vierzig Jahre der treueste Weggefährte werden sollte.



*Wiener Traumtänzer trifft Heidelberger Bummelstudent:
Gerald in meiner Studentenbude Mitte der Siebziger Jahre
Foto: Archiv Frederick A. Lubich*

Gerald und ich sind uns zum ersten Mal in einer Runde junger Poeten begegnet, die sich damals regelmäßig in Heidelberg trafen. Es war geradezu Freundschaft auf den ersten Blick und wir beide verbrachten bald viele Stunden miteinander, in denen wir zusammen gern über Gott und die Welt auszuschweifen pflegten. Als er vorübergehend zum Studium der Schauspielkunst nach Wien zog, besuchte ich ihn dort zusammen mit Lynne, meiner amerikanischen Freundin, die ich in Heidelberg kennengelernt hatte. Die Zeit, die wir nicht am Theater und hinter den Kulissen verbrachten, vertrieben wir uns in Wiens bekannten Kaffeehäusern, deren altherwürdige Traditionen Jahrzehnte später Gerald zur Gründung und entsprechenden Ausstattung seines Berliner Kaffeehauses inspirieren sollten.

In jenen Jahren lebten wir ins Blaue hinein. Gerald träumte davon, in der Welt der schönen Künste alle möglichen steilen Karrieren zu machen, nur nicht davon, dass er eines schönen Tages wie in einem romantisch-nationalen Sommermärchen zum Kaffeehauskönig der wiedervereinigten Hauptstadt Deutschlands gekrönt werden würde.

Ich meinerseits hatte keine derartig funkelnden Shooting-Star-Träume, vielmehr dunkel munkelnde Albträume, dass es mit meiner jugendlichen Narrenfreiheit bald zu Ende gehen und ich in dem mir bevorstehenden und am Horizont schon düster heraufziehenden Schuldienst irgendwo droben auf der Schwäbischen Alb als Lehrer Lempel Jahr für Jahr mehr und mehr vertrotteln würde.



*Ausflug der Heidelberger Poeten nach Bad Herrenalb
im nördlichen Schwarzwald. Foto: Archiv Frederick A. Lubich*

Zu unserer Unterhaltung übten sich einige von uns bereits in Lehrer Lämpels pädagogischem Zeigefinger, nur ich, der ich vor der Hütte liege, hatte den Dreh noch nicht so recht raus, Übung macht zwar bekanntlich den Meister, nur war mir auch der Schulmeister ein rechter Graus.

Dass ich nach Amerika auswandern und als Wandergelehrter, als sogenannter „gypsy scholar“, wie das in der Neuen Welt genannt wird, Jahrzehnte lang von Universität zu Universität ziehen würde, ein solch amerikanischer Traum wäre mir im tiefsten Schlaf nicht eingefallen. erinnerte eine derartige Welterfahrung nicht an die fahrenden Scholaren des Mittelalters, die mit ihrem Vagantenlatein alle Sprach- und Landesgrenzen überschreitend von einer Hochburg der höheren Bildung zur nächsten gewandert waren auf der Suche nach einem festen Lehrstuhl?! Jedenfalls war es ein genialer modus vivendi, die jugendliche Narrenfreiheit in die akademische Freiheit eines Wandergelehrten zu verwandeln. In anderen Worten:

Vivat Academia!
Ad majorem die gloriam!
Et vice versa: Vive la vie et cherchez la femme!



*„Schöne Fremde“ – Woher, wohin?
Links Lynne aus San Diego und rechts Lisa aus Wien!
Foto: Archiv Frederick A. Lubich*

Schöne Fremde lautet ein Gedicht von Eichendorff, dessen doppeldeutiger Titel all jenen, die am romantischen Fernweh leiden, nicht nur ein schönes, fremdes Land, sondern auch eine schöne Frau aus der lockenden Fremde verspricht. In seinem Gedicht *Heimweh* bringt Eichendorff schließlich seine wanderlustige Weltanschauung von der schönen Fremde unzweideutig auf den Punkt: „Wer in die Fremde will wandern, der muss mit der Liebsten gehen.“

Dichtung hin und Wahrheit her, ich jedenfalls ließ mir Gebot und Verheißung dieser Verse nicht zweimal sagen und zog bald nach Abschluss meiner Studien in Heidelberg mit meiner Liebsten, die aus dem schönen, sonnigen Südkalifornien stammte, in ihr fernes Heimatland am Ende der sogenannten Westlichen Zivilisation. Wie schon ihr Familienname Dell'Acqua verriet, war sie italienischer Abstammung, und so wurde denn auch bald meine Bella Ragazza zu meiner Bella Donna vom Pazifischen Ozean. Fünf sonnige Jahre haben wir dort verbracht, ehe wir erneut weitergezogen sind.

Freilich hatte ich nie geplant auszuwandern, ich war viel mehr auf der Flucht vor dem dräuenden Schuldienst und dem gräulichen Lehrer Lempel, doch vor allem trieb mich die Sehnsucht nach der schönen Fremde(n) in die weite Ferne. Und so bin ich denn mehr oder weniger aus Versehen emigriert und bin auch noch bis heute als sogenannter „resident alien“ registriert.

Über die Jahre wurde meine „schöne Fremde“ mehr und mehr eins mit der „schönen Fremde“ Amerika, „America, the Beautiful“, wie es in einem bekannten Lied heißt. Kurzum, Eichendorffs Gedicht *Heimweh* ist für mich im Laufe der Jahre zunehmend Wirklichkeit geworden. Oder in den Worten der italienischen Vorfahren meiner mir längst so vertraut gewordenen „Schönen Fremden“: Ubi bene, ibi patria!

Doch ich schweife schon wieder ab. Zurück zu Gerald nach Deutschland. Er hat uns in den ersten Jahren in Amerika dort mehrfach besucht, zuletzt Mitte der Neunziger Jahre, anlässlich seiner deutschen Uraufführung von Yoko Onos Musical „New York Story“, die sich John Lennons Witwe von Gerald gewünscht und zu der ich dann die Übersetzung beigetragen hatte. Bald sollten wir auch unsere poetischen und literarischen Texte gegenseitig in den von uns herausgegebenen Publikationsorganen veröffentlichen.

In dieser Zeit begann mir mal aufzufallen, wie sich seine einstige jugendliche Strahlkraft zunehmend in eine rätselhafte Zermürbtheit verwandelte, wobei sich Phasen der Erschöpfung immer wieder mit Episoden erneuten Schaffensdrangs abwechselten. „Körperkrimi“ nannte er dieses rätselhafte Gaukelspiel und im Laufe der Jahre sollte er auch immer wieder darüber schreiben.



*Kaffeeklatsch im Café Einstein: From Small Talk to Brain Storm
Von links nach rechts Frederick mit Gerald und seiner Tochter Geraldine, dem Maler
Michael Schackwitz und dem Fotografen Konrad Rufus Müller rund um die Jahrtausendwende
Foto: Archiv Frederick A. Lubich*

Wenn das Jahr 1989 für Berlin und Deutschland das „Annus Mirabilis“ gewesen war, wie die Feuilletons es damals gern nannten, so war das Jahr 2005 für Gerald und mich das „Annus Horribilis“. Er wurde mit der

Diagnose seiner seltenen Krankheit konfrontiert, die bereits im fortgeschrittenen Stadium einen Teil seiner inneren Organe zerstört hatte, bei mir wurde, wie der Zufall es so wollte, zur gleichen Zeit Zungenkrebs diagnostiziert, bei dem es sich ebenfalls um eine recht seltene Erscheinungsform der Krebserkrankung handelt, die in meinem Fall auch schon Metastasen gebildet hatte.

Während ich nach einer großen Operation und zwei kleineren in den folgenden Jahren glaubte, meinen inneren Feind mehr oder weniger im Griff zu haben, begann für Gerald ein wahrer Leidensweg von Operationen, dessen dramatischer Höhepunkt eine Nierentransplantation war, wofür ihm seine argentinische Frau Mara Romero eine ihrer Nieren gespendet hatte. Die Berliner Boulevardpresse feierte die geglückte Operation mit entsprechenden Schlagzeilen, nur um wenige Jahre später umgekehrt die Tragödie von Maras frühzeitigem Krebstod beklagen zu müssen.

Für Gerald sollten weitere Operationen und Komplikationen folgen, doch seine Lebenslust und sein Schaffensdrang behielten allen Niedergeschlagenheiten zum Trotz lange die Oberhand. Zusammen spotteten wir gerne, dass wir dem Schnitter immer wieder ein Schnippchen schlagen würden, indem ich ihm meine Lästerzunge heraustreckte und Gerald ihm mit jeder weiteren Operation erneut von der Schippe sprang.

Tod hin und Leben her, in jedem Falle hielten wir unseren Überlebenswillen für unbezwingbar. Doch der Tod, der alte klapprige Gevatter, ist ein hinterhältiger Wegelagerer, der seine rinnende Sanduhr, diese altmodische Stoppuhr jeglichen Lebenslaufes fest in seinen knöchigen Händen hält, mitsamt seiner gaukelnd schaukelnden Waage, die seine tödliche Gerechtigkeit versinnbildlichen soll. Dieses mittelalterliche Spektakel ist auf zahlreichen Holzschnitten festgehalten, dessen unerbittliche Botschaft man sich bis heute eindringlich zu Gemüte führen kann.

Entsprechend kehrte der Tod in den Bildern und Einbildungen anderer Kulturepochen in immer wieder anderen Erscheinungsformen zurück. So verdichtet sich zum Beispiel die *decadence* des *fin de siècle*, die wienerische Morbidez um 1900 kurz vor dem Untergang der Habsburger Donau-Monarchie zum trauereligen Schwanengesang auf die vergängliche Schönheit allen irdischen Lebens. Sowohl meine vertonten Gedichte als auch Gerald's melancholische Lieder auf seinem Wiener Album waren von diesem Zwiespalt geprägt, in dem die Wehmut um „Asche“, „Gräber“ und „Grabstein“ immer wieder das Gegengewicht zu unserem jugendlichen Übermut bildete.

Am episch-elegischsten kommt dieses Leitmotiv der Vergänglichkeit sicherlich in Gerald's programmatischen Lied „Der Kinderkönig“ zum Ausdruck, in dem er die jugendliche Liebe beschwört und ihr allmähliches Erlöschen betrauert. So lauten die letzten Verse:

„Aber die Mädchen vergehen,
es werden Frauen daraus
und auch die Frauen vergehen.
Am Ende bleibt nur die Muschel,
die es nicht gibt, die Muschel,
die ich mir denken kann.“

„Frühgereift und zart und traurig“, so charakterisierte Hugo von Hofmannsthal die *jeunesse dorée* seiner Generation und es ist kein Zufall, dass Gerald in seiner Wiener Zeit in Hofmannsthal's lyrischem Drama „Der Tor und der Tod“ als der junge Claudio auf der Bühne stand. Das Pseudonym Claudio Luckner, unter dem Gerald in dem von ihm herausgegebenen ersten Einstein-Band seine Essays veröffentlichte, ist später literarischer Tribut und nostalgische Identifikation mit Hofmannsthal's totgeweihtem Jüngling.

„Vanitas vanitatum et omnia vanitas“, dieses zeitlose Wissen der Welt um ihre eigene Vergänglichkeit reflektiert - mutatis mutandis - auch das Spiegelreich von Gerald's „begehbarem Kunstwerk“, in dessen inszenierten Modeschauen und illustren Vernissagen sich die Welt immer wieder traf, um sehen und gesehen zu werden.

Im Rückblick erscheint die morbide Phantasie unserer Jugendzeit geradezu wie eine dunkle Antizipation der fatalen Realität von Gerald's Morbus Fabry und meinem Morbus Linguae, denn auch für mich sollte es - wie sich bald herausstellen würde - zum potentiell tödlichen Ausgang meiner Krebsgeschichte nie zu spät sein! Jedenfalls bilde ich mir ein, wir riefen uns im Laufe der Jahre im Geiste immer wieder über den Atlantik zu: „Komm, mein Schicksalsgefährte, reich mir die Hand! Und den Tod ließen wir schießfreudlich grüßen: „Morituri te salutant.“

Mors ante portas: Der Tod vor den Toren. Der Sensenmann als Poltergeist! In unserer Situation musste man gar nicht hellhörig oder hellseherisch sein, um zu der Einsicht zu gelangen, dass wir - in Anbetracht unserer mehr oder weniger moribunden Konstitution - den gefassten Plan eines Rückblicks auf unsere gemeinsame Lebensgeschichte eher früher als später verwirklichen sollten. Und so begannen wir im Frühjahr 2016 unseren elektronischen, transatlantischen Gedanken- und Erinnerungsaustausch, dessen erste Version in dem Online Journal Glossen, Vol. 42, im Herbst 2016 erschienen ist.

Dieser Austausch ließ sich jedoch nicht, wie wir beide bald erkennen sollten, auf diese Veröffentlichung eindämmen, er breitete sich vielmehr immer weiter aus, so dass die ursprüngliche Version immer umfangreicher wurde. Gerald beschloss sie schließlich mit der längeren Betrachtung, wie er in letzter Zeit mit dem Tod immer häufiger vertrauliche Zwiegespräche führte und er kam zu dem Schluss, bis zum Ende seines Lebens seine Rolle auf der Bühne dieser Welt unverdrossen weiterzuspielen.

In den folgenden Monaten wurden Gerald's E-Mails immer wortkarger. Er berichtete von seinen zunehmenden Gebrechen und weiteren Krankenhausaufenthalten. Als im Jahr 2018 der Frühling ins Land zog, schickte er mir seinen letzten Text zur Veröffentlichung in Glossen mit dem Titel *Endlich – der Frühling kommt*. Seine letzte E-Mail vom Sommer 2018 schloss mit dem Gruß „Bis bald, Dein Freund Gerald“. Danach ist er endgültig verstummt.

Blicke ich heute auf unsere lebenslange Freundschaft zurück, so erscheint sie mir geradezu als Seelenverwandtschaft und erinnert mich an die lebenslange Freundschaft von Narziss und Goldmund in dem gleichnamigen Roman von Hermann Hesse. Während mein Leben trotz aller Wanderschaft letztendlich eine akademische *vita contemplativa* darstellt, nach dem Modell von Hesses Klosterbruder Narziss, entfaltete sich Gerald's Lebensgeschichte vor allem als artistische *vita activa*, in der Nachfolge von Hesses Abenteurer Goldmund, wobei Gerald es immer wieder verstand, unsere Träume und Alpträume, unsere Phobien und Phantasien mit seinen diversen Talenten und Projekten zu verwirklichen.

Gerald war kaum gestorben, machte mir ein süddeutscher Verlag ein vertragliches Angebot, das vielfach erweiterte Manuskript unseres Gedanken- und Erinnerungsaustausches möglichst bald als Buch herauszubringen, doch hat sich dieses Unternehmen in wenigen Wochen zerschlagen. Inzwischen hat der Berliner Verlag Vorwerk 8, der bereits am Design von Gerald's zwei Einstein-Bänden beteiligt gewesen war, Interesse an einer Buchveröffentlichung bekundet und so hoffe ich, dass wir die Vorarbeiten dazu bald in Angriff nehmen können.

Ich will mit diesem Buch unserer langen Freundschaft noch einmal ausführlich gedenken, ich will bei dieser Gelegenheit auch noch einmal Stimmen von Gerald's besten Freunden versammeln und - last but not least - ich will Gerald's Leben und Lebenswerk feiern, in all seiner geradezu märchenhaften Schönheit, in all seiner kreativen Euphorie und morbiden Melancholie und nicht zuletzt, all seinen schrecklichen Schicksalsschlägen zum Trotz. Gerald's Lebenskunst ist ein wanderndes Kunstwerk, eine vagantische Tragikomödie, gerade so exemplarisch und extravagant, wie es in manchen Romanen steht. Die Zeit dafür ist gekommen. Carpe diem! Tempus fugit ...

Memento mori! Wie der Zufall es mal wieder so wollte, ereilte auch mich noch im selben Monat, in dem Gerald starb, die Schreckensnachricht, dass mein Zungenkrebs zurückgekehrt war, und diesmal mit wuchernder Wut und Wucht. In der relativ schnell erfolgten Operation im August verlor ich mehr als die Hälfte meiner Zunge, die durch Gewebe aus meinem Oberschenkel ersetzt wurde. Kein Wunder, dass es mir seitdem mehr oder weniger vollkommen die Sprache verschlagen hat.

Während ich in den Wochen nach der Operation zumindest einigermaßen einfache Sätze radebrechen konnte, machte die lange und nachhaltige Bestrahlungstherapie das Reden die letzten zwei Monate schlechtweg unmöglich. Wenn Schweigen die Geheimsprache der Toten ist, so spreche ich sie inzwischen geradezu fließend. Und da ich bis heute zudem kaum schlucken kann, werde ich weiterhin ausschließlich durch eine Magensonde ernährt.

Kurzum, mein Zungenkrebs hat mein Leben beträchtlich verändert. Laut Statistik belaufen sich meine Überlebenschancen letztendlich auf 50 - 60 Prozent. Das heißt, ich bin salopp gesprochen schon mehr oder weniger halbtot. Nichtsdestotrotz hab ich mich in der Zwischenzeit - von meinen diversen Handicaps mal abgesehen - zumindest rein körperlich wieder recht gut berappelt und poltere, von neuen literarischen Projekten begeistert, an die Türen von Verlegern und weiteren Mitarbeitern.

Von der Lebenskunst zur Überlebenskunst: Gerald's Tod erinnert mich an ein langes, sechzehnstrophiges Gedicht, das ich damals in Heidelberg geschrieben und Gerald gewidmet hatte. Es war seinerzeit in den *Heidelberger Straßentexten* samt Widmung erschienen und seine letzte Strophe zieht die Lebenssumme aus den vorherigen Strophen und lautet:

Das Leben soll leben, soll überleben,
jetzt, hier, nicht irgendwann, irgendwo,
Gott hat mir darauf sein Wort gegeben,
nimm mich beim Wort, ich will es so.

Vielleicht würde ich heute an Stelle von Gott eher Goethe schreiben. Jedenfalls stecken mir Gerald's letzte Worte "Bis bald" bis heute im Hals und erinnern mich an Goethes *Wanderers Nachtlied*, das mit den Worten schließt: „Warte nur, balde ruhest du auch.“

Gerald, ich warte gerne noch eine Weile. Jetzt, da du hinter die Kulissen dieser Welt getreten bist und mit dem Tod deine persönliche Bekanntschaft gemacht hast, lass ihn doch bitte schön wissen, dass ich meinen Galgenhumor, den man mir in jüngster Zeit immer wieder nachsagt, sehr gern für eine Galgenfrist eintauschen würde, die noch eine Weile hält, bevor schließlich alle Stricke reißen. Das klappt bestimmt. Du warst doch ein Leben lang ein ausgezeichneter Netzwerker und Lebenskünstler gewesen und so wie ich dich kenne, bist du inzwischen auch ein guter Todeskünstler mit entsprechend vielseitigen Talenten geworden.

Vielleicht kannst Du ja deine jugendlichen Traumtänze in ein paar tolle Totentänze verwandeln, sodass du mit dem trübseligen Tod zu seiner tödlichen Erheiterung ein Tanzbein schwingen könntest. Und bei dieser Gelegenheit könntest Du auch für mich ein gutes Wort einlegen! Mit Chuzpe, Charme und Charisma, grad so wie Du es einst im Leben immer so erfolgreich gemacht und damit bis zum Berliner Kaffeehauskönig geschafft hast.

„Bald“ ist ein sehr relativer Begriff angesichts der Ewigkeit mit all ihrer Unendlichkeit aus Raum und Zeit. Zu dieser ausschweifenden Phantasie brauchen wir weder Gott und die Welt noch Einsteins Relativitätstheorie. Kurzum, ich werde Dir bald nachfolgen, ich verspreche es Dir! Warte nur noch ein Weilchen, mein Weggefährte aus vergangenen Zeiten, und dann schweifen wir wieder aus wie einst, machen uns zusammen auf den weiten Weg unserer Seelenwanderung ...

Doch vorerst will ich zum Schluss kommen und die Gelegenheit dieses Nachrufs wahrnehmen, um dir aus tiefstem Heidelberger Herzensgrunde nachzurufen: Leb wohl, mein Freund. Bis bald! Wo immer du jetzt auch sein magst, ob überall oder nirgendwo, wie dem auch sei, nimm mich beim Wort, ich will es so. Leb wohl, ich will es so! Aller Sterblichkeit zum Trotz! Vergiss nicht, des Menschen Wille ist sein Himmelreich ...

Und dies ist mein letzter Wunsch und Wille,
auch wenn ich nur noch stumme Worte find,
der Himmel soll wissen, wie dankbar ich bin,
dass wir zwei uns auf Erden begegnet sind!

Gabriel Berger – Erinnerung an Ulrich Schacht

(geboren am 9.03.1951 gestorben am 16.09.2018).

Ich lernte Ulrich Schacht im Februar 1979 in Hannover kennen. Damals sind interessierte Personen aus mehreren bundesdeutschen Städten, sämtlich ehemalige DDR-Bürger, in einem Lokal in Hannover zusammengekommen, um über die Gründung eines Selbsthilfevereins ehemaliger DDR-Bürger zu beraten. Ich war seit der Entlassung aus der DDR-Haft knapp zwei Jahre im Westen, Ulrich Schacht drei Jahre. Ich kam mit einer starken Gruppe aus West-Berlin, Ulrich mit einer kleineren aus Hamburg. Sofort ist mir der rhetorisch brillante, impulsive, logisch argumentierende Ulrich aufgefallen. Er war mir sehr sympathisch und das beruhte auf Gegenseitigkeit.



Foto: li.: Gabriel Berger, Re. Ulrich Schacht / Archiv Gabriel Berger

Der Selbsthilfeverein ehemaliger DDR-Bürger wurde am 5. April 1979 in West-Berlin gegründet. In anderen Städten, auch in Hamburg, war die Anzahl interessierter Personen anscheinend nicht groß genug, um entsprechende Vereinsfilialen zu gründen. Der westberliner Verein widmete sich satzungsgemäß voll und ganz der sozialen Arbeit. Neu aus der DDR ankommende Personen, die entweder legal ausreisen durften, auf abenteuerlichen Wegen geflohen waren oder als politische Häftlinge in die Bundesrepublik verkauft wurden, konnten sich bei dem Verein melden, um für die ersten Schritte in der neuen westlichen Welt Unterstützung zu bekommen. Trotz der geographischen Entfernung zwischen Berlin und Hamburg kooperierte Ulrich zunächst mit dem Verein, entschied sich aber bald, andere Wege zu gehen. Denn die vorwiegend soziale Agenda des Selbsthilfevereins und dessen stark nach links tendierende Ausrichtung war Ulrich, der vier Jahre seines Lebens als Staatsfeind im Gefängnis Brandenburg verbringen musste, zu lau. Er versuchte, den Verein auch dazu zu nutzen, in der Öffentlichkeit die Missstände in der DDR, die Zustände in Gefängnissen, die permanenten Menschenrechtsverletzungen anzuprangern. Ich schloss mich seiner Meinung an. Doch der Vorstand des Vereins bestand aus Personen, die meinten, die Entspannungspolitik der damaligen sozial-liberalen Bundesregierung gegenüber der DDR nicht durch anders ausgerichtete politische Aktivitäten stören zu wollen und die permanent von der Angst geplagt waren, von „rechten Medien und Organisationen“ vereinnahmt zu werden. Hinzu kam, dass immer mehr Mitglieder westberliner K-Gruppen dem Verein beitraten, ihn nach und nach dominierten und für ihre politischen Zwecke instrumentalisierten. Ganz im Sinne von Ulrich Schacht forderte

ich, der Verein solle nur ehemalige DDR-Bürger aufnehmen und alle anderen ausschließen. Da dies vermeintlich aus Gründen der Demokratie nicht möglich war, stellten Ulrich und ich die Zusammenarbeit mit dem Selbsthilfverein ein.

Dass unsere Entscheidung, sich von dem Selbsthilfverein zu verabschieden, richtig war, konnte ich Anfang der neunziger Jahre aus Stasi-Akten herauslesen. Es stellte sich heraus, dass der „Selbsthilfverein ehemaliger DDR-Bürger“, den die Staatssicherheit in ihren Akten als DDR-feindlich einstufte, nach und nach von Westberliner Stasi-IMs infiltriert und damit neutralisiert wurde. Zuletzt waren etwa 30 % der Mitglieder des Vereins Stasi-Zuträger, unter ihnen der Anwalt des Vereins, ein Mitarbeiter des Gerling-Konzerns, der nach jeder Vereinssitzung einen Bericht an die Staatssicherheit in Ostberlin versendete. So hat die Stasi schließlich erreicht, dass der für sie missliebige Verein 1982 aufgelöst wurde.

Ulrich Schacht pflegte damals, Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre enge Kontakte zum konservativen Flügel der SPD, besonders zu verdienstvollen SPD-Mitgliedern um Hermann Kreuzer, die einst als Funktionäre des Ostbüros der SPD in Ostberlin und in der Ostzone verhaftet worden waren und langjährige Haftstrafen in der Sowjetunion und in der DDR verbüßt hatten. Wohl wurden sie nach ihrer Haftentlassung in der Bundesrepublik ausgezeichnet und für die Haftzeit entschädigt, aber in der Situation der Annäherung der SPD an die DDR und die SED als potentielle Störenfriede betrachtet und deshalb von allen Funktionen in der SPD ferngehalten. Ulrich Schacht, der die Traditionen der SPD von Kurt Schumacher und Carlo Schmidt als seine politischen Leitlinien betrachtete, überzeugte mich damals, der SPD beizutreten, damit es in der Partei mehr Gleichgesinnte gebe. Das erinnerte mich an die Idee von 1968, der SED beizutreten, um diese, wie damals in der Tschechoslowakei, zu einer Reformpartei zu machen. Das ging damals gründlich ins Auge, trotzdem folgte ich der Aufforderung von Ulrich.

Als frisches SPD-Mitglied besuchte ich eine Sitzung der Berliner Wohnbezirksgruppe der SPD in Berlin Friedenau. Auf der Tagesordnung stand ein Vortrag über die aktuelle Situation in der DDR. Der von der SPD-Gruppe eingeladene Referent wies sich als ein kompetenter Sachkenner aus. Er war Mitglied der DKP und stand deshalb in der Bundesrepublik als Lehrer unter Berufsverbot. Sein Referat war eine Eloge auf die harmonische sozialistische Gesellschaft der DDR. Mich packte das nackte Entsetzen. Es war die erste und letzte SPD-Sitzung, die ich besuchte, denn die Einladung des DKP-Mitglieds als Referenten in Sachen DDR demonstrierte den Trend in der SPD, keine Berührungspunkte gegenüber Kommunisten zu haben. Vorbei war die Zeit, als Kurt Schumacher die Kommunisten als rot lackierte Faschisten bezeichnete. Als Ulrich Schacht das begriff, entfernte er sich endgültig von der SPD. Ich ließ meine SPD-Mitgliedschaft einschlafen, indem ich keine Beiträge zahlte.

Ich besuchte Ulrich einige Male in seiner Hamburger Wohnung. Sie war mit Regalen vollgestellt, die überall standen, in Zimmern, aber auch im Flur. Die Zahl der Bücher ging sicher in die Tausende. An einem Abend schlug mir Ulrich, ein begeisterter Cineast, vor ins Kino zu gehen. Wir wählten einen Thriller aus. Doch in dem Filmpalast mit zahlreichen Kinos verfehlten wir den richtigen Saal. Als der Film begann, bemerkten wir den Fehler. Denn der hier vorgeführte Film hieß „Der Mann, der aus dem Eis kam“. Wir waren schon dabei, fluchtartig den Saal zu verlassen, um den richtigen zu suchen. Da bemerkten wir, dass die Hauptdarsteller des Filmes die berühmten Beatles waren. Also blieben wir neugierig sitzen. Als Mitglieder einer Steinzeithorde liefen die Beatles auf allen vieren herum und kommunizierten miteinander in einer eigens für den Film kreierten Steinzeitsprache. Knüppel schwingend und Steine werfend konkurrierten sie mit einer anderen Horde um Jagdgründe, wobei ihnen immer wieder brüllende Dinosaurier in die Quere kamen. Es war ein horrender Blödsinn. Ich kann mich aber nicht erinnern, jemals im Kino so gelacht zu haben.

1980 war das denkwürdige Jahr, in dem nach langen Streiks an der Danziger Werft die freie Gewerkschaft Solidarność entstand. Sie wurde im September 1980 gegründet und hatte nach wenigen Monaten 10 Millionen Mitglieder. Das war ein Viertel der polnischen Bevölkerung, einschließlich Kinder, eine Weltsensation. Solidarność war aber nicht nur, wie sie sich etikettierte eine Gewerkschaft, sondern eine pluralistische demokratische Massenbewegung, die sich anschickte mit Parallelstrukturen zur kommunistischen Staatsmacht diese auszuhebeln und zu ersetzen. Es war ein sehr ehrgeiziges und riskantes Projekt. So ganz konnte ich an den Erfolg der Solidarność nicht glauben, denn der Einmarsch der Truppen des Warschauer Vertrages in die Tschechoslowakei 1968 hatte die Entschlossenheit der Sowjetunion gezeigt, das kommunistische System mit allen Mitteln zu verteidigen. Ich war skeptisch, zugleich aber euphorisch. Bei diesem weltpolitischen Ereignis wollte ich unbedingt dabei sein.

Im Frühjahr des Jahres 1981 lief mein Zeitvertrag am Institut für Kerntechnik der Technischen Universität Berlin aus. Ich bot diversen Zeitungen und Rundfunksendern an, aus Polen zu berichten, begründete mein Angebot mit meinen polnischen Sprach- und Landeskenntnissen. Doch als Physiker ohne journalistische Erfahrungen und Kenntnisse hatte ich keine Chance, niemand nahm mein Angebot an. Meine Versicherung,

mich in jedes Gebiet in Windeseile einarbeiten zu können, nutzte nichts. Heute fällt mir in diesem Zusammenhang eine ostdeutsche Physikerin ein, die es bis zur Bundeskanzlerin gebracht hat. Mich wollte aber in den Medien niemand ernst nehmen. Da fiel mir mein Freund Ulrich Schacht ein, der damals ein fester freier Mitarbeiter der *WELT* gewesen ist, soweit ich mich erinnere im Ressort Kultur. Er wohnte nach wie vor in Hamburg. Ich rief ihn an und machte ihm den Vorschlag, dass wir beide zusammen nach Polen reisen, um von dort zu berichten. Seine journalistischen Fertigkeiten und meine Polnisch-Kenntnisse würden sich glänzend ergänzen. Ich rannte bei Ulrich offene Türen ein. Er war von Anfang an von meiner Idee begeistert. Und prompt erhielten wir vom Chefredakteur der *WELT* Herbert Kremp einen offiziellen Auftrag, zum außerordentlichen Parteitag der regierenden kommunistischen Partei Polens PVAP nach Warschau zu reisen. Der Sonderparteitag, dessen Thema die Krisensituation in Polen sein sollte, wurde für den Juni 1981 anberaumt.

Diese Reise wurde für uns beide zu einem großen Erlebnis, das unauslöschlich in unserem Gedächtnis blieb. Die Rahmenbedingungen der Reise waren abenteuerlich. Als von der Bundesrepublik freigekaufte Staatsfeinde durften wir beide nicht den kurzen Transitweg über die DDR nach Polen nutzen. Der Transitweg von West-Berlin in die Bundesrepublik, darunter nach Hamburg, über die Autobahn war dagegen gemäß einer Viermächtevereinbarung für alle Personen aus dem Westen offen. Außer in extremen Verdachtsfällen durfte die DDR die Autos der Reisenden auf den Autobahnen zwischen der Bundesrepublik und West-Berlin nicht kontrollieren und musste somit auch ihre Staatsfeinde durchlassen. Also fuhr ich ohne Angst und Bedenken mit meinem VW-Käfer von West-Berlin nach Hamburg.

Wir bereiteten uns gründlich auf unsere Begegnungen mit polnischen Oppositionellen in dem von Versorgungsmängeln gebeutelten Land vor. Die Schlangen vor fast leeren Lebensmittelläden waren damals in Polen nach bescheidenem Wareneingang oft hunderte Meter lang. Ich wusste, dass in Polen insbesondere „Kaffee“ und „Schokolade“ zu Fremdworten geworden waren. Nirgendwo konnte man Kaffee kaufen, es wurde meist Kräutertee und Kaffee-Ersatz, ein scheußliches Gebräu, getrunken und in der polnischen „Schokolade“ wurde auf Kakao verzichtet. Wir luden das Auto mit Päckchen Kaffee, Pralinen und Schokoladentafeln voll und fuhren in Hamburg los, aber nicht Richtung Osten, sondern Richtung Norden: nach Puttgarden, dann mit der Fähre nach Dänemark und von dort wiederum mit einer Fähre nach Schweden, um mit einer weiteren Fähre Polen zu erreichen.

Bevor wir uns aber auf die Fähre nach Schweden begaben, nutzten wir die Wartezeit, um uns in der Hauptstadt Dänemarks Kopenhagen umzuschauen. Nach der obligatorischen Runde durch das Zentrum, am Königsschloss vorbei, besuchten wir den berühmten Volksbelustigungspark Tivoli. Dort stießen wir auf ein einmaliges Highlight: einen Mäusezirkus. Wir setzten uns auf eine Bank vor der großen Schaufensterscheibe, die das Publikum, das waren nur wir beide, von der ungewöhnlichen Show trennte. Unzählige graue Mäuse bevölkerten einen großen, hell beleuchteten Raum mit einem in Mäusedimensionen gestalteten Rummel, mit Karussellen, einem Riesenrad und Schaukeln. Auf jedem Platz der Vergnügungsapparate saß jeweils eine Maus. Die Mäuse ließen sich, sichtlich vergnügt, durch die Luft wirbeln. Aus den offenen Fenstern der mäusegerechten bunten Häuser blickten Mäuseköpfe. Mäuse krochen aus Türen und aus Schornsteinen heraus. Hin und wieder stoppten die Karusselle und das Riesenrad, um neue Mäusepassagiere aufzunehmen. Unser vergnügtes Stauen nahm kein Ende. Wie kleine Kinder erfreuten wir uns an dem Anblick der auf dem Rummel und in den Häusern wuselnden Mäuse. Fast zwei Stunden verbrachten wir so vor diesem Weltwunder. Wir hatten unseren Spaß und waren uns sicher, dass auch die Mäuse ihren Spaß hatten.

Etwa zehn Jahre später besuchte ich auf einer Urlaubsreise in Kopenhagen den Vergnügungspark Tivoli. Einen Parkaufseher fragte ich, recht unbeholfen in Englisch, nach dem Mäusezirkus. Er schaute mich verständnislos an, dachte nach und antwortete schließlich, Tierschützer hätten schon vor Jahren veranlasst, dass der Mäusezirkus wegen nicht tiergerechter Haltung beseitigt wurde. Das war typisch: Grüne Asketen gönnten den Mäusen nicht das Vergnügen.

Von Dänemark fuhren wir mit der Fähre nach Schweden und setzten unsere Reise mit dem PKW Richtung Malmö fort. Von dort ging es nachts weiter mit der Fähre nach Swinemünde in unser Zielland Polen und schließlich auf der Landstraße Richtung Warschau. Von Hamburg nach Warschau sind es auf dem Landweg etwa 750 Kilometer, für uns als Staatsfeinde der DDR war es eine Weltreise.

Finanziell waren wir von der *WELT* nicht besonders üppig ausgestattet. Wir bekamen Honorare und eine Spesenpauschale, versuchten deshalb möglichst wenig für die Übernachtungen zu bezahlen. Also quartierten wir uns spartanisch in einem Studentenheim ein. Wir akkreditierten uns als Journalisten bei dem Sonderkongress der Partei und folgten aufmerksam den Beratungen, um auftragsgemäß über sie berichten zu können. Doch unser Interesse galt weniger den Parteibonzen, die von der Solidarność bedrängt um das Überleben ihres totalitären Systems bangten, als vielmehr den mutigen Akteuren dieses atemberaubenden

politischen Spektakels, den Führern der Solidarność. Also suchten wir, sobald es uns der Zeitplan des Parteikongresses erlaubte, die Warschauer Zentrale der freien Gewerkschaft Solidarność auf.



Freiheit für politische Gefangene

Unabhängige autonome Gewerkschaft Solidarność

Die in dem Haus übliche Sicherheitskontrolle überwinden wir mit einem Päckchen Kaffee. So und mit Pralinen verschafften wir uns auch ohne eine Wartezeit den Zugang zum Warschauer Vorsitzenden der Solidarność Adam Michnik. Als wir uns beide als ehemalige Dissidenten und politische Häftlinge aus der DDR vorstellten, kam es zur sofortigen Verbrüderung mit der gesamten Warschauer Führungsriege der Solidarność: Michnik, Kuroń, Modzelewski, Lityński, Geremek, Szaruga, viele boten uns sofort das „Du“ an und alle waren mit uns gesprächsbereit. Es war für uns ein Heimspiel. Wir beide, Ulrich Schacht und ich, verspürten unter den mutigen Kämpfern für ein demokratisches Polen heimatliche Gefühle, die weniger aus dem nur mir zuzuschreibenden polnischen kulturellen Hintergrund, als aus der Ideen- und Seelenverwandtschaft folgten. Für uns beide war es schmeichelhaft von den mutigen Herausforderern der kommunistischen Staatsmacht Polens als Ihresgleichen anerkannt zu werden. Und es standen uns sofort alle Warschauer Solidarność-Führer, die gesamte Garde polnischer Revolutionäre, als Interview-Partner zur Verfügung, was bei Journalistenkollegen, und als solcher durfte auch ich mich damals wohl sehen, berechtigten Neid auslöste. So manche Journalisten von großen Zeitungen und Weltagenturen wandten sich an uns, um an intime Informationen aus dem Zentrum der Solidarność zu kommen. Damals erfuhr ich hautnah, dass auch bekannte Journalisten nur mit Wasser kochten und zuweilen aus Mangel an Informationen mit Floskeln jonglierten. Doch ich bewunderte deren schnelle Auffassungsgabe und die Fähigkeit, mit einem Minimum an Informationen das Maximum an Kompetenz vorzutäuschen.

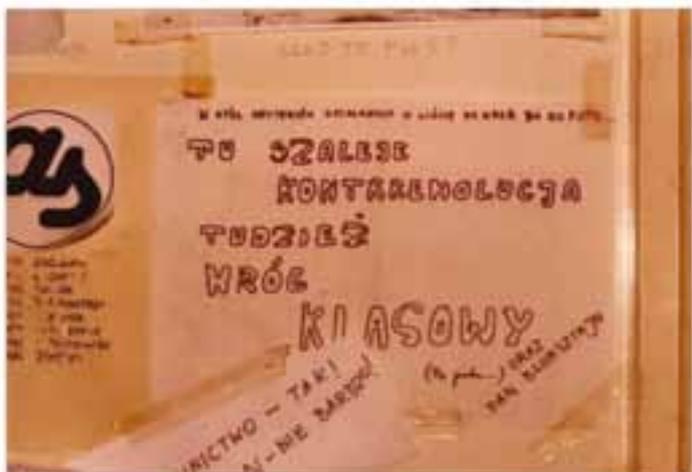


Politische Gefangene freilassen
Solidarność „Mazowsze“ (Region)

In Kooperation mit mir als einem Sprachkundigen schrieb Ulrich für *DIE WELT* Berichte, die das Gebot journalistischer Neutralität mit Bravour verletzten. Denn im Gegensatz zur Mehrheit westlicher Journalisten betrachteten wir uns in Polen nicht als neutrale, unparteiliche Berichterstatter, sondern als Fürsprecher der demokratischen Opposition. Für uns, ehemalige Häftlinge aus der mit Polen „befreundeten“ DDR, kam eine solche Unparteilichkeit nicht in Frage, auf die Gefahr hin, für unseriös erklärt zu werden. Die politische Redaktion der *WELT* war jedenfalls mit uns zufrieden, was der Wortgewalt Schachts, meinen Polnisch-Kenntnissen und unserem neugierigen Eindringen in die geheimsten Winkel der polnischen Gesellschaft zuzuschreiben war. Mit Erfolg boten wir unsere Dienste auch anderen Zeitungen und Zeitschriften an, so der linken „Tageszeitung“ und der Zeitschrift „Spontan“. Auch im RIAS, wo mein damaliger Freund Gafron in der Jugendentredaktion

arbeitete, öffneten sich für mich die Türen. Als ehemalige Dissidenten aus der DDR hatten wir das klare Anliegen, die demokratische Bewegung in Polen zu unterstützen und handelten deshalb ohne politische Scheuklappen, was uns einige Linke wie Konservative übelnahmen. Was für uns zählte, war ausschließlich die Bereitschaft des Mediums, ungefärbte Berichte über die Lage in Polen zu veröffentlichen, was damals alles andere als selbstverständlich war.

Es war ein vergleichsweise recht bescheidener Kampf, der uns beiden, Ulrich Schacht und mir, in der DDR Gefängnisstrafen eingebracht hatte. Hier in Polen wurde der Kampf gegen die kommunistische Staatsmacht mit schwindelerregender Effizienz auf höchster Ebene geführt. In unseren Berichten ergriffen wir Partei für die Solidarność und bangten mit ihr um ihr Schicksal, angesichts der Erfahrungen von 1968. Wird die Sowjetunion die polnische Herausforderung für ihren Einfluss in Osteuropa hinnehmen? Adam Michnik, einer der Gründer des Komitees zur Verteidigung der Arbeiter (KOR) und der Warschauer Führer der Solidarność, kokettierte mit der sowjetischen Bedrohung. Er trug einen Button mit der Aufschrift: „Ich liebe die Sowjetunion“. Und die Wand seines Arbeitszimmers zierte die Losung: „Diktatur ist ein System, in dem ein Polizist mehr verdient als ein Lehrer“. Unterschrift: Lenin.



Laut Kriterien, die von ZK der KPdSU (sowjetische Partei) im Brief an das ZK der PVAP (polnische Partei) festgelegt wurden...
grassiert hier die Konterrevolution und der Klassenfeind.

Das Auftreten der Solidarność-Führer erinnerte häufig an die „Spaßguerilla“ der linken Studenten in Deutschland Ende der sechziger Jahre. Der reale Sozialismus, der in Polen einen totalen Zusammenbruch der Wirtschaft und einen Mangel an allen lebensnotwendigen Gütern zur Folge hatte, konnte nicht mehr ernst genommen werden. Er war nur noch ein schlechter Scherz der Geschichte. Nur Armee und Polizei garantierten den Bestand der kommunistischen Macht. Aber auch die bewaffneten Formationen schienen langsam auf die Seite der Solidarność zu driften, worüber wir unter anderem in der *WELT* aus internen Quellen berichteten. Der Ausgang dieser Machtprobe war ungewiss.

Mit unserem Geld, der Deutschen Mark, waren wir in Polen reich. Nach dem Tausch eines Geldscheins füllten sich unsere Taschen prall mit polnischen Banknoten. Besonders guten Kurs bekam man beim illegalen Tausch. Man musste allerdings aufpassen, um beim Tauschen nicht einem üblen Trick aufzusitzen. Das passierte Ulrich, der im Studentenwohnheim, vor der Tür unseres Zimmers im vierzehnten Stock, einen fünfzig D-Mark-Schein in Złoty tauschte. Der gewiefte Händler zählte vor unseren Augen die Złoty-Scheine, alles schien zu stimmen. Als er bereits unterwegs zum Fahrstuhl war, bemerkte Ulrich, dass der Verkäufer die Scheine geknickt und doppelt gezählt hatte. Wie ein Blitz stürmten wir beide aus dem Zimmer und erwischen den Gauner am Fahrstuhl. Er beugte sich unserer Übermacht und zahlte Ulrich die fehlende Hälfte des Geldes aus.

Viel konnten wir in Polen mit dem Geld nicht anfangen. Die meisten Läden waren leer, die Qualität der verfügbaren Waren katastrophal, das Essen in Gaststätten dürftig, aber spottbillig. Eine Sache entdeckten wir aber, die sich zu kaufen lohnte: Bücher. Wir fanden im Zentrum von Warschau eine Buchhandlung mit fremdsprachigen Büchern. Die deutschsprachige Abteilung erwies sich als recht ansehnlich. Es waren Bücher aus der DDR. Ulrich kaufte alle verfügbaren Romane, Gedichtbände, Bildbände, historische Abhandlungen. Ich war wesentlich bescheidener. Wir ließen uns die Bücher in mehrere große Kartons einpacken und schleppten sie zum Auto. In der Bundesrepublik hätten wir für sie mindestens das Zehnfache bezahlt.

Die journalistische Kooperation zwischen Ulrich Schacht und mir hatte, trotz mancher Querelen, tadellos geklappt. Als Autoren der Beiträge galten wir in der *WELT* beide. Ich war kein Literat, sondern ein Physiker. Dem entsprechend war meine Sprache sachlich und konkret, auch hatte ich keine literarischen Ambitionen. Meine Domänen waren seit frühester Jugend Mathematik und Physik, meine Schulaufsätze sind hölzern und schwach gewesen. Doch mir imponierten Ulrichs Wortgewalt, die Dramaturgie seiner Beiträge, die oft überraschenden Pointen. Durch die intensive Kooperation mit ihm fing ich Feuer für das geschriebene Wort.

Nach unserer Rückkehr nach Deutschland versuchte ich, Informationen, die ich aus Quellen der polnischen Emigration gewann, eigenständig journalistisch zu verwerten. Und siehe da, meine Beiträge wurden in der *WELT* veröffentlicht. Ich entdeckte in mir ein bislang unbekanntes Talent und hatte es Ulrich Schacht zu verdanken. So reiste ich also auch allein nach Polen, um von dort für die *WELT* zu berichten, wobei ich aber von West-Berlin aus den für mich kürzeren Weg über Westdeutschland und die Tschechoslowakei wählte.

Höhepunkt der journalistischen Missionen, die ich teils gemeinsam mit Ulrich Schacht, teils allein bestritten habe, war unsere Berichterstattung vom Kongress der Gewerkschaft „Solidarność“, der im September 1981 in Danzig stattgefunden hat. Wir erlebten in der Kongresshalle im Danziger Stadtteil Oliwa eine revolutionäre Aufbruchsstimmung, die man in der deutschen Geschichte mit der Zusammenkunft der Nationalversammlung in der Pauluskirche im März 1848 vergleichen könnte. Acht Jahre später befand sich die DDR in einer ähnlich dramatischen Umbruchsituation.

Unsere Beiträge für „DIE WELT“ vermittelten die euphorische Stimmung des Kongresses, aber auch die Sorge um den Bestand und die Zukunft dieser hoffnungsvollen Entwicklung. In Danzig, der Stadt in der nach langen Streiks in der Werft die demokratische Massenbewegung begann, begegneten wir wieder allen Spitzenkräften der Solidarność.



Danziger Lenin-Werft

Losungen:

Das gegenwärtige Programm bedeutet Hunger!

Wir fordern die Freilassung der politischen Häftlinge!

Der Vorsitzende der Solidarność Wałęsa stand uns aber leider nicht persönlich für ein Interview zur Verfügung, lediglich seine Ehefrau Danuta. Wir besuchten sie zu Hause. Als echter Arbeiterführer, von Beruf Elektriker, bewohnte Wałęsa mit seiner Frau und acht Kindern eine bescheidene Vierzimmerwohnung in einer Plattenbau-Siedlung am Rande von Danzig. Unseren Aufenthalt in Polen nutzten wir für einige Ausflüge in die herrliche Ostseelandschaft. Wir besuchten Toruń, die Heimatstadt von Kopernikus, reisten zu Michnik nach Warschau und zu meinen alten Freunden aus der Schulzeit nach Breslau.



Ulrich Schacht mit polnischen Jugendlichen vor meinem VW Käfer

In unseren Berichten in Zeitungen und Zeitschriften schwang bei aller Euphorie ein Bangen um das Schicksal des demokratischen Pflänzchens „Solidarność“, das zwar über die polnischen Massen, nicht aber über das Militär verfügte. Als wir uns Anfang November 1981 auf den Heimweg von einer erneuten journalistischen Tour in Polen machten, wurde kurz vor Stettin unsere Befürchtung zur Gewissheit. Plötzlich vernahmen wir einen ohrenbetäubenden Motorenlärm und der Himmel verdunkelte sich von Hunderten von Hubschraubern.

Was das hieß, war uns sofort klar, es war eine Übung für den Ernstfall, für die militärische Rückeroberung des Landes durch die von der Gesellschaft im zivilen Bereich bereits weitgehend entmachtete Regierung.

Da wir beide die Ausrufung eines Ausnahmezustands in der nächsten Zeit befürchteten, waren wir bestrebt, noch vorher wieder nach Polen einzureisen. Also reichte ich, wie inzwischen gewohnt, bei der polnischen Militärmission in Westberlin, die damals auch konsularische Aufgaben erfüllte, zwei Visum-Anträge ein, für mich und für Ulrich Schacht. Zu meiner Überraschung erhielt ich eine Absage, das Visum wurde uns beiden verweigert. Den Grund hierfür ahnte ich natürlich und war auf Ulrich Schacht wütend. Denn zu Beginn unserer journalistischen Mission in Polen hatte ich vorgeschlagen, wir sollten unter einem Pseudonym schreiben, unsere Identität verbergen, damit es nicht zu einer Konfrontation mit den polnischen Behörden komme. „Kommt nicht in Frage“ sagte Ulrich kategorisch, der nicht durch ein Pseudonym seinen Ruhm schmälern wollte. Nun wurde uns für seine Eitelkeit die Quittung serviert.



Weg mit der Zensur!

„Warum bekommen wir kein Visum?“, fragte ich mit gespielter Naivität die zuständige Sachbearbeiterin in der polnischen Militärmission. „Warten Sie einen Moment“, sagte sie und verließ den Raum. Nach einigen Minuten kam sie zurück, in Begleitung eines untersetzten Mannes im grauen Anzug. „Herr Berger, kommen Sie bitte mit“, sagte er an mich gewandt. Ich folgte ihm in sein Arbeitszimmer. Er stellte sich vor. Sein Name war Borodziej, seine Funktion: Presseattaché der polnischen Militärmission. „Kann ich zu Ihnen polnisch reden?“, fragte er. „Ja“. „Sie haben aus Polen für deutsche Zeitungen geschrieben“, begann er, „ohne hierfür eine Genehmigung zu haben.“ „Wieso?“, fragte ich. „Ich war doch beim Solidarność-Kongress akkreditiert“. „Aber Sie und Herr Schacht reisten nicht als Journalisten, sondern als Touristen ein, also ohne eine offizielle Genehmigung, aus Polen zu berichten“. „Wir wussten nicht, dass hierfür eine besondere Genehmigung erforderlich ist“, stellte ich mich dumm. „Das hätten Sie aber als Journalist wissen müssen. Sie hätten hierfür eine Akkreditierung des Pressebüros des Außenministeriums in Warschau benötigt.“ „Das haben wir leider nicht gewusst“, antwortete ich. „Soll ich Ihnen das glauben? Sie haben doch als Ihren Beruf Student genannt und nicht Journalist.“ Ein ironisches Lächeln huschte über sein Gesicht. Mir wurde unwohl in meiner Haut.

„Aber bevor wir uns über ein Visum unterhalten“, setzte er fort, „erzählen Sie mir mal, was Sie aus Polen geschrieben haben.“ „Was soll ich Ihnen erzählen?“ „Na was Sie geschrieben haben.“ „Aber wenn Sie mich so fragen“, entgegnete ich, „dann haben Sie ganz sicher unsere Beiträge in der *WELT* gelesen. Wir haben wahrheitsgetreu berichtet.“ „Das nennen Sie wahrheitsgetreu?“ „Na also“, erwiderte ich, „Sie haben sie doch gelesen. Über Wahrheit kann man sich streiten. Und Wahrheit muss nicht unbedingt angenehm sein.“

Beim Berliner Staatsschutz erkundigte ich mich nach dem Presseattaché der polnischen Militärmission, Herrn Borodziej. Ich erhielt die Auskunft, es handle sich bei ihm um den Chef des polnischen Auslandsgeheimdienstes für die Bundesrepublik Deutschland.



Vor der Kongresshalle in Danzig-Oliwa

Landeskongress von Delegierten des NSZZ
Solidarność

(Unabhängige Autonome Gewerkschaft)

Etwa zwei Wochen später wurde in Polen der Kriegszustand ausgerufen und die gesamte Führung der Solidarność verhaftet. Der Weg nach Polen war für uns von nun an versperrt. Rückblickend stelle ich fest, dass die journalistischen Reisen mit Ulrich Schacht nach Polen zu den interessantesten Erlebnissen in meinem Leben gezählt haben. Und wenn inzwischen mehrere meiner Bücher erschienen sind, habe ich es auch Ulrich Schacht zu verdanken, der mich zum Schreiben couragiert hat.

Mitgliederlisten

Ehrenmitglieder

Alfredo Bauer (†)
Inge Deutschkron
Ralph Giordano (†)
Georges Arthur Goldschmidt
Joseph Hahn (†)
Stéphane Hessel (†)
Edgar Hilsenrath (†)
Judith Kerr-Kneale
Herta Müller
Paul Nizon
Gustav Regler (†)
Stella Rotenberg (†)
Robert Schopflocher (†)
Egon Schwarz (†)
Fritz Stern (†)
Manfred Winkler (†)

Neue Mitglieder 2018

Reinhard Andress
Wolf Biermann
Zorin Diaconescu
Walter Hinderer
Ilko-Sascha Kowalczyk
Edwin Kratschmer
Paul Michael Lützel
Jürgen Maehder
Wolfgang Müller
Alan Posener
Eugenie Trützschler von Falkenstein
Bettina Wegner
Richard Zipser

Mitglieder

Renate Ahrens
Doğan Akhanli
Gabrielle Alioth
Reinhard Andress
Peter Arnds
Isolde Asai
Gabriel Berger
Wolf Biermann
Burkhard Bierschenck
Jutta Birmele
Peter Blickle
Irène Bourquin
Daniel Cil Brecher

Emina Cabaravdic-Kamber
Karin Clark
Albrecht Classen
Martin R. Dean
Zorin Diaconescu
Esther Dischereit
Martin Dreyfus
Karsten Dümmel
Roland Erb
Andreas Eschbach
Peter Finkelgruen
Dagmar Galin
Stefanie Golisch
Walter Hinderer
Gisela Holfter
Johann Holzner
Barbara Honigmann
Hans Otto Horch
Irmgard Hunt
Jana Jürß
Manfred Keune
Freya Klier
Reinhard Klimmt
Christine Koschel
Ilko-Sascha Kowalczyk
Christian Kracht
Edwin Kratschmer
Günter Kunert
Reiner Kunze
Fred Kurer
Gino Leinweber
Frederick A. Lubich
Oliver Lubrich
Paul Michael Lützel
Jürgen Maehder
Marko Martin
Petra Mattfeldt
Hans Mayer
Roland Merk
Wolfgang Mieder
Wolfgang Müller
Armin Mueller-Stahl
Gerda Nischan
Hans-Christian Oeser
Susanna Piontek
Thomas Poeschel
Hans Poppel
Alan Posener
Geertje Potash-Suhr
Utz Rachowski
Lutz Rathenow
Axel Reitel
Andrea Reiter
Peter Rosenthal
Teresa Ruiz Rosas
Leon Sachs
Susanne Schädlich
Margot Scharpenberg
Udo Scheer
Dieter Schlesak
Heinrich G. F. Schneeweiß

Thomas B. Schumann
Boris Schumatzky
Serdar Somuncu
Benjamin Stein
Guy Stern
Axel Thormählen
Paul Tischler
Stephen Tree
Eugenie Trützscher von Falkenstein
Tereza Vanek
Asli Vatensever
Fred Viebahn
Deborah Vietor-Engländer
Christina Viragh
Friedrich Voit
Inge von Weidenbaum
Markus Weber
Bettina Wegner
Ruth Weiss
Livia Käthe Wittmann
Peter Wortsman
Feridun Zaimoğlu
Hans Dieter Zimmermann
Richard Zipser

Ehrenpräsident

Günter Kunert

Vorstand

Guy Stern (Präsident)
Gabrielle Alioth (Sekretär)
Benjamin Stein (Schatzmeister)

Jutta Birmele (Beisitzerin)
Freya Klier (Beisitzerin, WIP)
Frederick Lubich (Beisitzer)
Axel Reitel (Beisitzer, PEN Newsletter)
Fred Viebahn (Schatzmeister USA, Beisitzer)

Geschäftsführer

Hubert Dammer (Website, PEN Newsletter)

<https://exilpen.org/>

